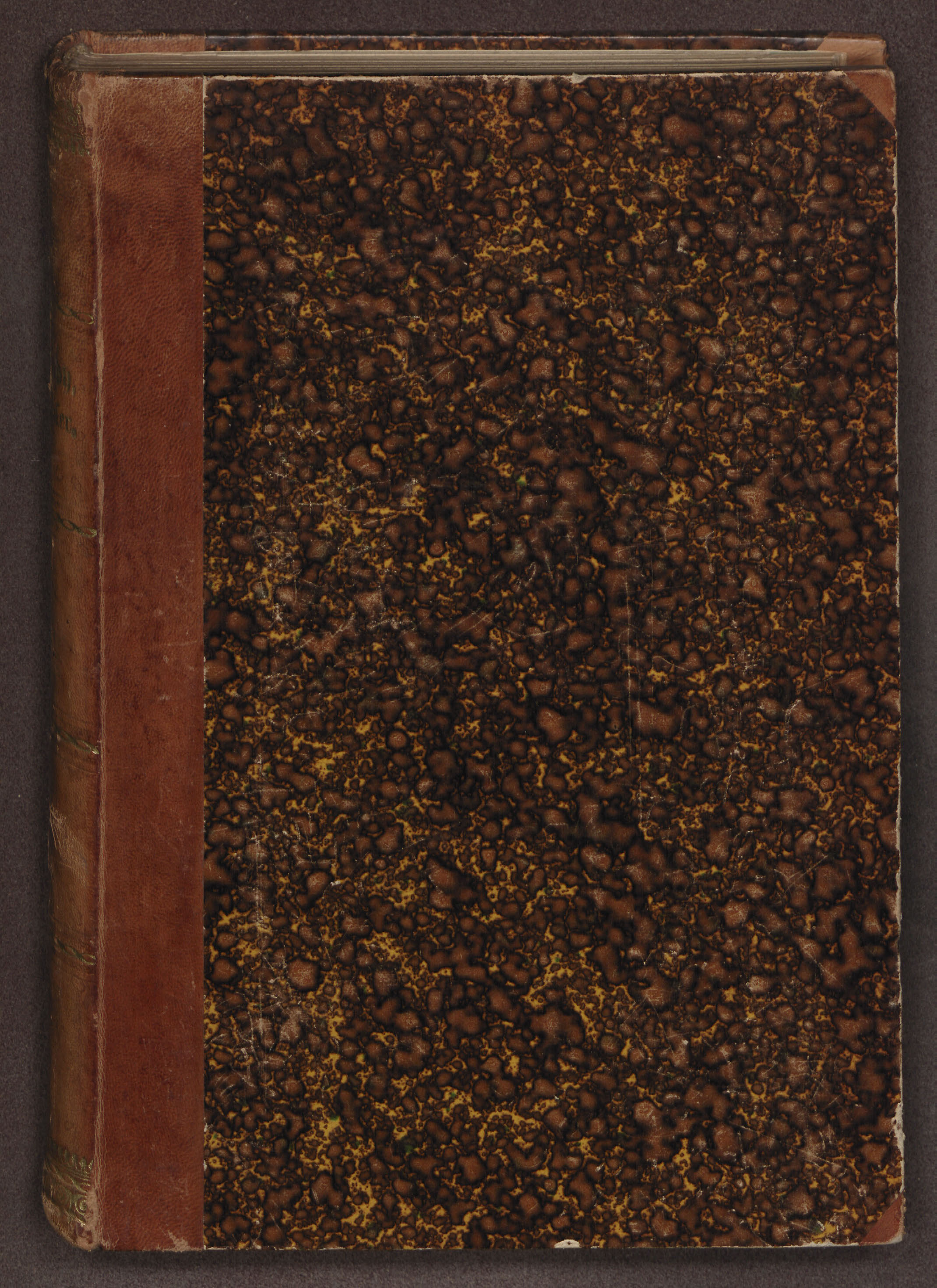
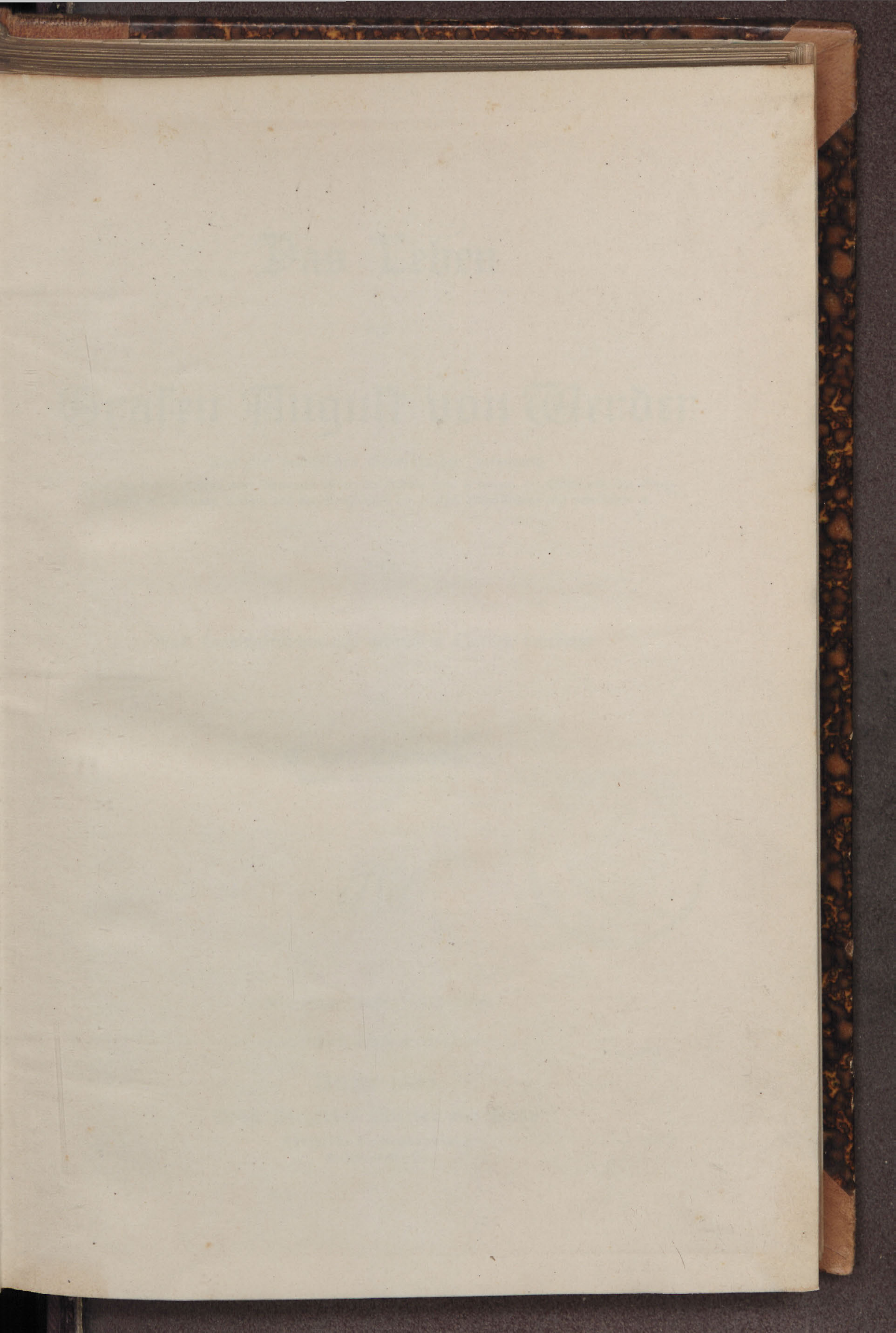
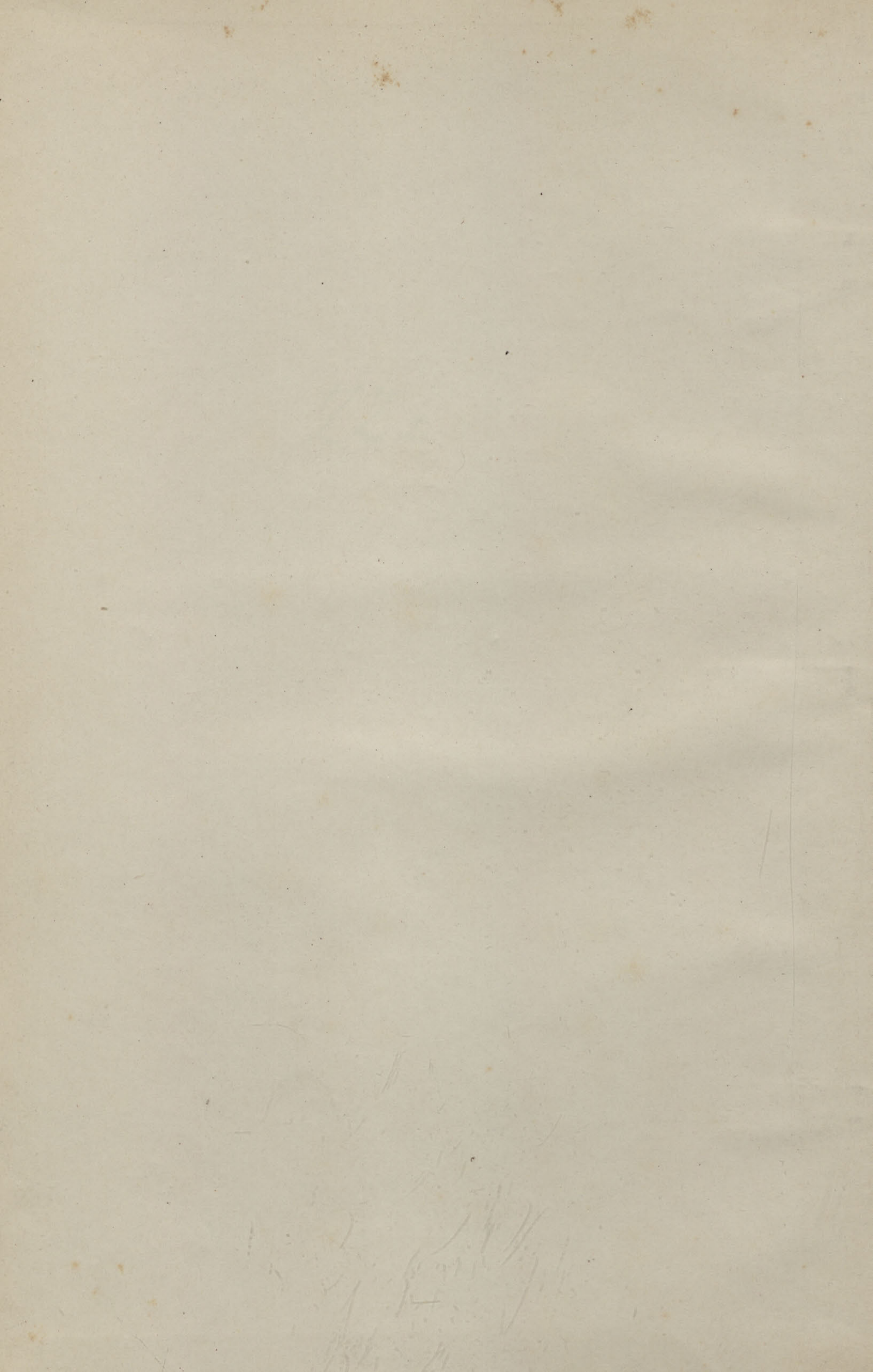






Das Leben

des

Grafen August von Werder

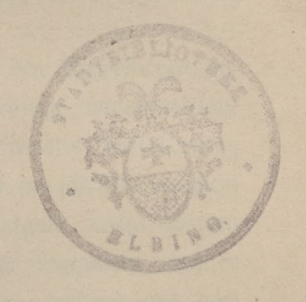
Königlich preußischen Generals der Infanterie,

Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, des Ordens pour le mérite mit Eichenlaub, des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes und des Großkreuzes des Rothen Adler-Ordens mit Schwertern rc.

Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen bearbeitet

von

E. von Conrady,
General der Infanterie z. D.



Mit einer Uebersichtskarte.



Berlin 1889.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—70.



Vorwort.

Nach den Freiheitskriegen nahm mein Vater als Major 1816 seinen Abschied und zog nach Glogau. Hier stand der General v. Werder, Vater des Grafen v. Werder, als Kommandeur der 9. Kavallerie-Brigade, in Garnison. Beide Familien traten bald in engste freundschaftliche Verbindung, welche sich auf uns Kinder übertrug und ausgedauert hat, bis der Tod sie zerriß. Von den Werderschen Kindern, drei Söhnen und vier Töchtern, lebt keines mehr. Der General Graf Werder starb zuletzt.

Noch bei seinen Lebzeiten war viel von seiner Biographie die Rede, und war er mit seiner Schwester, die ihm noch geblieben, einig geworden, daß nach seinem Tode mir das Material zu seiner Lebensbeschreibung übergeben werden sollte.

So erging an mich im Dezember 1887 von den Angehörigen des Generals die Aufforderung, das hinterlassene reichhaltige handschriftliche Material zu einer Lebensbeschreibung zu benutzen, welcher Aufforderung ich gern nachkam in dem Bewußtsein, daß der Mangel an schriftstellerischem Vermögen durch meine warme Hingabe an die Aufgabe ersetzt werden könne; denn so oft wir uns auf unserem Lebenswege begegneten, hat er sich mir stets als der ältere väterliche Freund gezeigt, verband uns doch aus der Glogauer Zeit das vertrauliche Du.

So viel zur Erklärung, daß gerade mir der Vorzug wurde, das gebotene Material verarbeiten zu dürfen, obgleich sich sehr viel gewandtere Federn erboten hatten, eine Biographie zu schreiben.

Wohl entstanden ernste Bedenken bei mir, schon jetzt mit dem Material an die Oeffentlichkeit zu treten. Gebieten doch mancherlei Rücksichten, Vieles zu verschweigen, was bei späterer Geschichtsschreibung zur Aufklärung dienen

mag. Andererseits ist das Leben des Grafen Werder so interessant und lehrreich, daß ich besonders für den Nachwuchs in der Armee die Herausgabe des Lebensbildes für nutzbringend halte. — Außerdem werden in unserer raschlebigen Zeit die hervorragenden Männer der jüngsten Vergangenheit nur zu leicht vergessen. Es können ja jeden Augenblick welterschütternde Ereignisse eintreten. Neue Männer werden dann in den Vordergrund treten, und die Verdienste der älteren Generation verlieren in der Gegenwart ihren Werth. Das Leben Werders aber möge die Hoffnung der jungen Kameraden beleben, daß auch bei schlechten Avancementsaussichten und bei Mangel an Konnexionen ein pflichttreuer, strebsamer, bescheidener, frommer und tapferer Offizier zu den höchsten Ehren gelangen und dem Vaterland unschätzbare Dienste leisten kann.

Der Glanzpunkt im Leben Werders ist seine Thätigkeit im französischen Kriege und in der Stellung als kommandirender General des 14. Armeekorps in Karlsruhe.

Der Feldzug des 14. Armeekorps jenseits der Vogesen ist verhältnißmäßig wenig bekannt, weil er der großen und bedeutenden Schläge bis Belfort entbehrte. Im Publikum ist das Interesse erst erwacht, als es sich der Wichtigkeit der Aufgabe bewußt wurde, welche Werder in den Januartagen 1871 zugefallen. Gerade aus dem Ueberraschenden seines Erfolges erklärt sich die begeisterte Anerkennung, die er in Deutschland gefunden, denn man ahnte kaum, was auf dem Spiel gestanden. Die Darstellung des Feldzuges habe ich in knapper, zusammenhängender Form, aber nur so weit wiedergegeben, als sie als Hintergrund für das daraus hervortretende Bild Werders dienen soll. Besseres wie das Werk des preußischen Generalstabes und das Werk von Loehlein wird der gegenwärtige Geschichtsschreiber nicht geben können. Was ich sonst an gedruckten Quellen benutzt habe, ist im Text angeführt.

Um Werders Empfinden und Handeln schildern zu können, habe ich viel aus handschriftlichen Quellen geschöpft. Zunächst hat sein Bruder, der Geheimrath Albert v. Werder, eine Monographie seines Bruders zusammengestellt, die Auszüge aus Werders Tagebüchern, Briefen, Zeitungen 2c. enthält. Dies Material hat mir aber auch im Original vorgelegen. Werder hat seit dem Jahr 1825, wo er in die Armee eintrat, Tagebücher geführt, die leider zum Theil verloren gegangen oder wenigstens bis jetzt nicht auf-

zufinden waren. Dagegen haben sich viele Briefe von ihm an die Seinigen erhalten, welche ein werthvolles Material bieten.

Für die spätere Geschichtsschreibung dürfte es wichtig sein, daß ich im Archiv zu Grüssow eine Quittung gefunden habe, aus der hervorgeht, daß Werder ausführliche Aufzeichnungen über den Krieg 1870/71 gemacht hat, welche im Archiv der Königlichen Regierung zu Merseburg mit der Bestimmung aufbewahrt sind, sie bis zum Jahre 1900 unter Klausur zu halten.

Möge denn das nachfolgende Lebensbild die Erinnerung an einen Mann wieder beleben, der trotz seiner unbestrittenen Verdienste sich in bescheidenster Weise zurückhielt und nur Freude hatte an der dauernden dankbaren Anerkennung seines Kaisers.

Frankfurt a. O. im März 1889.

E. von Conrady.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erster Abschnitt. Jugendleben und Streben 1

Jugendleben 1

Im Kaukasus 14

Zweiter Abschnitt. Vom Premierlieutenant bis zum Generallieutenant 63

Lange Friedensjahre 63

Der Feldzug gegen Oesterreich 78

Gefecht bei Podkost 83

Gefecht bei Gitschin 85

Königgrätz 93

Dritter Abschnitt. Werder im deutsch-französischen Kriege 104

Werder vor Straßburg 110

Der Feldzug in Burgund bis zum Jahresschluß 155

Die Krisis und Entscheidung 210

Das Ende des Krieges 246

Vierter Abschnitt. Letzte Dienstjahre 275

Fünfter Abschnitt. Letzte Lebensjahre 308

Erster Abschnitt.

Jugendleben und Streben.

Jugendleben.

Am 12. September 1808 wurde dem bei Norkitten in Ostpreußen im Kantonnement liegenden Stabsmajor Hans v. Werder des neu errichteten 1. Kürassier-Regiments auf dem Vorwerk Schloßberg ein Sohn geboren, welcher am 16. September im Schloß von Norkitten bei dem, die Fürstlich Dessauischen Güter verwaltenden Kammerrath Pfeiffer durch den Feldprediger Grein auf die Namen Carl August die heilige Taufe empfing.

Der Stabsmajor Hans v. Werder, ältester Sohn des preußischen Staatsministers v. Werder, war am 28. April 1772 auf dem Familiengut Rogaesen geboren, trat als Junker beim Leib-Karabinier-Regiment in Rathenow ein, machte als Kornet im Regiment von Borstell die Rheinkampagne mit und zeichnete sich bereits bei Kaiserslautern und Pirmasens aus. Im Gefecht bei Hochheim erhielt er als Ordonnanzoffizier des Prinzen Hohenlohe den Orden pour le mérite. Nach diesem Kriege kam er nach Salzwedel in Garnison und verlobte sich hier unter vollstem Einverständniß seines Vaters mit der jüngsten Tochter des Rentiers Wedde, der 17jährigen liebenswürdigen und schönen Friederike Wedde. Die Vermählung fand am 16. Juli 1800 zu Goertzke im Hause seines Schwagers, des Kammerraths v. Schierstaedt, statt.

Das junge Paar siedelte bald nach Kolno in Neu-Ostpreußen über, wo Hans Werder im Dragoner-Regiment Rouquette eine Stabskapitäns-Stelle erhalten.

Auf das junge, mit Kindern reich gesegnete Eheglück fiel im Jahre 1806 der tiefe Schatten von Preußens Fall. In den einzelnen Gefechten wohl glücklich, war schließlich das Schicksal des tapferen Regiments Rouquette-Dragoner, in Danzig eingeschlossen zu werden. Es nahm Theil an der tapferen Vertheidigung der Festung unter dem braven General Graf Kalckreuth, und kam nach der ehrenvollen Kapitulation von Danzig in Kantonnements-

quartiere um Norkitten, wo im November 1807 aus den Regimentern Rouquette-Dragoner und Wagenfeld-Kürassiere das Schlesische Kürassier-Regiment Nr. 1 formirt wurde. Hans Werder, damals 36 Jahre alt, erhielt als ältester Rittmeister die 1. Eskadron und wurde am 11. April 1808 Stabsmajor.

Der neugeborene Sohn August war das fünfte Kind und der dritte Sohn. Dem kleinen Erdenbürger wurde nun zugemuthet, im Dezember die Reise nach Breslau anzutreten, wohin das neuformirte Kürassier-Regiment in Garnison kam. Das Regiment marschirte am 10. Dezember aus Preußen ab und erreichte erst den 29. Januar 1809 Breslau, wo Werder in der Ohlauer Vorstadt ein angemessenes Quartier fand. Vielleicht war die lange Winterreise, vielleicht aber auch die Unvorsichtigkeit der Amme, die dem kleinen blonden Krauskopf öfter in Schnaps getauchtes Kommißbrot reichte, Schuld, daß die Gesundheit des kleinen August zunächst nicht die stärkste war. Jedenfalls ist er im Wachsthum gegen seine Brüder zurückgeblieben, wenn auch sein Körper sich stetig entwickelte und er ein besonders lebhafter Junge wurde.

Als solcher tummelte er sich auf den regelmäßigen Spaziergängen seiner Eltern in Wald und Flur, kam aber einst bei einem solchen Spaziergang an der Oder in eine sumpfige Stelle und wäre unfehlbar versunken, wenn ihn nicht Mutter Natur mit prächtigen langen blonden Locken bedacht hätte, an denen der herzueilende Vater ihn der Gefahr des gänzlichen Versinkens entreißen konnte.

Das Jahr 1813 rief den Vater wieder ins Feld. Als schneidiger Reitersmann spielte er den Franzosen gehörig auf, erhielt bereits am 2. Mai bei Groß-Görschen das Eiserne Kreuz, nahm am 26. Mai in dem berühmten Kavalleriegefecht bei Hainau an der famosen Attacke des Schlesischen Kürassier-Regiments auf fünf feindliche Karrees Theil, wobei das Regiment 14 Kanonen eroberte, wurde Major und im August Kommandeur des Ostpreußischen Kürassier-Regiments Nr. 3. Reich mit Ehren bedacht, kehrte Werder aus dem Kriege 1815 als Oberst und Kommandeur der 9. Kavallerie-Brigade zurück und erhielt Glogau als Garnison, wohin demnächst seine Familie übersiedelte.

August war damals im achten Jahre. Sein Vater setzte ihn auf einen hohen Schimmel, und so lernte er trotz seiner kurzen Beine bald reiten. Auch nahm ihn der Vater zu den Truppenübungen mit. Dabei geschah es, daß einem Ulanen das Pferd durchging und in schnellem Lauf, der Reiter mit eingelegter Lanze, dem auf seinem Schimmel haltenden August entgegenstürmte. Der Ulan, vergeblich bemüht, sein Roß zu zügeln, hatte wenigstens so viel Besinnung, dicht vor August die Lanze so weit zu heben, daß sie nur seine Mütze faßte, ohne den Kopf zu verletzen. Als

man dem Knaben die durchspießte Mütze wieder aufsetzte, geschah es mit einem gewissen Respekt vor der von ihm gezeigten Ruhe.

Den ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt August durch Privatlehrer im elterlichen Hause, und da er ein begabter, fleißiger Knabe war, machte er so gute Fortschritte, daß er im sechzehnten Lebensjahre die Erlaubniß erhielt, als Hospitant auf der Divisionsschule in Glogau sich auf die militärischen Examina vorzubereiten. Denn er war sehr glücklich, als ihn der Vater für die militärische Laufbahn bestimmt hatte, und da er auch beim Reiten, durch den guten Unterricht bei seinem Vater, Geschick und Passion gezeigt, sollte er Kavallerist werden. Unter spezieller Leitung des Divisionspredigers Walther, der später Oberprediger des 5. Armeekorps und dann General-Superintendent in Bernburg wurde, sowie des Professors Dr. Veit vom katholischen Gymnasium und des Premierlieutenants Wendt vom 6. Infanterie-Regiment wurde er so gut vorbereitet, daß er in Berlin das Fähnrichs- und später das Offizierexamen ohne Bedingung bestand.

Durch besondere Königliche Gnade wurde seine Annahme beim Regiment Garde du Corps bewilligt, in welchem Regiment sein ältester Bruder Hans bereits als Sekondlieutenant diente.

Noch ganz erfüllt von seiner Konfirmation, bei welcher der Prediger Walther, übrigens auch ein Freund seines elterlichen Hauses, in ihm den festen Grund für echt christliche Lebensanschauung gelegt, trat der junge Werder, noch nicht 17 Jahre alt, begleitet von den Segenswünschen seiner frommen Mutter, ins Leben. Am 14. Juni 1825 wurde er in die 6. Kompagnie des Regiments Garde du Corps eingestellt.

Es ist interessant, wie er seine damalige Lage ansah. Auch trägt es wohl zu seiner Charakteristik bei, daß er von seinem Eintritt ins Regiment an bis zu seinem Lebensende ein ziemlich ununterbrochenes Tagebuch geführt, welches leider nur theilweise erhalten ist. Wir entnehmen demselben folgende Stelle:

„Berlin, 4. Juli 1825. Seit dem 1. wohne ich bei Buddenbrock. Gestern war ich bei L'Estoqs zu Mittag. Nach Tisch spielte Angélique Einiges auf dem Flügel. Musik macht auf mich immer einen großen Eindruck, obgleich sich dieser gewöhnlich nicht durch Worte äußert. Sie setzt mich oft in eine schwermüthige Stimmung, die aber glücklicher Weise, wie alle Gemüthsbewegungen bei mir, leicht vorüber geht. So auch hier. Während des Spiels dachte ich so über meine Lage nach, über die meiner Eltern, über ihre und meine Zukunft. Ich fühle in den Augenblicken recht innig, wie meine schönste, ruhigste, unschuldigste Zeit mit dem Verlassen des elterlichen Hauses verflossen ist. Wie ganz anders ist es draußen in der Welt, als im Kreise der Familie, wie thöricht die, so sich außerhalb derselben wünschen. Man ist hier allein,

ohne Freunde, ich wenigstens bis jetzt noch ohne solche meines Alters und Ranges, nirgends, selten findet man Jemand, mit dessen Charakter man übereinstimmt, Niemand kennt Einen, Niemand interessirt sich recht herzlich für den jungen Unerfahrenen. Man ist umgeben von Menschen, von denen viele moralisch leicht, alle anderer Meinung, anderer Grundsätze sind. Die Zeit ist schon so verderbt, daß diejenigen, die sich wirkliche Vervollkommnung aller ihrer Kräfte, Erhaltung ihrer Tugend, ihrer Unschuld zum Ziel gesetzt haben, oft der Gegenstand schlechter Witzeleien und boshafter Satyre Anderer werden können. Ich kann mir recht denken, wie Jemand auf solche Weise zur Verstellung oder wirklich zu Handlungen verleitet werden mag, die seiner Ueberzeugung zuwider sind. Ich will mich mit Muth stählen, diesen Wirkungen zu entgehen."

Diese Auslassungen eines noch nicht 17jährigen Jünglings zeigen eine merkwürdige Reife des Geistes und Gemüthes. Es bilden sich bei ihm schon Grundsätze aus, an denen er stetig festgehalten, wenn auch nicht ohne Kampf mit der zuweilen überschäumenden Jugend. Im Ganzen war seine Natur durchaus ernst angelegt, deshalb war er zu steter Selbstprüfung und Selbstquälerei geneigt, die in Entschlußlosigkeit auszuarten drohte. Seine einsichtsvollen Eltern, die er in kindlicher Liebe von allen seinen materiellen und geistigen Nöthen unterrichtete, sahen eine Gefahr für ihn, so daß sie ihm schrieben, er solle sich doch nicht unnütz ängstigen und beunruhigen, vor Allem sich nicht so gehen lassen, das könnte krankhaft werden. Auch sollte sich August wegen der Ausgaben nicht skrupuliren und mehr mitmachen. Wie wenige Eltern werden in der Lage sein, einem heranwachsenden Sohn solche Aufmunterung zu geben!

Werder mußte sich bald überzeugen, daß sein Körper für den Dienst in der schweren Kavallerie nicht geeignet sei. Man denke sich einen schmächtigen, vielleicht 162 cm großen, jungen Menschen in der damaligen Ausrüstung mit schweren Sporenstiefeln, engem Kollet mit hohem Kragen, der schweren Reithose mit gewichstem Lederbesatz, dem hohen Raupenhelm und dem Küraß angethan, dazu einen Pallasch an der Seite, den er kaum regieren konnte! Er bekam das Bewußtsein, eine lächerliche Figur zu spielen, und hatte das Gefühl, als wenn er vor dem Feinde wegen mangelnder Körperkraft nicht viel Erfolg würde haben können. Beim Exerziren zu Pferde als Gemeiner wurde er von seinen starken Nebenleuten gequetscht und gestoßen, so daß sein Körper in allen Regenbogenfarben schillerte. Trotz seines guten Reitens machte er sich mit dem Gedanken vertraut, Infanterist zu werden; freilich mit schwerem Herzen, denn er meinte, für die Kavallerie geboren zu sein. Ein anderer Umstand trug dazu bei, in ihm den Entschluß zur Reife zu bringen. Die Familie traf ein schwerer Schlag. Ganz unerwartet wurde der Vater pensionirt, so daß

er die hohe Zulage, wie sie im Regiment Garde du Corps nothwendig war, für zwei Söhne nicht mehr zahlen konnte; zumal der zweite Bruder Albert, der die Civilkarriere einschlagen wollte und sich auf der Universität in Heidelberg befand, vom Vater ganz erhalten werden mußte.

Man konnte es daher als ein ganz besonderes Glück ansehen, daß Werder nach bestandenem Offiziersexamen im März 1826 als Sekondlieutenant in das 1. Garde-Regiment zu Fuß versetzt wurde, in ein Regiment, in welches aufgenommen zu werden schon damals als Auszeichnung galt.

Im November 1826 besuchte Werder als junger Gardeoffizier zum ersten Mal seine Eltern in Glogau. Freilich fand er seinen Vater sehr verändert. Nahe an der Division, mit jeder Faser Soldat, mit einer glänzenden Vergangenheit, hatte der Abschied ihn wie ein schwerer Schlag getroffen. Eine selbstquälerische Natur, wie sie sich leider auch auf seine Söhne vererbt hat, wurde er von den fürchterlichsten Bildern und Gedanken gefoltert, war oft in einer schrecklichen Laune, in der er seine Umgebung peinigte, denn er war in solchem Zustande schroff, ungerecht, ja beleidigend. Dann aber war er auch wieder weich, liebe- und vertrauensvoll, im Ganzen aber doch ein gebrochener Mann. Desto wohlthuender wirkte auf August das sanfte milde Wesen seiner frommen Mutter, die in stiller Ergebung in Gottes Willen dem geliebten Gatten sein Leid tragen half. Die gleichmäßige liebevolle ruhige Art seiner Mutter hat auf den Sohn stets den besten Einfluß geübt. Ihre Milde glich manche Härte des Vaters aus. Doch auch ihn liebte August zärtlichst als den edlen, vornehm denkenden, aber jetzt tief gekränkten Mann. Wie oft rief er aus, wenn er Briefe von den Eltern bekam, welche stets seine Grübeleien zerstörten: „Ach, ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mir solche Eltern gab!"

Seiner Urlaubsreise nach Glogau hatten manche Hindernisse gedroht, aber endlich konnte er sich auf die Schnellpost setzen und nach Schlesien reisen. In Crossen holte ihn der Vater mit eigenen Pferden ab, und mit welcher Seligkeit er nach langem Entbehren das Elternhaus betrat, beschreibt er in seinem Tagebuch in den rührendsten Ausdrücken. Mit allen Fasern seines Herzens hing er an Eltern und Geschwistern, von ihnen getrennt, entbehrte er mehr wie andere junge Leute, die sich nur zu gern dem elterlichen Einfluß entziehen. Deshalb war diese erste Urlaubszeit für ihn eine so glückliche und seine herzliche Fröhlichkeit der Ausdruck tiefster innerer Befriedigung. Er war aber auch zu einer guten Zeit nach Glogau gekommen. Vor wenigen Tagen hatte sich seine ältere Schwester Louise mit dem geist- und talentvollen Assessor Georg Baumeister verheirathet, und der Glanz des jungen Eheglücks warf seine hellen Strahlen

ins elterliche Haus. Seine Schwester Pauline war zu einem sehr hübschen Mädchen herangewachsen, und August konnte sie auf ihrem ersten Ball beschützen. Seine jüngeren Schwestern Charlotte und Anna hatten eben das Scharlachfieber glücklich überstanden. Bruder Albert war ebenfalls zum Besuch im elterlichen Hause, und der Vater war in bester Stimmung. Da gab es ein fröhliches geselliges Leben in einem großen Freundeskreis, und der junge Werder in der hübschen Garde-Uniform machte fleißig und nicht ohne Erfolg den Hof. In seinem Tagebuch findet sich bei Erinnerung an die Urlaubszeit folgende Stelle:

„Das ganze Leben in Glogau war zu schön, ich kann es nicht schildern, aber ewig wird es mir unvergeßlich sein. Das Weihnachtsfest war herrlich, welch ein Kontrast mit dem vorjährigen. Erst bei Conradys, dann mit ihnen bei uns. Es war in der grauen Eckstube aufgebaut. Was ich Alles geschenkt bekommen, weiß ich nicht mehr, aber es erfreute mich auch das Kleinste außerordentlich. Conrady*) zechte nachher mit Georg und uns drei Werders recht artig; ich bekam andern Tages von ihm eine Belobigung, weil er nichts von Kopfschmerzen verspürt. Am zweiten Feiertag Paulinens**) erster Ball. Sie sah mit den von mir andisputirten Locken und meinen Rosen sehr gut aus rc.“

Mitte Januar war die schöne Urlaubszeit abgelaufen, und Werder kehrte nach Potsdam zurück. Um sich für die genossene schöne Zeit dankbar zu erweisen, wollte er nun um so ernster an der Vervollkommnung seiner Dienstkenntnisse arbeiten. Neigung zum Infanteriedienst hatte er noch nicht gewinnen können, aber das ihm innewohnende strenge Pflichtgefühl ersetzte die mangelnde Passion. Von einem Unteroffizier hatte er sich unter vier Augen in die Mysterien der Behandlung des Gewehrs einweihen lassen, obgleich ihm die Griffe mit dem schweren Gewehr viel Mühe machten. Das Reglement studirte er fleißig und war beim Exerziren sehr aufmerksam, so daß strenge Rügen immer seltener wurden. Bei seiner kleinen Statur hatte er Mühe, mit den sehr viel größeren Leuten Schritt zu halten, wenngleich die Mannschaften des Füsilier-Bataillons, bei dem er stand, nur den weniger großen Ersatz erhielten. Aber wenn er drei bis vier Stunden in der Kompagnie exerzirt hatte, war er todtmüde, und seine nicht sehr starke Brust ließ ihn fürchten, den fortgesetzten Anstrengungen des Dienstes nicht gewachsen zu sein. Schließlich that die Uebung das Ihrige, und er hielt selbst außerordentliche Anstrengungen, wie z. B. das Frühjahrsmanöver 1827, welches bei ungewöhnlicher Hitze stattfand und

---

*) Der Vater des Verfassers.

**) Heirathete im nächsten Jahr den Majoratsherrn auf Striese bei Trebnitz, Herrn v. Rehdiger.

bei welcher die Leute sektionsweise liegen blieben und auch Leute starben, ganz gut aus.

Im Allgemeinen hatten die Offiziere damals ungleich weniger Dienst als jetzt. Der Dienst war nur unendlich einförmig. Der Drill stand in höchster Blüthe, Felddienst wurde noch wenig geübt, Nachmittags fand in der Regel Instruktion statt, in welchem Dienstzweige sich Werder bald hervorthat und die Zufriedenheit seiner strengen Vorgesetzten erlangte, während er beim Exerziren immer noch manchen „Wischer" erhielt. Wenn des Morgens nicht exerzirt wurde, hatte Werder keinen Dienst. Mittags aber war täglich Parade, die einzige Gelegenheit, wo das Offizierkorps zusammenkam. Ob Nachmittag Dienst war, hing vom Kompagniechef ab. Immerhin hatte damals der Offizier sehr viel Zeit für sich, und Werder war es ganz klar, daß er die viele freie Zeit zu seiner geistigen Ausbildung benutzen könne und müsse; aber er kam nicht allzu viel dazu, worüber er sich oft die schwersten Vorwürfe machte, und obgleich er mit seinem ältesten Bruder Hans zusammenwohnte, welcher ihn oft ermahnte, sich nützlich zu beschäftigen.

Es existirte damals noch kein gemeinsamer Offiziermittagstisch. Die Offiziere speisten theils zu Hause zu zweien oder mehreren oder verabredeten gemeinsames Mittagessen in einer Restauration. Der Mittagstisch kostete monatlich 7 bis 8 Thaler, mehr durfte Werder dafür nicht ausgeben. Hatte er doch nur 3 Louisd'or Zulage und bezog noch nicht das erhöhte Gehalt des Regiments, da er erst im April 1830 einrangirt wurde. Diese Lebensweise der Offiziere wies auf Schließung persönlicher Freundschaften hin, und hatte Werder besonders an Graf Gröben, v. Bethusy, v. Hiller, v. Rauch, v. Malachowsky und Anderen treue Freunde, mit denen er meist verkehrte. So einfach ihr Leben, so waren die Lieutenants auch schon damals in steter Geldnoth, und besonders Werder in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit rechnete und rechnete, ohne zu einem anderen Resultat zu kommen, als daß er immer zu wenig hatte und sich immer mehr einschränken müsse. Die viele freie Zeit beförderte bei den jungen Offizieren das Kartenspiel, und so wurde fast täglich Whist oder Boston gespielt. Der Offizier, der auf Wache war, bekam regelmäßig Besuch von seinen Kameraden; aus der Partie Boston wurde aber, und leider sehr häufig, ein Hazardspiel, eine Verführung, der auch Werder nicht widerstand, obgleich er sich nachher immer Vorwürfe machte, auch wenn er gewonnen hatte.

Das gesellige Leben in Potsdam war ein sehr reges und anregendes. Werder hatte in Potsdam selbst und in erreichbarer Ferne auf dem Lande Verwandte, so in Malefuhl den Amtsrath Holtz und in Selbelang die Familie v. Erxleben. Wenn er nicht nach Glogau reiste, brachte er dort

seinen Urlaub zu, besonders zu Weihnachten. Freundliche Aufnahme und reger geselliger Verkehr erfrischten ihn geistig und körperlich. Oft auch traf er bei solchen Gelegenheiten mit seinem Vater zusammen, der wegen Vermögensauseinandersetzungen oft in jene Gegend kam.

In Potsdam selbst fehlte es nicht an Gesellschaften. Werder besuchte sie fleißig, tanzte viel, machte gern mit den jungen Damen Konversation, fing verschiedentlich Feuer, was aber ebenso rasch wieder verrauchte, denn entweder verlobte sich die Flamme, oder er entdeckte an ihr Eigenschaften, die seiner idealen Anschauung zuwiderliefen. Im Ganzen war er selten von einer Gesellschaft befriedigt.

Sein Bruder Hans, der elegante Garde du Corps-Offizier, war öfters leidend. Er war mit einem Unterleibsleiden behaftet, welches in tiefer Hypochondrie zum Ausdruck kam, die oft eine solche Höhe erreichte, daß man an Nervenzerrüttung glauben konnte. Da pflegte ihn dann der treue Bruder und suchte ihn zu zerstreuen, denn in solchen Perioden ließ er ihn nicht gern allein. Schließlich gelang es den Aerzten, durch angewendete Mittel alle Besorgnisse zu zerstreuen. Auf den jungen Werder machte der Gesundheitszustand seines Bruders einen tiefen Eindruck, da auch bei ihm sich bereits die Anfänge einer Hypochondrie zeigten, die bei einem so jungen Manne nicht aufkommen durften. Redlich kämpfte er dagegen an, aber der Versuchung, über Alles sich die schwärzesten Gedanken zu machen, die in der Regel jeder Begründung entbehrten, konnte er nicht widerstehen.

Seine Lebensanschauung lernen wir am besten aus seinen eigenen Aussprüchen kennen und lassen wir deshalb einige Tagebuchstellen auszugsweise hier folgen:

Neujahrsbetrachtung 4. Januar 1828.

„Ein Jahr wäre also wiederum verflossen. Liegt das alte nicht fast einem Traume gleich hinter uns? Kann man das Leben überhaupt einen Traum nennen, so ist es wenigstens ein sehr ernster. Ein Rückblick auf die Vergangenheit namentlich ist zu jeder Zeit heilbringend, wäre es auch bloß, um den Schluß ziehen zu können: daß Jedem noch viel gefehlt hat, um das zu werden, was er sein kann und soll. Ein solcher Rückblick zeigt uns mehr als jedes Andere unsere große Geringfügigkeit, er bewahrt uns vor Hochmuth und Dünkel. Freilich muß er auch schmerzliche Empfindungen in uns erwecken bei der Erinnerung an die mangelhafte Benutzung unserer Zeit, sei es in Gedanken, Worten oder Thaten; aber er stärkt uns auch; wir sehen klar das gütige Walten der Vorsehung, die uns manches Unglück oder Unfall überstehen half, und Alles noch zum Guten wandte, wir sehen unsere Fehler, und diese Einsicht muß unser Wollen befestigen, sie abzulegen. Daher trete Jeder

getrost und ohne Zagen der Zukunft entgegen, Gott wird ihn nicht verlassen.

Und warum sollte ich auch verzagen wollen? Es wäre Undank gegen den Himmel. Habe ich nicht alle Ursache, Gott für Seine Gnade zu danken, der mir bisher immer beigestanden und mich mit Wohlthaten überhäufte. Er möge es mir verzeihen, wenn ich es nicht immer gleich dankbar erkannte, vielleicht gar mit der Vorsehung haderte, weil sie mir dies und das versagte. Ich selbst bin gesund, körperlich und geistig, Eltern und Geschwister wohl, ich bin in einer Lage, die gewiß Vielen beneidenswerth erscheint, habe, wovon ich leben kann, also was will ich mehr? Vieles könnte, wie wir schwachen Menschen sagen, besser sein, aber eben daß es so und nicht anders ist, beweist, daß es so am besten ist. Ist die Erfüllung unserer heißesten Wünsche heilbringend für uns, vielleicht daß sie im Laufe des neuen Jahres erhört werden. So lange möge uns die Hoffnung, diese holde Trösterin, nicht verlassen.

Man soll aber mit dem, was einem Gott gegeben hat, nicht allein zufrieden sein, man soll es auch nach Kräften verwenden, man soll damit wirken, und mit dieser Anwendung habe ich vielleicht Ursache, weniger zufrieden zu sein. Was habe ich wohl in Rücksicht der eigenen Ausbildung im vorigen Jahre gewonnen? In meinem Fach als Offizier bin ich zwar etwas fortgeschritten, ich habe größere Sicherheit und Einsicht erlangt, und wenn die Ausbildung auf dieser Seite auch die Zeit größtentheils in Anspruch nimmt, so hätte an meiner Vervollkommnung als Mensch sowohl in Hinsicht auf Moral (Denken und Handeln) als auf Wissenschaft, auf Bildung des Geistes mehr geschehen können!"

Den 19. Februar 1829. „Es giebt Tage im Leben, von denen sich eigentlich gar nichts sagen läßt, die man gelebt hat, ohne es sich recht eigentlich bewußt gewesen zu sein. So geht es mir heut mit dem gestrigen. Bis 11 Uhr war ich zu Hause, las einige Kapitel aus Dantes Hölle und dem Umgang mit Menschen von Nicolai, dann Parade bis 1/4 1 Uhr, dann ging ich mit Hiller spazieren, 2 bis 3 Uhr zum Essen, 3 bis 1/2 6 Uhr bei den Rekruten. Beim Nachhausegehen gerieth ich zu Charles auf Wache und blieb dort — hört — bis nach 10 Uhr. Es ward nämlich gespielt, und da ich im Gewinnen war, konnte ich nicht gut aufhören. Später fehlte es am vierten Spieler zum Boston und ich übernahm die Stelle. — — Von dem Aufenthalt auf Wache kann man freilich nur selten Belehrung erwarten, wenn man ihn auch nicht ohne neue Erfahrungen verläßt. Aber auch diese müssen für den verloren gehen, der da mitspielt, und hätte ich nicht fünf Thaler — die bei meiner jetzigen ökonomischen Lage sehr zu beachten sind — gewonnen, so würde ich mich über den Abend noch mehr ärgern, — — — allein

wenn man spielt, will man gewöhnlich gewinnen, das ist der Zweck! Das Mittel hierzu mag vielleicht nie entschuldigt werden können, obgleich das Gehässige in manchen Fällen gemildert wird. Ich hatte gestern nur 8 Groschen zu verlieren und brauchte Geld. Erreicht man aber durch dieses Mittel den Zweck nicht, so ist die Zeit doppelt verloren. So scheint es uns wenigstens.

Das Spiel, ich gestehe es ein, ist übrigens eine Beschäftigung, die man besser durchaus verbannte, namentlich unter Kameraden ist es ganz unangebracht. Die haben alle nichts zu verlieren und, abgesehen von aller moralischen Betrachtung, so hat es gewöhnlich auch im günstigen Falle nur Nachtheile für unsere Börse. Und verliere ich, so ärgere ich mich, gewinne ich, so ärgere ich Andere, und da sie schwach genug sind, es zu äußern, so ärgere ich mich wieder — daher bleibe ein Jeder fern vom Spiel, und hätte ich immer Geld, so glaube ich, würde ich nie spielen."

Den 19. April 1829. „Die hiesigen Wintervergnügungen sind glücklich beendet. Mir ist es nicht unlieb, daß ich nicht nöthig habe, mich im Tanzen über meine Kräfte anzustrengen. Diese Gesellschaften haben mich überdies alle nicht befriedigt. Mit großen Hoffnungen ging ich immer von Neuem wieder hin und, ohne befriedigt zu sein, oft mit größtem Aerger kehrte ich heim. Hätte ich nur die Kunst erst inne, mich allein und durch mich selbst zu unterhalten, ich würde ruhiger und zufriedener, vielleicht besser, jedenfalls reicher sein. Was das Letztere betrifft, so will ich die alte Litanei nicht wiederholen, aber es ist wirklich — doch still! Lieber weniger sprechen und besser werden. Ich will von nun an mehr zu Hause sein, mich nützlicher beschäftigen, dies wird mir die innere Ruhe wiedergeben, die mir jetzt so oft bei häufiger Selbstunzufriedenheit mangelte. Ich will mich mehr an meinen Bruder Hans anschließen. Obwohl große äußere Zärtlichkeit in meinem Charakter nicht liegt, so muß ich mich vielleicht zwingen, dies auch zu scheinen, was ich wirklich bin, nämlich brüderlich und liebevoll gesinnt. Ueberhaupt muß ich — das fühle ich recht gut — mich nicht immer gehen lassen. Ich muß meine Kräfte bei Weitem mehr anstrengen, um auch meinen Grundsätzen und Vorsätzen zu folgen. Es muß nicht immer beim Willen bleiben!"

4. Mai 1830. „Wenn ich doch in eine große unablässige Thätigkeit hineingeschleudert würde. Für mich selbst bin ich unfähig, sie mir zu verschaffen. Krieg wünsche ich mir und zwar aus rein egoistischen Gründen. Ich will aus diesem Leben heraus, ich will meine Kräfte prüfen, auch kennen lernen, und so wo möglich mir selbst den Beweis führen, daß ich mehr leisten kann, als ich zuweilen glaube!"

Wir haben diese wenigen Auszüge aus seinem in Bezug auf Selbstbetrachtungen sehr reichhaltigen Tagebuch wiedergegeben, um zu zeigen, wie der im Anfang der zwanziger Jahre stehende Jüngling bemüht war, seinen Charakter zu bilden, eben so wie er sorgte, daß sich seine Gesundheit befestige. Und wie diese mit den Jahren die nothwendige Zähigkeit erlangte, so bildete sich sein Inneres zu einer großen Charakterfestigkeit aus. Er blieb zwar stets ein Grübler, das war ihm angeboren, glaubte er aber den rechten Weg gefunden zu haben, so ging er unbeirrt auf demselben vorwärts. Fürchte Gott, thue Recht, scheue Niemanden, diese goldenen Worte machte er zur That. Sie wurden sein Wegweiser durch ein langes segensreiches Leben.

Die Einförmigkeit des Garnisonlebens, in welches nur durch die zweimaligen Manöver im Frühjahr und Herbst, wie sie damals noch beim Gardekorps stattfanden, oder eine Urlaubsreise Abwechselung kam, erlitt eine plötzliche Unterbrechung durch die Marschordre nach Frankfurt a. O., welche das Füsilier-Bataillon des Regiments am 25. Juni 1831 erhielt. Die Revolution in Frankreich und die Unruhen in Polen hatten Preußen schon früher zu Truppenverschiebungen veranlaßt. Jetzt drohte ein schlimmerer Feind. Die Cholera hatte die asiatische Grenze überschritten und durch Rußland bereits die Weichsel erreicht. Man glaubte die Pest durch Aufstellung eines Truppenkorps zur Absperrung aller Kommunikationen zu Wasser und zu Lande abhalten zu können. Die Cholera aber kehrte sich an keine militärischen Maßregeln, durchbrach den Kordon, und der Kommandirende der an der Ostgrenze aufgestellten vier Korps, der Feldmarschall Graf Gneisenau, gehörte zu den ersten, jedenfalls schwersten Opfern.

Das Füsilier-Bataillon 1. Garde-Regiments wurde in Frankfurt a. O. stationirt und blieb hier sechs Monate, in welchen sich Werder herrlich amüsirte, und mit schwerem Herzen wurde am 31. Dezember der Rückmarsch nach Potsdam angetreten.

Werder hoffte, sich nun in den sechs Jahren des Frontdienstes im praktischen Dienst so weit vervollkommnet zu haben, daß er ohne Gefahr, ihn zu verlernen, glaubte, ihn einige Zeit verlassen zu können. Er meldete sich deshalb zum Besuch der Allgemeinen Kriegsschule (Kriegsakademie) und wurde nach bestandenem Examen auch einberufen. Er erkannte die große Wohlthat, die der König den Besuchern dieser Bildungsanstalt gewährte. Es war die militärische Universität. Während die Staatsbeamten sich auf eigene Kosten auf der Universität vorbilden und noch lange nachher unentgeltlich Berufsstudien machen mußten, gab der Staat den Offizieren der Kriegsschule nicht allein freien Unterricht durch vorzügliche Lehrer in den Fach- und anderen Wissenschaften, sondern er sorgte auch noch für den Unterhalt des Schülers durch Zahlung des Gehaltes und Servises. Wenn

mancher Offizier diese Erkenntniß nicht haben mochte, und die Kriegsschule nur besuchte, um sich drei Jahre in Berlin zu amüsiren und möglichst viel Geld auszugeben; Werder faßte sein Kommando richtiger auf und benutzte dankbar die ihm gebotene Gelegenheit, sich in den Berufs- und anderen Fächern gründlich vorzubilden. Er war sehr fleißig und da er sich in verständiger Weise Zerstreuungen gewährte und dadurch frisch erhielt, gehörte er nach Absolvirung des dreijährigen Kursus zu denjenigen Offizieren, die wegen ihrer erlangten Kenntnisse besonders vorgemerkt wurden.

Die erste Folge seiner guten Leistungen auf der Schule war, daß er zu dem topographischen Bureau einberufen wurde. Die Landesaufnahme (Generalstabskarten) wurde damals ausschließlich von Offizieren und sogenannten Ingenieurgeographen gemacht. Die Lebensweise eines Topographen, der die fünf Sommermonate hindurch täglich 10 bis 12 Stunden sich in Gottes freier Natur bewegt, der, allein auf sich angewiesen, damals noch mit unvollkommenen Instrumenten, alle Schwierigkeiten des Geschäfts, wie sie im freien und coupirten Terrain vielfach hervortreten, selbstständig, ohne Hülfe überwinden muß, ist eine Körper und Geist fördernde und stählende. Werders Gesundheit, für die er doch bereits 1830 die Heilquellen von Salzbrunn hatte besuchen müssen, befestigte sich während seiner Topographenzeit in erwünschtestem Maße.

Man lebte damals in der Zeit höchster Intimität mit Rußland. Der schöne und energische Kaiser Nikolaus erschien als das Ideal eines Herrschers. In Berlin und Potsdam traten die Sympathien am auffallendsten zu Tage. Bei der Enthüllung des Denkmals Alexanders I. in Petersburg war die preußische Armee durch eine Deputation der Garde und des 6. Kürassier-Regiments unter Führung des Prinzen Wilhelm (Kaiser Wilhelm) vertreten. Ein Jahr darauf, 1835, beschloß Kaiser Nikolaus an der preußischen Grenze bei Kalisch eine große Heerschau zu halten, und war mit König Friedrich Wilhelm III. verabredet, daß auch preußische Truppen an den Manövern unter Feldmarschall Paskiewitsch Theil nehmen sollten. Dazu wurden ein kombinirtes Garde-Infanterie-Regiment und zwei kombinirte Kavallerie-Regimenter formirt und dem Detachement, welches General v. Roeder kommandirte, 4 Geschütze und 40 Pioniere beigegeben. Dasselbe rückte am 12. September über die Grenze und festlich empfangen in das russische Lager ein. Vorher hatten in Schlesien die großen Herbstmanöver zwischen dem 5. und 6. Armeekorps in Gegenwart des Königs und des Kaisers Nikolaus stattgefunden.

Werder, dessen Bruder Hans inzwischen zum 4. Kürassier-Regiment nach Beuthen a. O. versetzt worden war, und dessen zweiter Bruder Albert Regierungsassessor in Oppeln und Landwehroffizier war, hatte Urlaub genommen, um mit seinem Bruder das große Königsmanöver bei Liegnitz

mitzumachen. Dann aber gingen die drei Brüder nach Kalisch, um das glänzende militärische Schauspiel zu sehen, von dem der Wiederhall durch die ganze civilisirte Welt ging. Und auf Werder machten die russischen Truppen bei der großen Parade den günstigsten Eindruck, die bekannten Reiterkunststücke der Tscherkessen und tschernomorischen Kosaken imponirten und die gemeinsame Aktion der preußischen und russischen Truppen bei den Manövern erinnerten an die glorreiche Zeit der Jahre 1813—15 und gaben der Welt einen Beweis der unerschütterlichen Entente cordiale zwischen beiden mächtigen Reichen. Werder, ganz erfüllt von den empfangenen Eindrücken, kehrte am 1. Oktober wieder nach Berlin zurück.

Zwei Jahre darauf starb in Glogau sein so innig geliebter und verehrter Vater, und dieser ihn tief ergreifende Verlust legte ihm auch wesentliche Einschränkungen in seinen pekuniären Verhältnissen auf, indem er nur noch auf einen kleinen Zuschuß aus einem den Werders zu Gebote stehenden Lehnsstamm beschränkt wurde.

Im Dezember 1838 wurde Werder auf ein Jahr zur Dienstleistung beim 8. Pionier-Bataillon nach Coblenz kommandirt, das folgende Jahr als Lehrer zum Kadettenkorps. Nach langer Abwesenheit vom Regiment trat er am 2. Juli 1840 zu demselben zurück.

Aber das einförmige Garnisonleben wollte ihm nun um so weniger behagen, als er seinen Gesichtskreis in den letzten zehn Jahren doch sehr wesentlich erweitert hatte. Er hatte für seine Ausbildung viel gethan, und seine Bestrebungen waren von Erfolg gekrönt gewesen. Er sehnte sich nach einer Thätigkeit, in der er alle seine Kräfte erproben konnte, er wünschte sich mehr denn je den Krieg.

Sein Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Nachdem er im April 1842 zum Premierlieutenant avancirt war, wurde er im Mai mit seinem Freunde Hiller*) vom Regiment und dem Lieutenant v. Gersdorff**) vom Garde-Schützen-Bataillon zur Theilnahme am Feldzuge der Russen im Kaukasus kommandirt.

---

*) Fiel als Generallieutenant und Kommandeur der 1. Garde-Division 1866 bei Chlum.

**) Starb als Generallieutenant und Führer des 11. Armeekorps an den bei Sedan erhaltenen Wunden 1870.

Im Kaukasus.

Der damalige Prinz von Preußen hatte sich ganz besonders dafür interessirt, daß die Offiziere nach dem Kaukasus kommandirt wurden. Mit vollem Verständniß für die Sehnsucht der jungen Männer, sich im Kriege zu erproben, war es sein Werk, daß der Königliche Bruder seine Genehmigung ertheilte, ebenso wie er in Petersburg die nothwendigen Verhandlungen zum Ziele führte. Der Lieutenant v. Hiller aber war es, welcher dem Prinzen von Preußen seinen Wunsch und den seiner Freunde zu erkennen gegeben hatte.

Am 30. Mai befahl er die drei Offiziere zur Tafel, entließ sie dann mit den besten Wünschen für ihre Zukunft und sprach die feste Ueberzeugung aus, daß sie der Armee auch im Auslande Ehre machen würden.

Nach einem kurzen Besuch bei seiner Mutter in Glogau und bei seinem Bruder Albert in Posen, der als Regierungsrath beim Oberpräsidium daselbst arbeitete, vereinigte sich Werder mit den Kameraden, und am 6. Juni überschritten sie die Grenze des Königreichs Polen. Unter dem gemeinsamen Ruf: „Es lebe der König“ ließen sie den russischen Schlagbaum hinter sich.

Die letzten Wochen waren Werder unter den Reisevorbereitungen wie im Fluge vergangen, er war, so zu sagen, nicht zur Besinnung gekommen. Mit dem Betreten des Reichs, welchem er für die nächste Zeit seine Dienste weihen wollte, wendete er freudig seine Blicke und Gedanken der neuen Welt zu, die sich ihm im fernen Osten öffnen sollte. War doch nun der langgehegte Wunsch in Erfüllung gegangen, er zog in den Krieg, einer bewegten Zukunft entgegen, nach einem im Ganzen wenig bekannten und deshalb um so interessanteren Lande, dem Schauplatz eines Kampfes, über welchen nur unvollkommene Kunde ins Ausland gedrungen, der indeß Erfahrungen und Abenteuer versprach, die, wie man sich schmeichelte, durch Gefahren und Entbehrungen aller Art erkauft werden sollten. Nicht Abenteurerlust beseelte die jungen Offiziere, sondern das tiefe und richtige Gefühl, daß der Soldat doch die eigentliche Weihe nur im Kriege erhalten, ohne welche er, einer alternden Jungfrau gleich, die ihm gewordene Bestimmung nicht erreichen kann.

Unbestimmte Gerüchte, daß im Frühjahr 1842 von den Russen bedeutende Unternehmungen gegen die Bergvölker geplant würden, trieben zur größtmöglichen Eile an. Es wäre Werder wohl interessant gewesen, auf der langen Landreise durch das Königreich Polen, durch Klein-Rußland, Volhynien, die Steppen und das Land der Donschen Kosaken Land und Leute kennen zu lernen, aber der Gedanke, am Bestimmungsort zu spät zu

kommen, trieb vorwärts, und ohne Rast und Ruh, Tag und Nacht, mit Hintansetzung mancher erwünschten Bequemlichkeit, eilten die jungen Krieger ihrem Ziele zu. Sie konnten es als ein Glück ansehen, wenn die Reise, durch deren Anstrengungen Körper und Geist der Erschöpfung nahe gebracht wurden, öfters unterbrochen werden mußte, weil entweder an den Wagen Ausbesserungen vorzunehmen waren oder die Gestellung von Postpferden Aufenthalt verursachte.

Der Eintritt in Polen wurde den Reisenden sehr erleichtert durch ein offenes Schreiben der Gesandtschaft in Berlin, welches sie der peinlichen Durchsuchung des Gepäcks an der Zollgrenze überhob. Denn wie jene Schweizerin, die als Gouvernante nach Ostpreußen engagirt war und dort mit einer großen Düte Backobst eintraf, im Glauben, daß es in Preußen kein Obst gäbe, hatten sich unsere Reisenden aus Vorsicht für den zweijährigen Aufenthalt im Kaukasus mit einer Menge von Dingen belastet, die dort, wie sich später herausstellte, leicht und besser zu haben waren.

Dadurch hatte sich ihr Gepäck derart vermehrt, daß es Schwierigkeiten hatte, dasselbe auf der Landreise fortzuschaffen, und da ein Umladen auf jeder Station die Reise bedeutend verzögert hätte, beschloß man, zwei Wagen zu kaufen, welche für vier Personen*) und das viele Gepäck nothwendig wurden. Dies geschah aber erst in Warschau. Bis dahin mußte man die sogenannte Schnellpost benutzen, und da die Plätze im Hauptwagen stets schon bestellt waren, Beichaisen aber nicht gegeben wurden, mußten die vier Personen die Reise von der Grenze bis Warschau auf einem kleinen Leiterwagen machen, auf welchem vier Personen schwer Platz hatten. Die wunderbare Menschenklasse der damaligen russischen Postmeister sollten die Reisenden weiterhin noch gründlich kennen lernen.

Endlich hatte man, gerädert und zerstoßen, Warschau erreicht. Hier fanden die Reisenden infolge eines Briefes des Prinzen von Preußen an den Fürsten Statthalter Paskiewitsch die beste Aufnahme, und besonders der Oberstlieutenant v. Dehn vom Generalstabe stand ihnen mit Rath und That bei und machte den liebenswürdigsten Führer. Da er lange im Kaukasus gewesen, war er sehr geeignet und bereit, seinen Gästen die werthvollsten Rathschläge zu geben.

Außer auf einzelnen Hauptrouten, wie etwa Warschau—Petersburg—Moskau, existirten in Rußland weder Posten noch Journalieren, dagegen befanden sich auf den größeren Straßen Postanstalten, auf welchen Pferde zu einem bestimmten Preise zu haben sein sollten, wenn man eine Kaiserliche Ordre (Padaroschna) vorzeigte. Für die erste Klasse dieser Scheine, die der Couriere, wurden besondere Pferde bereit gehalten, da sie unter allen

*) Die drei Offiziere hatten einen gemeinschaftlichen Diener.

Umständen befördert werden mußten. Durch die Güte des Fürsten Paskiewitsch hatte Werder, der von seinen Freunden als der Aelteste zum Reiseführer und Kassenwart ernannt war, eine Padaroschna 2. Klasse erhalten: „Reise in Kronsangelegenheiten", und der Fürst hatte noch beigesetzt: „Auf speziellen Allerhöchsten Kaiserlichen Befehl!" Wer eine Padaroschna „in eigenen Angelegenheiten" auf der Station vorwies und auf Grund derselben Pferde beanspruchte, der konnte Stunden und Tage auf Pferde warten, bis er sich gezwungen sah, weit über die Taxe Zahlung anzubieten, worauf sofort Pferde vorhanden waren.

Mangelnde Kenntniß der Landessprache erschwert überall das Reisen, aber besonders in Rußland, wo man im Allgemeinen dem Fremden abgeneigt ist und wo die nothwendig in Anspruch zu nehmende Hülfe theuer zu stehen kommt. So mußte Werder sowohl beim Ankauf der Wagen wie bei der Umwechselung des Geldes in russisches Papiergeld bittere Erfahrungen machen.

Am 10. Juni verließen die Reisenden auf zwei Wagen, welche nur hölzerne Achsen und keine Federn hatten, Warschau, begleitet von einem russischen Feldjäger, den der Fürst Paskiewitsch bis zur Grenze des Königreichs gütigst mitgegeben hatte. Diese wurde am nächsten Tage Mittags erreicht.*)

„Mit einer Art, ich möchte fast sagen, wehmüthiger Herzlichkeit, trennten wir uns hier von unserm bisherigen freundlichen Führer, einem biedern Deutschen, Namens Blumenthal. Allein, ohne Steuermann, sahen wir uns nunmehr auf die eigenen Kräfte beschränkt, aber trotz der weiten Entfernung, die wir zu beschiffen hatten, und trotz der mitunter wahrhaft grausigen Beschreibung, die man uns von den Wegen und der unwirthbaren Steppe gemacht hatte, setzten wir als echte Kreuzfahrer mit mittelalterlichem unerschütterlichen Glauben unser Vertrauen auf den Himmel und daß Er uns der beste Führer sein und bleiben würde, unsere Reise fort. In der heitersten Laune von der Welt, denn unsere eigenthümliche Lage wollte uns zuweilen höchst lächerlich vorkommen, ließen wir, wie man zu sagen pflegt, den lieben Gott einen guten Mann sein und fuhren unbekümmert weiter."

Die Reise durch Klein-Rußland ging ganz gut von Statten, denn auf jeder Station fanden sich eine Menge deutschsprechender Juden, die, so widerwärtig ihre schmutzige Erscheinung im Vaterlande sein mochte, hier von unseren Freunden als die beste Hülfe zur Verständigung freudig begrüßt wurden. Auch die Pächter der Posthaltereien waren meist Juden, so daß

---

*) Aus Werders Notizen.

im Allgemeinen die Beförderung vermittelst klingender Nachhülfe ohne Aufenthalt vor sich ging.

Nach sechstägiger Fahrt erreichte man Kiew. Mitunter waren die Gemtschicks (Postillone) wie unsinnig gefahren. Trotz finsterer Nacht ließen sie in Aussicht auf ein Trinkgeld die Pferde im langen Galopp gehen, kein Wunder, wenn die Reisenden mit zerbrochenen Achsen und Rädern und zerstoßenen Gliedern in Kiew ankamen. Die nothwendigen Wagenreparaturen nöthigten zu ihrem Glück zu anderthalbtägigem Aufenthalt, der dem erschöpften Körper sehr nothwendig war. Trotz seines Wissensdurstes ließ Werder vorerst die alte heilige Stadt mit ihren interessanten Bauten unberücksichtigt und stärkte sich in einem leidlichen Hotel durch kräftige Mahlzeit und langen Schlaf, den er auf dem unbequemen Gefährt fast ganz hatte entbehren müssen.

Es blieb aber noch Zeit, sich in Kiew umzusehen, und da Werder von Berlin aus an einen Universitätsprofessor empfohlen war, der die Führung übernahm, konnte man sich über die Hauptmerkwürdigkeiten genügend orientiren. Mit den Arbeiten zur Befestigung Kiews wurde damals bereits begonnen, ohne daß es Werder gelang, Details über die projektirten Anlagen zu erfahren.

Als die Wagen für viel Geld, aber, wie sich später herausstellte, schlecht genug reparirt waren, wurde die Reise fortgesetzt, auf langen Brücken der Dniepr mehrere Male passirt, so bei Krementschuck und Jekaterinoslaw, und bei letzterem Ort Klein-Rußland verlassen, und nun ging es in die unabsehbaren Steppen Südrußlands.

Während Volhynien und Klein-Rußland, ziemlich dicht bevölkert, ein welliges Terrain mit zum Theil tief eingeschnittenen Flußthälern zeigte, die Zahl der Dörfer und Städte ziemlich bedeutend war, sie auch ein wohlhabendes und freundliches Ansehen hatten, weil die Häuser meist Obstgärten umgaben, die unabsehbaren Getreidefelder auch ab und zu von Waldparzellen unterbrochen wurden, das Land also eine kultivirte, an Abwechselung reiche Physiognomie trug, hatte das Steppenland einen ganz anderen Charakter. Eine weite baum- und wasserarme Fläche, mit wenigen menschlichen Niederlassungen, bot die Steppe ein wenig erfreuliches, melancholisches Bild der Oede. Unsere Reisenden glaubten sich in einer Wüste. Ringsum Todtenstille, nur unterbrochen durch dasselbe eintönige Geläut der Glocken an den Geschirren der eigenen Vorspannpferde und die aufmunternden Worte der Gemtschicks, mit welchen sie ihre Pferde zu geflügeltem Lauf antreiben. Denn man rast förmlich vorwärts, um der Oede und der Sonnengluth zu entgehen. Dieses Rasen aber grenzte an Thierquälerei. Unsere Freunde bemühten sich vergeblich, im Interesse der Pferde den Gemtschick durch Darreichung eines Trinkgeldes zum langsameren Fahren zu veranlassen. Bei der





Schwierigkeit der Verständigung erreichten sie das Gegentheil. Der Gemtschick verstand falsch und fuhr nun erst recht, wie wahnsinnig, darauf los.

Vergegenwärtigen wir uns, daß unsere Freunde in sechs Tagen und Nächten die Strecke von Jekaterinoslaw bis Taganrog, 200 deutsche Meilen, zurückgelegt haben, so werden wir begreifen, daß sie an Körper und Geist auf das Höchste erschöpft ihr nächstes Reiseziel Taganrog erreichten. Aber hier, dem Lieblingsaufenthalt des verstorbenen Kaisers Alexander, hofften sie auf genügende Erholung und verloren den Muth nicht. Nur vorwärts, um nicht zu spät zu kommen. Mit diesem Gedanken waren sie durch die Steppe geflogen.

Durch Vermittelung eines ehemaligen Preußen, der in Taganrog in guten Verhältnissen lebte und sich freundlich seiner früheren Landsleute annahm, hatte ein gründliches Retabliren keine besonderen Schwierigkeiten.

Am 24. Juni Abends wurde wieder aufgebrochen und am andern Morgen Rostow erreicht. Nach Passiren des Don bei Axai wurde das Gebiet der Donschen Kosaken betreten. Wunderbarer Weise fanden die Reisenden in diesem pferdereichen Lande viel größere Schwierigkeiten, auf den Stationen Pferde zu erhalten; oft mußten sie viele Stunden warten, und erhielten auch erst dann Pferde, wenn sie den doppelten Preis zahlten, eine Prellerei, gegen welche besonders Ausländer nichts machen konnten. Denn die geriebenen Posthalter wissen aus dem Journal nachzuweisen, daß die Dienstpferde bereits vergriffen seien, und andere Pferde, sogenannte freie, waren eben nur zu besonderen Preisen zu erhalten. Daß zufällig die Generalin Grabbe auf der Rückreise nach St. Petersburg dieselben Stationen benutzen wollte, und daß gerade zu dieser Zeit der Courierwechsel mit Petersburg ein ziemlich lebhafter war, gab den Posthaltern eine Art Berechtigung, niemals Pferde für andere Reisende disponibel zu haben, trotz der Padaroschna zweiter Klasse.

Nicht nur diese Schwierigkeiten des Fortkommens verstimmten Werder aufs Höchste, man erfuhr von einer fehlgeschlagenen Expedition des Generals Grabbe nach der Itschkeri, die für die Russen mit enormen Verlusten verknüpft gewesen sein sollte. Waren unsere kriegslustigen Offiziere trotz der möglichst beeilten Reise nun doch am Ende zu spät gekommen? Denn so weit waren sie über die kaukasischen Verhältnisse orientirt, daß, wenn dieser Hauptschlag wirklich in der angedeuteten Weise ausgefallen, sie annehmen konnten, daß ihnen für die nächste Zeit nur die Theilnahme an kleineren Expeditionen in Aussicht stand.

Mit merklich verminderter Zuversicht und in sehr übler Laune wurde die Reise fortgesetzt und am 27. Stawropol erreicht.

Ehe wir die weiteren Schicksale Werders verfolgen, möge eine kurze Darlegung der Situation der Russen im Kaukasus im Anfang der vierziger

Jahre hier Platz finden, um das Verständniß der weiteren Erlebnisse unserer Freunde zu erleichtern.*)

Zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere erhebt sich quer über den Isthmus im Kaukasusgebirge eine Scheidewand, welche den Orient vom Occident trennt, nur ein schmales Völkerthor lassend, durch welches, soweit die Geschichte zurückblickt, die alten asiatischen Völker den jungfräulichen Boden Europas überschwemmten. Im Gebirge machten sich zahlreiche Stämme seßhaft, welche in Religion und Sitte Asien angehörten, die aber, von ihren Bergen herabsteigend, ihre Raubzüge im europäischen Rußland ausführten.

Seit Jahrhunderten lebten die in den Vorländern des Kaukasus angesiedelten Kosaken in stetem Kampf um die eigene Existenz mit den räuberischen Bergvölkern. So bildeten sich die Kosaken mit der Zeit zu einer Kriegerkaste aus, welche Rußland in seinen europäischen Kriegen trefflich zu verwerthen wußte, ihnen dagegen aber auch in ihren Dörfern (Stanitzen) Schutz gegen die Bergvölker gewährte. Rußland hat durch ein Jahrhundert bis zum Jahre 1864 Krieg gegen die Bergvölker geführt, ehe es ihm gelungen, sich zum unbestrittenen Herren über das Gebirge zu machen. Dies war wegen seines Besitzes in Transkaukasien eine politische Nothwendigkeit, kostete aber ungeheure Opfer!

Ganz Europa widmete gerade zu der Zeit, als die preußischen Offiziere nach dem Kaukasus gingen, dem dortigen Kriege großes Interesse, umgab man doch die Tscherkessen, die für Leben und Freiheit kämpften, mit einem sagenhaften Nimbus, und man folgte mit Spannung den Schicksalen des tapfern und edlen Bergvolkes. Aus der Nähe besehen, verloren die Bergvölker aber viel von ihrem Nimbus. Die Tscherkessen bildeten nur den kleineren, allerdings den edleren Theil der von Rußland bekämpften Feinde, die meisten Stämme gehorchten Schamyl, einem Fanatiker, der, ein neuer Mohamed, die Fahne des Propheten erhob und die Bergvölker mit List und Grausamkeit unter seine Botmäßigkeit brachte und sie zur Heeresfolge zwang. Alle die ihm untergebenen Stämme bezeichneten die Russen mit dem Gemeinnamen Tschetschenzen. Sie hausten im Terekgebiet, in Itschkerien, am Assai und in dem wild zerklüfteten, felsigen Dagestan.

Zum großen Glück für Rußland machten die Tscherkessen niemals gemeinsame Sache mit den Tschetschenzen. Sie wohnten in den waldreichen,

---

*) Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß den preußischen Offizieren eine gewisse Diskretion in Bezug auf die militärischen Verhältnisse auferlegt war. Deshalb ist auch von ihnen Nichts veröffentlicht worden; in Werders Notizen befinden sich daher nur Mittheilungen, die später auf anderen Wegen bekannt geworden. Namentlich hat die Augsburger Allgemeine Zeitung in jenen Jahren sehr interessante Artikel veröffentlicht, die auch hier theilweise, wenn auch mit Vorsicht, benutzt worden sind.

durch Parallelketten gebildeten Vorbergen des Kaukasus, welche nur schwierige, schroff bezeichnete Zugänge durch die zahlreichen Thäler der Zuflüsse des Kuban hatten. Neben diesen günstigen geographischen und topographischen Verhältnissen unterstützte ihre Verfassung den Widerstand der Tscherkessen. Es gab bei ihnen Fürsten, Adel, Freie und Leibeigene; letztere meist dem Feinde abgenommene Gefangene. Ihre Raub- und Streifzüge unter ausgezeichneten höheren und niederen Führern waren, weil überraschend und mit Tapferkeit ausgeführt, meist von Erfolg. Man hat sich in Europa aber doch ein zu günstiges Bild von diesem Volk gemacht. Von großer, schöner Gestalt, mit vornehmer Haltung, feiner Sitte, großer Gastfreundschaft, die einen besonderen Reiz erhält durch ihre Frauen und Mädchen von oft märchenhafter Schönheit, verbindet der Tscherkesse mit diesen guten Eigenschaften aber auch Habgier und Grausamkeit. Mit russischem Gelde waren von ihnen die besten Kundschafter und Führer zu erhalten. Immerhin war der Tscherkesse ein anständigerer und weniger gefährlicher Gegner als der Tschetschenze.

Die Tschetschenzen, d. h. also alle die Stämme, welche Schamyl zum Glaubenskrieg begeistert oder gezwungen hatte, bewohnten das schöne Gebirgsland zwischen dem hohen Kaukasus und dem Terek. Der von den Russen befestigte Engpaß, der von Wladikaukask über das Gebirge nach Tiflis führt, trennt ihr Gebiet von dem der Tscherkessen. Sie haben mit diesen den schlanken Wuchs, die kühne Haltung und die Adlernase gemein, aber nicht den Gesichtsausdruck. In den Gesichtern der tscherkessischen Häuptlinge herrscht ein freier, offener, kecker, etwas wilder Ausdruck, ihr ganzes Auftreten hatte etwas Ritterliches. Das dunkler gefärbte Tschetschenzenantlitz zeigt neben großer Energie einen düsteren, unheimlichen Zug, einen Blick, in dem Falschheit und Mordlust blitzt. Die Tracht hatten Beide gemeinsam, enge braune Hosen, braunen Rock mit ledernem Gürtel um die Hüften, und bunte eingenähte Lappen auf der Brust zur Aufnahme der Patronen. Das Haupt war mit einer bunten, turbanartigen Mütze bekleidet, welche mit einem breiten zottigen Pelzrand umgeben, dessen Haare ins Gesicht fielen. Die Treue des gegebenen Wortes war bei den Tschetschenzen selten, sie waren härter gegen ihre Kriegsgefangenen und von einem religiösen Fanatismus beseelt, dem der Tscherkesse fern stand.

Die Tschetschenzen waren von den Russen um so mehr als der gefährlichere Feind angesehen, als die einheitliche Leitung unter Schamyl ihnen bereits namhafte Niederlagen beigebracht, während es sich bei den Tscherkessen nur um einen Kampf mit einzelnen Abtheilungen handelte, die niemals gemeinsam operirten.

Die Russen hatten sich nun an den Grenzflüssen Kuban und Terek eine Operationsbasis „die Linie“ geschaffen. Die den Bergvölkern gegen-

über bald defensiv, bald offensiv auftretenden Grenzwachen Rußlands bestanden aus einer Kette kleiner Festungen, welche von russischen Truppen besetzt waren. Zwischen ihnen zogen sich etwa von zwei zu zwei Werst die großen befestigten Kosakendörfer (Stanitzen) hin. Zwischen solchen Stanitzen standen wieder Kosakenpikets. Tiflis in Grusien und Stawropol im russischen Kaukasus waren die Stabsquartiere der kaukasischen Armee. Beide Städte wurden durch zwei Hauptstraßen verbunden. Die eine umging von Tiflis das feindliche Gebiet über Jelisabetpol und Baku, zog sich an der Küste des Kaspischen Meeres über Derbent und wendete sich dann zum Terek, um über Mosdok, Jekaterinogrod Stawropol zu erreichen.

In Jekaterinogrod vereinigte sich mit dieser Straße die weit kürzere direkte Kommunikation über das Gebirge nach Tiflis. Diese Gebirgsstraße wand sich an den Ufern des wilden Terek aufwärts bis Wladikaukask und überschritt in einem Engpaß am Kasbeck das Gebirge, um durch den Engpaß am Kreuzberg nach Tiflis hinunterzuführen. Diese Straße war wohl die kürzere, aber um so gefährlicher, als sie, die Grenze zwischen den Gebieten der Tschetschenzen und Tscherkessen bildend, von Beiden als Objekt zu Ueberfällen gewählt wurde, und nicht ohne Erfolg, trotz der vielen kleinen Forts und Kosakenpikets, welche die Straße schützen sollten, und trotz der Bedeckungen, ohne welche die Straße weder von Reisenden noch von Konvois zu passiren war.

Die Besetzung der vielen befestigten Punkte und die Art der damaligen russischen Kriegführung, Cernirungslinien vorzuschieben und zu befestigen, erforderte natürlich eine große Truppenzahl. Oberbefehlshaber der kaukasischen Armee war General Golowin in Tiflis. Unter ihm kommandirte 1842 noch General Grabbe in Stawropol und dieser hatte für das Gebiet diesseits des Gebirges 70 000 bis 80 000 Mann unter seinem Befehl. Diese ansehnliche Macht, aus Truppen aus dem Innern und Kosaken bestehend, war aber lange noch nicht ausreichend. Erst 1844 entschloß man sich zu namhaften Verstärkungen.

Der russische Infanterist eignete sich wenig für den Kampf mit den Bergvölkern, so vorzüglich er in der geschlossenen Truppe sein mochte. — Der schwer bepackte, mit langem Mantel bekleidete Infanterist, der seinen gewaltigen Körper keuchend und schwitzend mit Mühe die steilen Abhänge hinaufbringt, konnte gegen einen leichtfüßigen Feind nicht aufkommen, der den Kampf mit geschlossenen Abtheilungen vermied, dafür aber um so kühner auf die Einzelkämpfer losging. Deshalb benahm sich der einzelne Infanterist, der im geschlossenen Trupp mit Festigkeit dem Tode trotzt, den flüchtigen Tschetschenzen gegenüber oft schüchtern und wenig selbstbewußt. Denn der in strengster Disziplin gehaltene und ohne Begeisterung kämpfende Russe war im Einzelkampf, trotz überlegener Körperkraft, dem

fanatisirten und seinen Feind glühend hassenden Tschetschenzen gegenüber in entschiedenem Nachtheil. Auch ertrug dieser an die einfachste Lebensweise gewöhnte Körper die Strapazen leichter, als der derbe Kost verlangende russische Soldat, die bei den Kriegszügen in oft ganz unwirthbaren Gegenden oft genug, wenn auch vielleicht nicht ganz fehlte, so doch nicht immer ausreichend sein konnte.

Auch die Kosaken der Linie, wenngleich sie das Aeußere der Tscherkessen angenommen, waren denselben nur in geschlossenen Trupps unter sicherer Führung überlegen.

Erst in viel späteren Jahren, nachdem die russische Infanterie ein verbessertes Gewehr erhalten, nachdem die Truppen mehrfach verstärkt und die Kriegführung eine andere geworden, nahmen die Kämpfe für die Russen eine günstige Wendung und führten zum Ende des Krieges.

Nach dieser allgemeinen Orientirung über die Verhältnisse im Kaukasus, wie sie Werder vorfand, wollen wir seine Schicksale weiter verfolgen.*)

Am 28. Juni, nach russischer Zeitrechnung am 15. Abends 8 Uhr, waren die Reisenden endlich am Ort ihrer Bestimmung angekommen. Stawropol hatte nur einen Gasthof, den adligen Klub, und die vermittelst des Lexikons durch Hiller gepflogenen Verhandlungen mit dem Wirth überzeugten sie bald, daß man die Hand sehr auf den Beutel halten müsse, denn es wurden exorbitante Forderungen gemacht. Was blieb übrig, als sie zu bewilligen und die Ansprüche möglichst herabzustimmen. Für ein Zimmer im Hinterhause und ein Kabinet für den Diener Priebe wurden täglich 6 Rubel bezahlt (etwas über 19 Mark), Mittagessen kostete à 3 Mark, eine Flasche Wein 3 bis 6 Mark, dabei war es erbärmlicher Landwein, mit der Etiquette Medoc oder Sauterne. Im Salon waren keine Betten, man gab überhaupt nur Lagerstellen, der Reisende hatte für Unterlagen und Bedeckung selbst zu sorgen. Der Hof, eine Ablagerung von allen möglichen menschlichen und thierischen Bedürfnissen war über alle Begriffe schmutzig, ein Riesenbär fungirte als Hofhund und verbreitete den bekannten Menageriegeruch, ein Oeffnen der Fenster war daher nicht räthlich.

Werder hatte, wieder mit Hülfe des Lexikons, ein seiner Ansicht nach opulentes Souper bestellt. Als es servirt wurde, waren es ganz andere, nur russische, den Reisenden bis dahin unbekannte und zum Theil ungenießbare Gerichte, und die Hoffnung, nach den langen Reisestrapazen den Magen durch eine angemessene Kollation zu stärken, war arg getäuscht. Der Humor ging aber erst verloren, als der Wirth einen sehr hohen Preis forderte.

---

*) Für die Rechtschreibung der russischen Namen können wir nicht einstehen. Werders Tagebuchnotizen sind theils verblaßt, theils so undeutlich und abgekürzt geschrieben, daß das Lesen derselben äußerst schwierig. Pläne aus damaliger Zeit waren dem Verfasser nicht zur Hand, waren auch nicht zu beschaffen.

Er hatte für alle Gegenvorstellungen nur ein Achselzucken, was so viel sagen wollte, als: „Ihr müßt zahlen, ich habe keine Konkurrenten.“

Werder sah ein, daß es das Nothwendigste sei, sich einen Diener zu schaffen, welcher die Landessprache und Deutsch verstand, denn die Verständigung vermittelst des Lexikons war umständlich und sehr theuer. Ueberhaupt war er als Kassenführer schon auf der Reise von der traurigen Wahrheit überzeugt worden, daß die vom Staat gewährten Mittel bei Weitem nicht ausreichen würden, zumal in einem Lande, wo der Fremde in Unkenntniß der Landessprache bei jeder Gelegenheit diesen Mangel mit schwerem Gelde ausgleichen muß. Werder schrieb deshalb bald nach Ankunft in Stawropol an seinen Freund Malachowski nach Berlin, welcher durch Vermittelung der geeigneten Persönlichkeiten eine Erhöhung der Diäten auswirken sollte. Das machte aber solche Schwierigkeiten, daß unsere Freunde sehr lange darauf warten mußten und nahe daran waren, ihren zweijährigen Aufenthalt im Kaukasus aus Geldmangel abzukürzen, obgleich jeder der drei Offiziere aus eigenen Mitteln tausend Thaler zuzusetzen hatte. Die Geldnoth zieht sich wie ein rother Faden durch die Erlebnisse unserer Freunde und vermehrte die Reihe der Enttäuschungen, die sie in der allzu idealen Auffassung ihres Kommandos in reichem Maße erfuhren.

Das sehr freundliche Entgegenkommen des gebildeten Theils der russischen Offiziere mußte sie für manche fehlgeschlagene Hoffnung und manches Mißgeschick entschädigen. Kaum war die Ankunft der drei Preußen bekannt geworden, und noch bevor diese dazu kamen, Meldungen und Besuche zu machen, erschienen schon russische Offiziere, unter Anderen der Major Ungern v. Sternberg, der ihnen anbot, wenn sie noch einige Tage warten wollten, mit ihm zu reisen, um den General Grabbe aufzusuchen, der sich noch in der Itschkeri auf Expedition befand. Bei dem Mittagessen, wozu die Offiziere geladen waren und welches weniger schmackhaft, wie landesüblich war, erfuhren sie von der Niederlage, welche die Russen in der Itschkeri durch Schamyl erlitten hatten, und in der lebhaften, meist russisch geführten Konversation wurde allen möglichen Umständen und Persönlichkeiten die Schuld zugeschoben. Darüber war man einig, daß die Tschetschenzen von allen beabsichtigten Maßregeln lange vor der Ausführung Kenntniß erlangen. Auf welche Weise, wollte Niemand wissen. Jedenfalls schien wenig Aussicht, bei General Grabbe noch großen kriegerischen Operationen beizuwohnen, weil wegen der bald erwarteten Sommerhitze Ruhe eintreten mußte. Und ob man den General bald finden werde, schien auch fraglich, da man seinen Aufenthalt nicht genau kannte, sondern nur die ungefähre Richtung, in welcher er zu suchen war.

Dagegen befand sich die Generalin in Stawropol. Werder machte ihr seinen Besuch und lernte eine sehr liebenswürdige, trotz ihrer neun

Kinder noch sehr schöne Frau kennen, die gar nicht begreifen konnte, wie die preußischen Offiziere zu einem so greulichen Kriege von weit her kommen konnten. Ebenso fand er in der Frau v. Sternberg eine sehr liebenswürdige Dame. Die Familie des Vizegouverneurs Roberti nahm unsere Freunde ebenfalls sehr liebenswürdig auf. Der Chef des Generalstabes General Treskin war anfangs etwas zugeknöpft, später war er aber zu steter Hülfe in seiner wichtigen Stellung bereit. Im Ganzen gewann Werder den Eindruck, daß, wenn Stawropol ihr Winterquartier werden solle, er und seine Kameraden zufrieden sein könnten.

Am 2. Juli wurde mit Major Sternberg aufgebrochen, am 3. zunächst ein Abstecher nach dem berühmten Bade Pätigorsk gemacht, welches Werder, leider unter anderen Verhältnissen, als bei einer Orientirungsreise, noch gründlich kennen lernen sollte. Ueber Jekatarinogrod erreichte man Mosdok am Terek. Gasthäuser gab's nun nicht mehr, man miethete sich eine Stube und sorgte für Lager und Verpflegung selbst. Die beiden Diener Priebe und Scherf (letzterer als Dolmetscher) besorgten Alles zur Zufriedenheit.

Nach Naursk gelangt, wo ein guter Wein, wie unser Walportsheimer, wächst, befand man sich unter dem Tartarenvolk, einem Nomadenvolk, welches an Rußland für die Weiden auf dem linken Terek-Ufer keine Pacht zahlte, dafür aber die Verpflichtung hatte, Getreide zu festen Preisen an das Militärärar zu liefern. Es gab unter ihnen Besitzer von über Tausend Stück Vieh. Im Sommer waren sie an der Linie, im Winter zogen sie weiter abwärts in die Gegend bei Kislar. Sobald sie aber den Terek überschritten hatten, hörten ihre Verpflichtungen gegen Rußland auf, dann waren sie unter Umständen eben so große Feinde der Russen, als sie diesseits des Terek ruhig und zuverlässig waren.

Auf der Station vor Kislar erfuhr der Major v. Sternberg, daß regelmäßig Donnerstags ein Konvoi nach den Bergen abging. Es wurde nun darauf losgefahren, um ihn noch zu erreichen und unter seinem Schutz weiter zu kommen, denn selbst in der Linie wurde nicht ohne Bedeckung gereist. Leider kam man zwei Stunden zu spät, und der in Kislar kommandirende Kosakenoberst wollte die Reisenden dem Konvoi nicht nachschicken. So wurde man zu einem unfreiwilligen Aufenthalt genöthigt. Der Oberst war ein äußerst biederer, freundlicher Mann und von besonderer Gastfreundschaft, von der Werder und seine Freunde den ausgiebigsten Gebrauch machen mußten. Freilich hatte man als Lagerstätte nur den blanken Fußboden, nur einen Teppich unter sich. Als aber nach acht Tagen die Annahme der Gastfreundschaft unseren Freunden peinlich wurde, man sie auch nie allein ließ, wünschte Werder nichts sehnlicher, als endlich aufbrechen zu können. Die Vorbereitungen dazu waren getroffen, Pferde und Waffen gekauft, auch ein Revanchediner gegeben, wozu sich die preußischen

Offiziere verpflichtet fühlten. Da ging endlich am 14. Juli wieder ein Konvoi ab, dem sich Werder und seine Gefährten anschlossen.

Anfangs bestand die Bedeckung aus 1 Offizier, 100 Mann, 1 Kanone und einigen Kosaken, später wurde sie verstärkt. Die Infanterie marschirte ziemlich beliebig, vorn, hinten, oder zwischen den Wagen. Die Mäntel wurden ausgezogen, die Patrontasche auf dem bloßen Hemde getragen. Jeder trat beliebig aus, aber die Leute kamen gut vorwärts, ohne Kranke und Marode, sie marschirten ihre 40 bis 50 Werst bei großer Hitze, nur um Mittag wurde zwei bis drei Stunden geruht, jedoch ohne abzukochen.

Bei Tum Tarkale wurden die Vorberge betreten, und am 18. Temir Chanchura erreicht, woselbst sich General Grabbe befand. Die Offiziere wurden äußerst freundlich empfangen, nur bedauerte man, daß sie zu spät gekommen. Grabbe zeigte die größte Bereitwilligkeit, sie mit allen dortigen Verhältnissen bekannt werden zu lassen, er zögerte aber, einen bestimmten Rath oder gar Befehl zu geben, wohl, um keine Verantwortung auf sich zu laden. Die neue Linie, welche von Grosnai an der Sundscha bis Wladikaukask errichtet werden sollte, kommandirte Oberst Nistrow. Es wurden dort kleine Forts errichtet, auch kamen kleine Scharmützel vor, weshalb Werder im Namen seiner Kameraden um Erlaubniß bat, dorthin gehen zu dürfen, was General Grabbe auch genehmigte. Zugleich versprach er, rechtzeitig Nachricht zu geben, wenn sich etwa irgend wo eine Expedition vorbereiten sollte. Die Offiziere empfahlen sich ihm am 29. Juli, und rieth ihnen der General noch, sich dem Bataillon Dombrowski anzuschließen, welches Befehl hatte, zu Nistrow zu stoßen.

Major Dombrowski sprach zwar nur russisch, aber in seinem Bataillon befanden sich mehrere Offiziere, welche deutsch und französisch sprachen und die Unterhaltung mit ihm vermitteln konnten. Namentlich verpflichtete der Kapitän Beklemitscheff die preußischen Offiziere, welche durch einen Brief des Fürsten Paskiewitsch, dessen Adjutant er war, an ihn empfohlen worden. Er sorgte in der kameradschaftlichsten Weise für sie mit Rath und That.

Der erste Marsch ging nach Grosnai, wo Oberst Freitag kommandirte. Er hatte weder von der Ankunft des Bataillons noch der preußischen Offiziere etwas gewußt, weshalb auch weder für Unterkunft noch Verpflegung gesorgt war. Oberst Freitag, bei welchem sich Werder und Genossen am 30. meldeten, schlug ihnen vor, zunächst zum Oberst Nistrow zu gehen, dann nach Tiflis und im Herbst wieder zu ihm zu kommen, da eine größere Expedition vorher wohl kaum stattfinden werde. Dombrowski rieth dagegen, zum General Sasse an den Kuban und nach Kertsch zum General Aurepp zu gehen. Eine Entscheidung wurde vorläufig nicht getroffen.

Oberst Freitag wohnte in einem zweistöckigen hölzernen Hause mit kleinem baumreichen Garten. Die Wohnungen der Kommandirenden wurden wie die Kasinos behandelt, die Offiziere und die wenigen Durchreisenden aßen immer dort, einfach aber gut, der Anzug Ueberrock aber mit Epaulettes. Die Konversation war unbefangen und drehte sich natürlich um die militärischen und politischen Verhältnisse. Nach dem Essen rauchte man seine Pfeife zum Kaffee, spielte Billard oder Karten und kam und ging, wie man wollte. Es war dies eine durch die Umstände gebotene Einrichtung, ohne welche die Subalternoffiziere und Fremden vollständig verloren gewesen wären. So war es auch üblich, daß, da Privathandwerker in den Stationen nicht existirten, man seine Wünsche in dieser Richtung dem Oberst vortrug, und dieser befahl das Weitere. So nur konnte Pferdebeschlag, Stellmacherarbeit 2c. gut besorgt werden. Die Gewalt der Kommandirenden hielt mit ihrer Gefälligkeit und Gastfreundschaft gleichen Schritt, selbst wenn man schon viel davon in Anspruch genommen, boten sie immer noch weiter ihre Dienste an. Namentlich war Major Dombrowski unerschöpflich in seiner Güte, kommandirte sogar noch aus der Front einen Mann zur Bedienung.

Oberst Freitag war eine Art Gouverneur in Grosnai, wo 2½ Bataillone, mehrere Geschütze und etwa 20 Donsche Kosaken stationirt waren. Der Ort selbst ist ein alter Tschetschenzenaul. Die Festung liegt außerhalb und war armirt. Eine Esplanade trennte sie von der Stadt.

Beklemitscheff kündigte am 1. August den Aufbruch des Bataillons an, und ein Anfall der Tschetschenzen wurde dabei vermuthet, da bereits am gestrigen Tage ein Theil der Garnison zum Schutz des Viehes gegen sich zeigende Parteigänger hatte ausrücken müssen. Diese hatten angeblich in der Entfernung einiger Werst von der Festung die Steppe angezündet, um sich ungestört zurückziehen zu können. Das Feuer gab in der Nacht einen prächtigen Anblick. Es stellte sich aber heraus, daß das Feuer von den Russen selbst angezündet war, um die Heuschrecken zu verjagen, eine Landplage, die für die Steppen und deren Bewohner gefährlicher war, als die Tschetschenzen.

Nachdem unsere Freunde am Abend des 2. im Generalsgarten noch einer Abendmusik beigewohnt und ein bedenkliches Gericht (Honig mit Gurken) verzehrt, brachen sie in der Nacht auf, um zu Oberst Nistrow zu stoßen. Es war Alles ziemlich still, wie es bei Nachtmärschen zu sein pflegt, vielleicht hatte auch die oft berührte Möglichkeit, von Schamyl angegriffen zu werden, Alles in eine gewisse Spannung versetzt. Zuerst wurden 40 Werst zurückgelegt, dann geruht, um 5 Uhr Nachmittags wieder aufgebrochen und noch 18 Werst marschirt. Um 4 Uhr Nachts langte die

Kolonne bei der Festung Karakitschar an der Sundscha an, woselbst bereits ein Bataillon vom Grusinischen Regiment lagerte.

Ehe in den nächsten Tagen nach Seraljust, einer ebenfalls unvollendeten Festung, abgerückt wurde, arrangirte Dombrowski noch eine Jagd, welche trotz Ermüdung und Hitze interessant war. Etwa 50 Mann begleiteten die Jäger zum Schutz und als Treiber. Es wurden weder Bären noch Wölfe erlegt, wohl aber einige Rehe und Füchse geschossen.

In Seraljust sollte das Bataillon Dombrowski noch die letzte Hand an den Festungsbau legen, und dann mit noch 4 bis 5 Bataillonen unter Nistrow zum Bau einer weiter vorzuschiebenden Festung schreiten. Unsere Freunde gingen deshalb unter Bedeckung allein weiter nach Wladikaukask. Der Marsch ging durch eine prachtvolle fruchtbare Gegend, der Weizen stand höher wie Mann und Pferd, und auf vorzüglichen Weiden sah man die herrlichsten Heerden. Durch Oberst Nistrows Güte erhielten die Offiziere, in Wladikaukask wohlbehalten angekommen, ein Quartier von drei Zimmern und Bedientenhaus. Nistrows große schöne Gestalt, seine verbindlichen Formen und sein geläufiges Französisch machten den angenehmsten Eindruck. Auch der Kosakenoberst war besonders freundlich und zuvorkommend.

Wladikaukask liegt sehr malerisch am Austritt des Terek aus dem Gebirge, hat eine Citadelle, aber die ganze Stadt war mit Wall und Graben umgeben.

Oberst Nistrow erklärte den Offizieren, daß die nächsten vierzehn Tage vollständige Ruhe sein würde, und er schlug vor, diese Zeit zu einer Tour nach Tiflis zu benutzen. Obgleich nun im Hochsommer nicht die beste Zeit für eine Reise war, beschlossen unsere Freunde doch, sie zu unternehmen, weil sie nicht wußten, was sie vierzehn Tage in Wladikaukask vornehmen sollten. Der freundliche Kosakenoberst übernahm die Obhut über Effekten und Pferde und wollte sogar die schlechten Begleitkosaken gegen bessere vertauschen.

Die Bergstraße von Wladikaukask nach Tiflis war großartig und wahrhaft überraschend. Zuerst ging es noch einige Werst in grasreicher prächtiger Ebene, dann längs des Terek ins wilde Gebirge hinein. Bald verschwand das Laubholz, und es zeigten sich nur noch einzelne Fichten. Höher hinauf hörte das Holz ganz auf, nur noch grüne Matten begleiteten den Weg oder schroffe Felsen, über denen die Schneeberge hervorragten. Das Terekthal wurde immer enger und felsiger, der Fluß wälzte seine graugelben Wasser über große Blöcke mit reißender Schnelligkeit. Der Weg war sehr steinig und auf anderen Fuhrwerken wie Tälegen mit Postpferden wäre er nicht zu überwinden gewesen. An der Station Dariel

wurden die Pferde gewechselt. Der Versuch, zu Fuß vorauszugehen, scheiterte am Terek, denn sämmtliche Brücken waren kurz vorher zerstört und noch nicht wiederhergestellt worden. Es war an diesen engsten Stellen des Weges auch der größte Aufenthalt, weil der Terek drei bis vier Mal passirt werden mußte.

Endlich wurde die Station Kasbek erreicht. Den Reisenden wurden freundliche Zimmer in der sogenannten Festung angewiesen. Der Abend war herrlich aber kalt, der schneegekrönte 15 000 Fuß hohe Kasbek leuchtete in voller Klarheit. Ein alter Major aus Warschau, der auf der Reise zu General Sasse begriffen war und mäßig französisch sprach, unterhielt unsere Freunde bis tief in die Nacht hinein. Er war nicht einverstanden, daß der Kaiser den preußischen Offizieren die Erlaubniß gegeben, nach dem Kaukasus zu gehen, lobte aber den König, daß er Offiziere herumschickte, um zu sehen, wie es anderwärts aussehe. Auch tadelte er, daß man Ausländer in den Kaukasus lasse, wo Alles noch so unbestimmt und so ungeordnet sei, und darin mochte er wohl Recht haben. Uebrigens rieth auch er, etwa Mitte September zum General Sasse zu gehen, der doch der Einzige sei, der den Krieg im Kaukasus verstehe. Und damit mochte er wieder Recht haben.

Der Weg von Kasbek nach Kabi war sehr malerisch. Ein Dorf oder Aul grenzte beinahe an das andere, die Gebäude waren meist von Stein, niedrig, mit platten Dächern, und jedes Gehöft bildete ein geschlossenes Viereck, ein vertheidigungsfähiges Ganzes, welches oft noch durch einen Thurm flankirt wurde. Die benachbarten Höhen waren zum Theil mit burgartigen Ruinen aus sehr früher Zeit gekrönt. Die Einwohner sind meist aus Grusien hierher versetzt, alle aber friedlich, arbeitsam und gute russische Unterthanen, wenngleich jeder der Landessitte gemäß bewaffnet ist. Waffen überhaupt flößen hier Achtung ein, und je mehr und je schöner man sie bei sich trägt, um so höher steht man in der Meinung dieser Leute. Sie selbst gehen nie ohne Dolch zur Arbeit, und zu Pferde führen sie außer diesem immer noch einen Säbel, eine Flinte und eine Pistole bei sich.

Der höchste Punkt, den die Reisenden passirten, war der Kreuzberg, 8000 Fuß hoch. Es war Mittag und sehr heiß, der Berg bot keine Aussicht, außer in das wilde Thal des Aragi. Die Vegetation war wie in Deutschland. Holz war auf solcher Höhe gar nicht, weiter unten eine Art Laubknieholz. An dem chaussirten Wege sprudelten warme Mineralquellen, schwefel- und eisenhaltig. Nach starker Neigung wurde die nächste Station Kaschaur, auf einer Art Steppenplateau, erreicht, dann führte die Straße durch Eichwald, dann zog sie sich an einem Abgrund von 1000 Fuß ohne Geländer hin. Weiter unten kam man an einen Aul und einen inselartig sich erhebenden Basaltfelsen, der zum Theil bewachsen und mit

den Trümmern einer Burg gekrönt war. Hier hatten sich bis zum verflossenen Jahre neun Räuber aufgehalten, welche die Straße sehr unsicher gemacht. Nach und nach verlor das Thal den rauhen Charakter und trug eine heitere Physiognomie. Unsere Reisenden würden sich daran noch mehr ergötzt haben, wenn sie in den Tälegen bequemer gesessen, die, ein muschelartiges Gefährt ohne Lehne, als Sitz nur ein Strohgeflecht mit Heu bedeckt boten und auf zwei Personen berechnet waren.

Unsere Freunde befanden sich nun bereits in Asien, die Kirchen, ein eigenthümlicher Schmuck der Gegend, mehrten sich. Sie waren mit Mauern und Thürmen umgeben und standen oft auf hohen ausgezeichneten Punkten, entfernt von Wohnorten.

Die zweite Nacht blieben die Reisenden auf Station Aname. Diese Absteigequartiere, besonders für Offiziere, waren eine vorzügliche Einrichtung. Die Krone hat sie erbaut, und ihre Benutzung kostete nichts. Die Ausstattung bestand aus einem breiten Sopha und sonstigen Möbeln, ähnlich wie in unseren Passagierstuben. Ein Soldat, in der Regel verheirathet, besorgte die Aufwartung und das frugale Mahl.

Bei großer Hitze langten die Reisenden am 12. Mittags in Tiflis an. Bei einem geborenen Württemberger, Herrn Salzmann, fanden sie Unterkommen. Er hielt ein Traktir und daneben eine Art Absteigequartier für Offiziere. Werder verdarb sich den Aufenthalt in Tiflis gleich Anfangs dadurch etwas, daß er von den wunderschönen Trauben zu viel aß und infolge dessen eine Art Hämorrhoidalkolik bekam, die ihm Vorsicht gebot, und seine Morrissonschen Pillen hatte er zu seinem Schmerz in Berlin vergessen.

Der erste Eindruck von Tiflis war nicht der erwartete. Hitze, öde Straßen, das Fremdartige, ließen Alles in nicht anmuthigem Licht erscheinen. Aber bald fanden sich unsere Freunde in die ganz andere Welt, die sie umgab, und sie genossen mit vollen Zügen alle Reize einer asiatischen Hauptstadt. Leider war General Golowin im Bade, dafür empfing sie der Chef des Generalstabes General Kotzebue äußerst freundlich und lud sie im Namen des Kommandirenden für den Winter nach Tiflis ein. Als eines Tages Werder mit Hiller über den Platz Eriwanski gingen und die Kaufmannsschilder studirten, fanden sie eines mit dem preußischen Adler und darunter: „Conditor Habel“. Natürlich gingen sie in den Laden und fanden in dem Wirth einen viel gereisten Juden, einen närrischen Kauz, der ein Original von Tiflis sein sollte.

Einen andern Deutschen lernten sie hier kennen, einen Buchhalter Damm vom großen Aktien-Magazin, durch welchen sie den Tod des Herzogs von Orleans erfuhren, und der sich ihnen als Cicerone anbot. So lernten sie die Stadt und das Leben daselbst sowie die Umgegend ausreichend

kennen und dachten dann an den Rückweg, um rechtzeitig in Wladikaukask wieder einzutreffen.

Derselbe wurde am 17. August angetreten und auf demselben Wege wie die Hinreise zurückgelegt, nur nahm man sich etwas mehr Zeit, um die Gegend besser kennen zu lernen. Werders Tagebuch ist mit einer Menge von interessanten ethnographischen, botanischen und mineralogischen Notizen angefüllt, welche wiederzugeben uns zu weit führen würde.

Hiller wurde unterwegs an einer Art Gallenfieber krank, so daß es fraglich erschien, ob er die nächste bevorstehende Expedition würde mitmachen können. Auch der Dolmetscher Scherf, ein Deutscher, der sich 1831 in Polen an den Unruhen betheiligt, in die Hände der Russen gefallen und von ihnen in ein Infanterie-Regiment gesteckt worden, war am Wechselfieber krank geworden; kurz, nach der Rückkehr nach Wladikaukask kamen Tage, von denen Werder schrieb: „sie gefallen mir nicht“. Besonders fehlte ihm für die vielen Vorbereitungen und Einkäufe der Dolmetscher. Die Kosaken, mit denen er sich bereits eingerichtet, wurden abgelöst; es kam die Weisung, die Wagen müßten zurückbleiben, so daß man auf die Packpferde beschränkt war. Die Sorge um Hiller, der in der Behandlung eines Dr. Freytag zurückbleiben sollte, und dem ein deutscher Soldat als Bedienung kommandirt worden, war zwar dadurch einigermaßen gehoben, aber daß Werder ohne seinen Freund abreisen sollte, vermehrte seine üble Laune.

Am 25. früh wurde der Abmarsch zum Festungsbau angesagt und Nachmittags erst, und zwar ohne Hiller und Scherf, der Marsch angetreten. Ein fürchterlicher Regen zwang bereits nach Zurücklegung von 8 Werst zur Einkehr in einen Aul; die Kosaken und Pferde aber mußten im Freien kampiren. Am 26. wurde nach Nasseran, am 27. nach Seraljust marschirt, wo ein Bataillon Volhynien stand. Die Offiziere, von denen keiner deutsch oder französisch verstand, nahmen Werder und Gersdorff sehr freundlich auf. Am 29. wurde bei Hadschijust das Lager bezogen.

Am 30. begannen die Arbeiten zum Festungsbau, die zunächst in Materialbeschaffungen bestanden. Man erreichte einen Wald, der auf einer Anhöhe lag und welcher in eigenthümlicher Formation betreten wurde. Die Lisiere wurde mit einer Tirailleurkette, welche ein hinten offenes Karree bildete, passirt. Zwei aufgelöste Kompagnien in der Front, je eine rechts und links, umgaben drei Kompagnien Arbeiter, welche innerhalb des Karrees die Bäume fällten. Eine Kompagnie mit zwei Geschützen blieb vor dem Walde zur Aufnahme zurück. So blieben nun die Tirailleure den ganzen Tag stehen, resp. legten sie sich vor Ermüdung hin und schliefen. Patrouillen ins Vorterrain wurden gar nicht entsendet. Hätte ein Feind angegriffen, so mußte er Erfolg haben. Der Abzug aus dem Walde geschah Abends bei Dunkelwerden in derselben Formation. Wohlbehalten

gelangten unsere Freunde ins Lager zurück, von Priebe mit einer guten Mahlzeit empfangen.

Am 31. begleitete Werder den Ingenieur-Kapitän in den Wald, welcher ein ausgiebigeres Arbeitsresultat als gestern erzielen wollte. Es war eigentlich dieselbe Operation, wie am vorhergehenden Tage, nur schien es Werder, als wenn die Sicherheitsmaßregeln noch unvollkommener getroffen würden. Nach zwei Stunden schon begab sich Werder ins Lager zurück, um die Fortschritte der Festungsanlage zu studiren.

Die jetzige Lebensweise im Lager ließ sich übrigens aushalten, wenn das Wetter günstig blieb. Als Wohnung diente ein schönes, wenn auch nicht allzugroßes Zelt, welches doppelt war und dem Regen trotzte. Es war Eigenthum der Offiziere. Die Bettstellen, mit Strohsäcken, Filzdecken, persischen Teppichen bedeckt, gaben ein vortreffliches Lager ab. Der Mantel und die Burka, ein dem Regen widerstehender haariger Filzpaletot als warme Bedeckung, reichten vollständig aus. Das Sattelkissen war zum Kopfkissen wie geschaffen. Bis um 6 Uhr früh wurde geschlafen, dann Kaffee oder Thee getrunken, dann bis etwa 12 Uhr ins Holz geritten oder Rekognoszirungen gemacht. Um 12 Uhr warmes Frühstück und um 4 oder 5 Uhr Diner, welches der den Offizieren von Berlin aus mitgegebene Artillerist Priebe sehr schmackhaft zu bereiten verstand. Es war zwar immer aus denselben Gerichten zusammengesetzt, nämlich Suppe, Kotelettes oder Beefsteaks mit Kartoffeln, aber man hatte doch die Hoffnung, durch ein erlegtes Wild eine Abwechselung zu schaffen. Abends gab es Thee und einen nach Gersdorffs Rezept bereiteten Kartoffelsalat. Fleisch war sehr billig, das Pfund etwa 10 Pfennige, alles Andere dagegen sehr theuer, besonders der Wein.

Es gab zwar einen billigen grusinischen Wein, er schmeckte unseren Freunden aber zu sehr nach den Lederschläuchen, in denen er transportirt wird. Alles andere Getränk war nicht unter einem Thaler zu haben, eine Flasche Porterbier kostete 15 Sgr. Man rechnete nach Papier- und Silberrubeln (9 Sgr. und 1 Thlr. 3 Sgr.). Unsere Freunde mußten sich in ihren materiellen Genüssen also etwas einschränken. Nichts desto weniger hatte Werder dem Hauptmann Beklemitscheff, der am 1. mit vier Kompagnien nach Wladikaukask marschirt war, einen langen Zettel mitgegeben, auf dem die Bedürfnisse verzeichnet standen, die Hiller, der mit dem Konvoi Beklemitscheffs zurückerwartet wurde, mitbringen sollte, und die gar nicht nach der beabsichtigten Einschränkung aussahen.

Bald nach Abmarsch Beklemitscheffs wurde das Lager durch die Nachricht in große Aufregung versetzt, der Feind stehe einige Werst vom Lager mit einigen Tausend Mann und wolle gegen Morgen den Versuch machen, das Lager zu nehmen. Sei es nun, daß Werder daran nicht glaubte, sei

es, daß die russischen Offiziere vor dem Feinde im freien Felde keine Besorgniß haben, Werder lud zwar der Form wegen Pistolen und Büchse, schlief aber recht ruhig, und es fiel auch nichts vor. Am andern Morgen hieß es bereits, 6000 Mann bewachten das Lager, Werder konnte jedoch auf den Höhen jenseits nur eine Vedette zu Pferde entdecken.

Am 2. September aber bekamen unsere Freunde den Feind wirklich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Werder schreibt über diese kleine Affaire in seinem Tagebuch:

„Man wollte schon gestern wissen, daß der Feind, etwa 6000 Mann stark, in der Nähe sei. Etwa gegen 6 oder 7 Uhr rief mich ein Geschrei im Lager, in dem ich deutlich Dombrowskis Stimme erkannte, vor mein Zelt. Da sah ich feindliche Kavallerie, etwa 200 bis 300 Mann stark, aus dem nahen Walde den Berg herabstürmen. Sie gingen zwischen zwei Kosakenpikets hindurch in einem weiten Halbkreis ums Lager und setzten sich östlich hinter einen kleinen Hügel. Die Bewegung ging so rasch, daß sie sich nicht einmal die Zeit nahmen, die Pikets aufzuheben. Einer der Kosaken, welcher sein grasendes Pferd nicht gleich erhaschen konnte, erschoß stehenden Fußes eines Feindes Pferd und entfloh zur rechten Zeit. Der zweite Posten jagte vor ihnen her gegen Osten und entkam. Binnen fünf Minuten waren Kosaken und Müriden*) im Lager, die Infanterie unter dem Gewehr. Nach etwa 10 Minuten jagten wir den Kosaken nach und sahen in der Plänklerlinie dem Scharmützel zu, welches auf 400 bis 500 Schritt, sehr gefahrlos für beide Theile, eröffnet wurde. Später rückten einige Geschütze und Infanterie nach, man sandte dem Feinde mehrere Kugeln und Granaten zu und nach etwa halbstündiger Neckerei zog sich der Feind über den Assai ab. Man konnte etwa auf eine Stärke von 500 bis 600 Mann schließen, also mußten schon vorher auch auf dieser Seite Feinde versteckt gewesen sein. Auf den Höhen im Süden, jenseits des Flusses ließen die Kerls die Pferde weiden, etwa auf 3000 Schritt, und schienen Kriegsrath zu halten. Achmedi Muhamed soll selbst hier sein.

„Kirche zu Ehren der Krönung des Kaisers — Hinknieen — Mittags bei Nistrow. Vor dem Zelt wurde eine sehr hübsche Theaterscene aufgeführt, ein Gefecht mit Asiaten.

„Inzwischen hatte sich die Masse des Feindes durch den Wald verzogen, man unterschied zwei Fahnenträger. Nachmittag 5 Uhr Fouragirung. Der Feind hatte sich wieder auf der alten Stelle im Osten versammelt. Die Hügel waren von Köpfen couronnirt, nur einige Flankeurs voran.

---

*) Der Stamm, aus dem Schamyl hervorgegangen. Nach anderen Angaben eine besondere Religionssekte.

Sie schossen mehr wie am Morgen, und einige Male machten sie mit Glück Ausfälle, meist die Müriden in Schaffellen. Die Kosaken hielten sich mehr in zweiter Linie, wahrscheinlich in der sehr zweckmäßigen Absicht, weniger zu scharmutziren, als die Fouragirung zu decken. Die Infanterie, welche dieselben wie gewöhnlich im Karree umgab, kam nicht zum Schuß. Die Artillerie verfeuerte ihre Kartuschen ohne Wirkung. Es scheint, als ob diese Müriden immer absichtlich auf entferntere Objekte schössen und die näheren liegen ließen. Einzelne thaten bis 40 Schuß. Ich befand mich meist in der Flankeurlinie und habe neun Mal feindliche Kugeln bei mir in den Hügel schlagen sehen."

So erhielt das einförmige Lagerleben durch wiederholtes Erscheinen feindlicher Abtheilungen einigen Reiz, zumal Werder und seine Freunde, denn auch Hiller war glücklich eingetroffen, den Eindruck empfingen, als wäre zum eigentlichen Schutz des Lagers gegen Ueberfälle gar Nichts geschehen. Es wäre leicht gewesen, an den Flügeln und einem vorgeschobenen Punkt einige pallisadirte Erdwerke aufzuführen, um wenigstens einige feste Stützpunkte zu haben. Die Russen würden dies aber einem verachteten Feinde gegenüber unter ihrer Würde gehalten haben. So standen unsere Freunde auf einem avancirten und exponirten Posten, welcher mit der durch Oberst Freytag bei Ossimjust im Bau begriffenen Festung eine neue Linie gegen das Gebirge bilden sollte. Beide Punkte waren so gewählt, daß sie die Einfälle der Montagnards, so nannten die Offiziere die Bergvölker in der Konversation, in die Ebene, wodurch sie eben so dem Lande schaden, als sich ihre Existenz durch Eintreiben von Vieh und Futter sichern wollten, sehr hinderten. Man mußte also erwarten, daß der Feind deshalb den Bau der Festungen möglichst aufhalten würde. Freilich gehörten dazu größere Anstrengungen, als er am 2. und noch die folgenden Tage gemacht. Gegen den Oberst Freytag sollte er energischere Versuche gemacht haben, und auch im Lager von Hadschijust liefen Nachrichten von einer stärkeren Ansammlung des Feindes ein.

Durch Hillers Eintreffen, der sein Gallenfieber glücklich überwunden und sich jetzt sehr wohl befand, war es in dem Zelt etwas eng geworden. Dafür war den Herren eine Art von Veranda aus Holz und Zweiggeflecht gebaut worden, wo sie sich bei Tage aufhalten konnten. Die Nächte wurden bereits empfindlich kalt, so daß zum Pelz, mit welcher Bekleidung man sich vorgesehen, gegriffen werden mußte. Bei Regenwetter, wie es Mitte September wiederholt eintrat, war jene Hütte, in welcher aber doch eine Menge Sachen hatten untergebracht werden müssen, der Feuchtigkeit wegen wenig zu benutzen.

Man vertrieb sich nun die Zeit mit Rekognoszirungen, Krokiren, Begleiten von Expeditionen, die fast täglich zur Einholung von Bau-

materialien, welche die entfernter liegenden zerstörten Auls oder Kirchhöfe liefern mußten, unter geringen Sicherheitsmaßregeln unternommen wurden, oder mit Jagd. Werder schoß bei einer solchen Gelegenheit ein Hauptschwein.

Der Verkehr mit den russischen Offizieren war ein sehr kameradschaftlicher. Man besuchte sich gegenseitig in den Zelten, und die Konversation drehte sich in der Regel um die Tagesereignisse, die Kriegslage und Kritisiren der getroffenen Maßregeln. Immer wieder kam man auf den General Sasse zu sprechen, für den ohne Ausnahme Jeder eingenommen war, und welcher in der That durch seine Erfolge und seine Art und Weise, dem Feinde stets beizukommen, mit Recht die allgemeine Werthschätzung zu verdienen schien. Er war der russische Held des Kaukasus. Natürlich wurde in Werder und seinen Freunden der Wunsch rege, ihn und seine Kriegführung kennen zu lernen, welcher Wunsch aber nicht erfüllt werden sollte. Zunächst aber war man noch in Hadschijust und mußte sich mit kleinen Expeditionen begnügen, die, wenn der Feind da war, keine großen Erfolge haben konnten und, wenn er nicht da war, welcher Fall der häufigere, bald das Interesse verloren.

Ende September hieß es, Dombrowski würde abkommandirt und Beklemitscheff würde nach Warschau zurückgehen. Dies bestimmte unsere Freunde, denen beide Herren so viel Vorschub in ihren Bestrebungen geleistet, zu dem Entschluß, ebenfalls einen Punkt zu verlassen, auf welchem ihre ehrgeizigen Wünsche so wenig Erfüllung fanden, und zu Oberst Freytag zu gehen, dessen Posten mehr Aussicht auf Kriegsruhm bieten sollte. Vorläufig aber mußte man noch bleiben, weil sich erst eine Gelegenheit finden mußte, sicher nach Ossimjust zu gelangen. Werder vertrieb sich die Zeit mit Reiten und Jagen. Letzteres leider ohne Resultat. Ein Adler, dem er lange aufgelauert, hielt zuerst nicht aus, und dann versagte die Büchse. Ein gemeldeter Bär wollte sich erst nicht finden lassen, und auf wiederholte Meldung von den Vorposten von seinem Erscheinen entpuppte er sich schließlich als ein entlaufener schwarzer Ochse!

Werder schreibt am 10. Oktober in sein Tagebuch:

„Die ganze Nacht hat es geregnet, dabei ist es empfindlich kalt. Die Zeltwände sind triefend und es zieht durch alle Spalten. Les beaux jours d'Aranjuez sont passés und die jetzigen gefallen mir nicht. Aber hier hilft nichts, als Stillhalten. Briefe sind wiederum nicht angekommen; nun muß wirklich beim Gesandten angefragt werden. Es ist unbegreiflich, und was daraus entstanden ist oder entstehen soll, wenn meine gute Mutter ebenso ohne Nachricht bleibt, weiß ich wahrlich nicht. Dabei ist jetzt und wie es scheint überhaupt von Kriegführung nicht mehr die Rede, und es kommt mir manchmal vor, als wenn

eigentlich die ganze Sache der Mühe nicht werth gewesen, besonders in Bezug auf die Sorge oder sogar den Gram, den ich durch dieselbe der Mutter und Familie gemacht habe. Dies ist die Richtung, in der ich Befürchtungen habe, und sollten sie, was Gott verhüten möge, in irgend einer Art eintreffen, so wäre es doppelt schrecklich, wenn man nicht einmal etwas in die Wagschale zu legen hätte. Könnte ich freilich die gute Mutter von dem vollständigen Reisecharakter der Expedition überzeugen, so wäre geholfen, aber dies geht aus realen Gründen nicht, besonders weil sie mir nicht glauben würde. Dann bleibt die Entfernung und die Schwierigkeit der Korrespondenz immer Grund genug für sie zu schwarzen Vorstellungen aller Art.

11. Oktober. Die Nacht hat es stark geschneit. Berge und Niederung erscheinen als Winterlandschaft und obgleich der Morgen schön und ziemlich warm ist, so macht das Ereigniß, besonders da ein schauderhafter Schmutz zu erwarten, keinen angenehmen Eindruck. Expedition nach Steinen, um die letzten Denkmäler vom Kirchhof zum Bau zu holen. Gegen Abend Regen."

Werder war im höchsten Grade unzufrieden mit seinem Aufenthalt im Lager. In Hangen und Bangen verging fast der ganze Oktober, ohne daß sich auch nur eine Aussicht bot, Kriegserfahrungen und Kriegsruhm zu erwerben. Fortwährender Personenwechsel, der kaum geknüpfte Bekanntschaften bald wieder zerriß, trug dazu bei, daß sich die Preußen immer isolirter fühlten. Die Frage wurde ernstlich erwogen, das Lager zu verlassen und zu Oberst Freytag zu gehen. Die einzige Unterbrechung in der Einförmigkeit der letzten Wochen war der Geburtstag Seiner Majestät des Königs, den die preußischen Offiziere mit sehr viel Cliquot feierten. Leider war Gersdorff ernstlich krank geworden und nach Wladikaukask zurückgegangen.

Endlich konnte man sich einem am 28. Oktober nach Wladikaukask abgesandten Konvoi anschließen. Spät Abends traf man hier ein, und erfuhr Werder noch an demselben Abend, daß General Grabbe durch General Gurko, General Golowin in Tiflis durch General Neithardt ersetzt sei. Natürlich war damit vollständige Ungewißheit über die weitere Führung des Krieges eingetreten. Bisher war der Kaiser jedem offensiven Vorgehen abgeneigt gewesen, der plötzliche Stellenwechsel ließ auf eine andere Strömung schließen.

Am 31. Oktober bereits kam General Golowin mit Familie aus Tiflis an. Unsere Freunde lernten in Frau und Tochter sehr liebenswürdige Damen kennen, konnten aber die Bekanntschaft nicht weiter pflegen, weil am 2. November ein Konvoi nach Mosdok abging, dem sie sich anschließen mußten, wenn sie den Entschluß, auf den linken Flügel nach

Ossimjust zu gehen, bald ausführen wollten. Ob sie dort ihre Hoffnungen erfüllt sehen würden, mußte abgewartet werden; sie wollten nur Alles thun, um eine mögliche Gelegenheit auch benutzen zu können. Gersdorff war leider noch nicht hergestellt; man mußte sich von ihm trennen. Er blieb vorläufig in Wladikaukask und wollte, wenn genesen, an den Kuban gehen.

Die Reise wurde am 2. November zu Wagen auf schon bekanntem Wege über Jekaterinogrod nach Mosdok angetreten. Werder sammelte auf dieser Reise eine Menge Notizen für seinen Rekognoszirungsbericht. Bei Tschervelone wurde am 9. der Höhenzug erreicht, welcher das Sundschathal vom Terekthal trennt, auf dem Ossimjust und Gerselaul liegen. Man erfuhr, daß Oberst Freytag sich noch in Ossimjust befinde.

Am 14. gelangte man nach Periprawe, und mit einer Abkasie*) von 1 Bataillon, 2 Geschützen und einigen Kosaken wurden die letzten 18 Werst bis Ossimjust zurückgelegt. Beide Offiziere wurden vom Oberst Freytag und dem Flügeladjutanten Grafen Benkendorff, der sich im Lager befand, äußerst freundlich empfangen und ihnen Hoffnung gemacht, daß sich noch vor Beendigung des Festungsbaues Gelegenheit finden werde, die Tschetschenzen nahe genug kennen zu lernen.

Gleich am nächsten Tage ritten Werder und Hiller mit zwei Bataillonen und vier Kanonen zur Arbeit. Die Sicherheitsmaßregeln wurden bei Weitem ernster als in Hadschijust getroffen. Der Feind zeigte sich aber auch hier nicht. Am Nachmittag machten sie unter dem Schutze von 50 Kosaken einen Streifzug ins Gebirge. Entzückt von der Schönheit der Gegend, rechts das Gebirge, links die weite grüne Ebene mit den zahlreichen Auls und Forts, ritten sie wohlgemuth bergauf, als sie plötzlich Feuer erhielten und bemerkten, wie eine kleine feindliche Abtheilung versuchte, ihnen den Rückweg zu verlegen, was ihr freilich nicht gelang. Höchst befriedigt kehrten sie ins Lager zurück, in der Meinung, hier sei doch ein anderes, frischeres Kriegsleben. Nachts begleiteten sie den Grafen Benkendorff, der die Vorposten bereiten wollte. Sie bestanden auf der einen Seite aus 100 Kosaken und 300 Mann Infanterie, auf der anderen Seite aus zwei Kompagnien und etwa 50 Kosaken. Die Vorposten waren sehr zweckmäßig aufgestellt, die Soutiens lagen auf der Erde und waren kaum zu finden. Alles verhielt sich sehr still. Verbindung wurde nur durch leises Pfeifen aufgenommen. Das Ganze machte einen kriegsgemäßen Eindruck.

Am 20. November erschien General Gurko im Lager, dem Werder und Hiller vorgestellt wurden und der sie sehr entgegenkommend empfing. Sie durften ihn bei dem Ritt durchs Lager und bei Besichtigung des

---

*) So heißen die regelmäßig hin- und hergehenden Kommandos zur Begleitung von Konvois.

Festungsbaues begleiten. In der Nacht schlossen sie sich einer Expedition an, welche in der Stärke von zwei Bataillonen, zwei Geschützen und 400 Kosaken den Zweck hatte, einem nach Kislar durchgegangenen Feinde nachzusetzen. Oberst Freytag mit zwei Bataillonen hatte einen anderen Weg eingeschlagen, und man hoffte so den Feind bestimmt zu fassen. Es war eine dem Kriege entsprechende Marschleistung von 70 Werst am ersten Tage; die Infanterie war 10 Stunden ununterbrochen marschirt, dann wurde ein Biwak bezogen, auch Patrouillen entsendet. Am anderen Morgen hörte man in der Richtung auf Gerselaul stark schießen, es kam aber auch die Meldung, daß der Feind noch unterhalb Kislar an den Terek gezogen sei. Da schwanden nun wieder alle Hoffnungen, denn er wäre nur noch mit Kavallerie mit beigegebener Artillerie zu erreichen gewesen. Jene war aber nicht vorhanden, wie denn überhaupt der ganze Feldzug meist nur von Infanterie und Artillerie geführt wurde, was wir heut nicht begreifen können.

In Tatschketscho stieß man auf Oberst Freytag, der mit zwei Bataillonen, vier Geschützen und 50 Kosaken dort eingetroffen war. Er war auf die etwa 800 Mann starke Queue des Feindes gestoßen, hatte ihn mit Kanonen begrüßt, ihm einiges Vieh und ein paar Pferde abgenommen, hatte aber ohne Kavallerie nichts machen können. So wurde denn eigentlich unverrichteter Sache ins Lager zurückgekehrt; man hatte nur eine fünftägige große Strapaze gehabt.

Ueberhaupt wurde den russischen Truppen viel zugemuthet, und auch Oberst Freytag war der Ansicht, es müsse ihnen, die seit April unterwegs waren, einige Ruhe gegönnt werden, ohne die Möglichkeit auszuschließen, daß sich in nächster Zeit doch noch Gelegenheit zu einer ernsteren Affaire bieten könnte. Dies klang aber wieder sehr wenig ermunternd. Der Festungsbau nahte sich, wenigstens für dies Jahr, seinem Ende, Werder und Hiller entschlossen sich aber doch, den Winter in Grosnai, dem Hauptquartier Freytags, zu bleiben. Es war dieser Entschluß ein großes Opfer, zu welchem ihr Pflichtgefühl sie bewog. Schöner wäre es wohl gewesen, den Winter in Tiflis, dem Centralpunkt für das transkaukasische Leben, zuzubringen. Sie wollten aber, nachdem sie ohne ihre Schuld zu so Vielem zu spät gekommen, nicht mit ihrer Schuld etwas versäumen, was sich auf den Zweck und auf den Auftrag bezog, welchen sie bei ihrer Reise erhalten. In Grosnai wollten sie sich ernstlich auf die Erlernung der russischen Sprache werfen und die Militärkolonien der ausgedienten Soldaten erforschen. In Tiflis bot sich ihnen das wollüstige asiatische Frühlingsleben, da dort der Januar der Blüthemonat ist, die Bälle und Diners bei Neithardt, die Bäder, die herrliche Gegend rc. In Grosnai nichts wie Schmutz und Oede.

Der Entschluß, das Letztere zu wählen, verdient gewiß Anerkennung. Erleichtert wurde er ihnen durch die Aussicht, dem Oberst Freytag näher treten zu können, welcher, eine liebenswürdige und bedeutende Persönlichkeit, ihnen äußerst sympathisch war. Außerdem aber entschlossen sich unsere Freunde, durch ihre Konnexionen in Berlin den Prinzen von Preußen zu bewegen, daß er an die Generale Gurko und Neithardt schreibe, um sie zu bitten, sich für die Verwendung der preußischen Offiziere zu interessiren. Ihre Anwesenheit im russischen Lager schien nicht recht motivirt, man witterte entweder geheime Missionen oder vermuthete bloße Reiselust, aus welcher Anschauung jeder Mangel an Direktiven zu erklären war. Dem planlosen Umherirren sollte für das nächste Jahr durch jene Allerhöchste Vermittelung ein Ende gemacht werden. Sie wollten kommandirt sein und Befehle empfangen.

So gingen nun Werder und Hiller nach Grosnai und fanden es zuerst dort schauderhaft. Der Aufenthalt daselbst sollte aber unerwartet abgekürzt werden. Es traf die Nachricht ein, daß Gersdorff, der nach Stawropol zurückgegangen war, dort einen Rückfall gehabt und an einem Schleimfieber gefährlich krank darniederliege. Da war nun kein Zweifel. Man konnte den Kameraden in der Fremde und in der Gefahr nicht allein lassen, daher wurde sofort mit Sack und Pack aufgebrochen. In vier Tagen wurde die Reise nach Stawropol (400 Werst) zurückgelegt.

Zum Lohn für ihre kameradschaftlichen Gesinnungen fanden sie Gersdorff zwar noch schwach, aber auf dem Wege der Besserung, dank der vorzüglichen Pflege, die ihm auf Veranlassung des Generals Gurko geworden, dessen Güte Gersdorff nicht genug rühmen konnte. Nun wurde vorläufig in Stawropol geblieben, zumal der General Neithardt erwartet wurde. Weitere Pläne zu machen, waren unsere Freunde abgeneigt, sie hatten sich gewöhnt, ihre Dispositionen nach den augenblicklichen Verhältnissen zu treffen. Der Gedanke, doch noch nach Tiflis zu gehen, trat aber wieder hervor. Näher lag ein Abstecher nach der Kubanlinie. Das Hauptquartier derselben lag in Protschno-Okup, nur 70 Werst entfernt. Der berühmte General Sasse war freilich nicht mehr da, er war ebenfalls abberufen, wollte nach Kurland, um zu heirathen, hielt sich aber jetzt in Stawropol auf, und Werder und Hiller hatten die Freude, ihn persönlich kennen zu lernen.

Sasse war, wie schon erwähnt, der Held des Kaukasus, vom Feinde wie der Teufel gefürchtet, von einer kaltblütigen Tapferkeit und Nichtachtung jeder Gefahr, die ihm seine Erfolge sicherte. Er trennte sich sehr schwer von dem Schauplatz seiner erfolgreichen Thätigkeit, über welche tausend Gerüchte zirkulirten. Unsere Freunde trafen oft mit ihm zusammen und waren wiederholt seine Gäste. Die deutschen Zeitungen gaben damals ein

ganz falsches Bild dieses hervorragenden Führers. Werder schildert ihn als „einen Mann von angenehmem Aeußeren, groß, schlank, einige 50 Jahre alt, Haare schon etwas grau, langen Schnurrbart, Augen klein, grau, zuweilen etwas stechend; die Sprache ist angenehm, biegsam, fließend deutsch. Man vermuthet auf den ersten Blick in ihm nicht den Löwen des Kaukasus, namentlich aber nicht den Mann, wie ihn jetzt die öffentliche Meinung bezeichnet, freilich nachdem er so zu sagen in Ungnade gefallen ist. Was er als seine Pflicht als guter Unterthan des Kaisers bezeichnet, wollen Andere gefühllos, gewissenlos, grausam nennen, und meist für egoistische Zwecke ausgeführt. Tapferkeit spricht ihm Niemand ab, er war ein guter Kosakenchef und blieb immer ein guter und glücklicher Partisan. Von Bureau, Verwaltung, Rechnungslegung hatte er keine Idee.“ Jedenfalls haben ihm seine Untergebenen und selbst seine Feinde bei seinem Abgange die unzweideutigsten Beweise von Bewunderung und Achtung gegeben.

Am 21. Dezember kam General Neithardt in Stawropol an. Den folgenden Tag wurden Werder und Hiller beim großen Empfang vorgestellt. Der General war nicht gerade unhöflich, bekümmerte sich aber weiter nicht um sie, und die geträumten Feste zu Ehren seiner Anwesenheit fanden nicht statt, weil der General den Grundsatz hatte, niemals der Gast seiner Untergebenen sein zu wollen. Zu den Diners, welche er gab, wurden unsere Freunde nicht geladen. Erst kurz vor seiner Abreise erhielten sie einmal eine Einladung.

Mit Gersdorffs Gesundheit ging es zwar entschieden besser, aber langsam. Die treuen Kameraden pflegten ihn nach Kräften und hatten die Freude, mit ihm in den letzten Tagen des Jahres ausfahren zu können. Es war dies für sie insofern wichtig, als sie ihren beabsichtigten Abgang nach der Kubanlinie von seinem Befinden abhängig machen wollten. Sie strebten danach, die interessante neue Lebalinie kennen zu lernen, und hatte der General Treskyn ihnen versprochen, ihnen zur Besichtigung aller Festungsanlagen einen Ingenieuroffizier mitzugeben.

Am Sylvesterabend hatten unsere Freunde in Gersdorffs Wohnung ein kleines Fest vorbereitet, zu dem der Vizegouverneur und andere Herren geladen waren. Herr v. Ungern-Sternberg fehlte leider, er war der Generalin Neithardt 100 Werst entgegengefahren. Der Abend verlief angemessen, ohne gerade durch besondere Heiterkeit zu glänzen. Aber mit den besten Wünschen für ein ereignißreiches neues Jahr wurde das Jahr 1843 begonnen.

Am ersten russischen Weihnachtsfeiertage (6. Januar) traten Werder und Hiller die projektirte Reise nach dem Kuban an, begleitet von zwei russischen Ingenieuroffizieren, die den Reisenden im landesüblichen Schlitten voranfuhren, während diese mit Scherf im Wagen folgten. Der Russe

meint es mit dem Feiern der Feste sehr ernst und will nicht arbeiten, auch die Postillone wollen nicht fahren, deshalb ging die Reise trotz leidlichen Wetters zuerst langsam vorwärts. Im Allgemeinen führte der Weg in wellenförmigem Terrain von Stawropol nach dem Kuban immer bergab. Das Wetter wurde schon am ersten Nachmittag schlechter, bald trat Schneegestöber ein, so daß man die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Der Wagen kam vom Wege ab und blieb stecken. Die Ingenieure im Schlitten waren gut vorwärts gekommen und weit voran, und nun war guter Rath theuer. Der Postillon spannte das Mittelpferd aus und jagte davon, wie er sagte, um Hülfe zu holen. So saßen unsere Freunde in grausiger Kälte im Schneegestöber allein auf der weiten stillen Steppe. Die Phantasie trieb ihr Spiel. Hatte man doch auf der letzten Station von der Absicht eines Einfalles der Tscherkessen gehört. Es nahte auch wirklich nach langer Zeit ein Schwarm Reiter. Es waren aber keine Tscherkessen, sondern Kosaken, die Oberst Gervais von der nächsten Station zu Hülfe geschickt hatte. Nun spannten sie ihre Pferde mittelst Halftern und Stricken vor den Wagen, und unter furchtbarem Geschrei, welches die Pferde animiren sollte, machten sie nicht bloß den Wagen flott, sondern jagten unaufhaltsam der Stanitza zu. Hier wurden Werder und Hiller mit gutem Thee und eßbarem Abendbrot erwartet.

Am andern Tage wurde die Fahrt bei tiefem Schnee mit dem Wagen so schwierig, daß derselbe mit allen entbehrlichen Effekten auf der Station zurückgelassen und der Schlitten bestiegen wurde. Man erreichte am Nachmittag Batalpatschinsk, das Stabsquartier des Kosaken-Regiments des Oberst Igelstroem. Es standen noch zwei Jäger-Kompagnien daselbst. Das Quartier, welches unseren Freunden angewiesen wurde, war eben so eng als naß und in jeder Hinsicht unbequem. Werder schreibt:

„Ein alter ausgedienter Kosak ohne Nase, mit Enkel und Urenkel, welche während der ganzen Nacht konzertirten, und eine Masse Weiber theilten das Zimmer, in welchem sich auch Monsieur Scherf häuslich niederließ. Aber man ist froh, nur überhaupt ein Obdach zu haben und ist ziemlich unempfindlich geworden gegen das, was man bei uns Anstand und Sitte nennt. Die Toilette wird z. B. ohne alle Umstände vor einem großen Publikum gemacht, und während der Eine weiß Gott was wäscht, trinkt der Andere bereits Thee und raucht sein Pfeifchen."

Der Major Rietz, ein Berliner, Neffe der Gräfin Lüttichau, war Major beim Kosaken-Regiment und vertrat den Oberst Igelstroem. Er lud die Offiziere zu sich ein, und sie mußten bis spät in die Nacht die landesüblichen Vergnügungen genießen. In einer kleinen niedrigen Stube fanden sich viele Gäste ein. Sängerchöre, aus Kosakenknaben bestehend, sangen, daß man in Gefahr kam, taub zu werden. Männer und Weiber tanzten

die Lesczynska, einen asiatischen Tanz, den die Kosaken angenommen haben. Dann wurden unsere Freunde besonders geehrt, indem man sie prellte, was bei der Niedrigkeit der Stube nicht ohne Gefahr für die Köpfe war. Zuletzt wurde, ebenfalls nach beliebter Sitte, noch mit Pistolen in der Stube geschossen. Hitze, Tabaksqualm und Pulverdampf, dabei ununterbrochenes Nöthigen zum Trinken, bewogen unsere Freunde, einen unbewachten Augenblick zu benutzen, um spät in der Nacht dem gutgemeinten, aber fanatischen Vergnügen zu entschlüpfen.

Am 8. Januar wurde die kleine Festung Xumara erreicht. Sie liegt höchst pittoresk in einem engen Felsenthal, umgeben von steilen Felsen, am obern Kuban. Sie sperrt einen Weg, auf dem die Bergvölker früher hervorzubrechen pflegten. Jetzt waren die nächsten Umgebungen von friedlichen, unter russischem Schutz lebenden Asiaten bewohnt. Von Xumara aus ging in älteren Zeiten ein viel betretener Handelsweg nach dem Schwarzen Meere zu den Kolonien der Griechen, Genueser und Venetianer. Man wollte nun diesen alten Weg wieder aufsuchen. Zur Zeit war der Posten des Kommandanten von Xumara ein wahres Exil, schlimmer als Sibirien. Er war der einzige Offizier in der Festung, unverheirathet und ohne jede geistigen Hülfsmittel.

Nun ging die Reise weiter. Leider brach der Schlitten unterwegs entzwei, so daß die Offiziere sich auf die Postpferde setzen und nach der Station reiten mußten. Hier befand sich der unseren Freunden schon bekannte Oberst Igelstroem als Abschnittskommandeur. Am 12. wurde Protschno erreicht, wo der Kommandant der Kubanlinie General Besabrosoff, welcher die Stelle des Generals Sasse erhalten hatte, residirte. Da am 13. russisches Neujahrsfest war, und unsere Freunde keine Uniform bei sich hatten, Alles aber in Gala auf der Festung zur Gratulation erschien, verschoben sie ihren Besuch auf den nächsten Tag. Der General empfing sie zwar sehr liebenswürdig, wollte oder konnte ihnen aber auch keine Direktiven über etwaige Expeditionen geben, und so blieben sie wieder sich selbst überlassen. Die Umgegend wurde rekognoszirt, die umliegenden armenischen Auls besucht, auch einer armenischen Hochzeitsceremonie beigewohnt, die Festungsanlagen wurden besichtigt, aber sie unterschieden sich in ihrer Unbedeutendheit nicht von den früheren, kurz, der Aufenthalt in Protschno schien ihren Thatendurst auch nicht zu befriedigen.

Da ging am 23. die Nachricht ein, daß in der Gegend von Usk-Labiensk eine große Tscherkessenansammlung stattfinden sollte. Trotzdem die russischen Offiziere abriethen, sich unnöthig anzustrengen, gingen Werder und Hiller des Abends 8 Uhr mit drei Kosaken in stockdunkler Nacht zu Pferde nach Ladofskoi. 150 Werst wurden in 15 Stunden gemacht, also ein flotter Ritt. Sie kamen gerade an, als General Besabrosoff, der dem

General Gurko nach Tschernomorien das Geleit gegeben, wieder zurück wollte, da die Tscherkessenversammlung bereits wieder aufgelöst sei. Vom Oberst Wasmund wurden unsere Freunde in Ladofskoi sehr liebenswürdig aufgenommen. Auch ein Neffe des Obersten, der eine Tscherkessin zur Frau hatte, nahm sich ihrer sehr kameradschaftlich an. Letztere war als Kind Gefangene des Obersten geworden. Er hatte sie erziehen lassen und sie an seinen Neffen, den Obristlieutenant, verheirathet. Sie war sehr hübsch, sehr gebildet, sprach deutsch und französisch und hatte bildschöne Kinder. Auch ein Sachse, ein Herr Becker, Oekonom und Veterinär, wie er sich nannte, hielt sich in Ladofskoi auf. Er war mit veredelten Schafen in die Gegend gekommen, hatte aber seine Rechnung nicht gefunden und war Verwalter bei Wasmund geworden. Werder konnte nicht genug rühmen, wie anregend und interessant der Verkehr mit diesen liebenswürdigen Menschen gewesen.

Eines Abends traf beim Oberst die Meldung ein, bei Usk-Labiensk sammelten sich wieder Tscherkessen, in der Absicht, in die Linie einzufallen. Sofort wurden 300 Kosaken mit zwei Kanonen in Marsch gesetzt, natürlich schlossen sich Werder und Hiller an. Am Mittag des nächsten Tages trafen sie auf einen unterworfenen Müridenfürsten, der die Zerstreuung der Versammlung berichtete. Es sollten sich noch etwa 60 Tscherkessen im nahen Walde befinden, die auf Raub sännen. Man machte Jagd auf sie, ohne aber auch nur eine Spur von ihnen zu finden.

Am 29. kehrten unsere Freunde nach Protschno zurück. Ein längerer Aufenthalt daselbst schien ihnen aber vollständig verlorene Zeit, deshalb suchte Werder bei General Besabrosoff eine Audienz nach, um ihn um seinen Rath zu bitten, wohin sie sich wenden sollten. Der General meinte, er würde zunächst Nichts unternehmen, wenn der Feind nicht angriffe. Es sei eben Alles sehr ruhig, fast zu friedlich. Freilich hieße es, die Tscherkessen wollten zurückkommen, ob feindlich oder um sich zu unterwerfen, sei fraglich. Das friedliche System Rußlands könnten sie wohl als Schwäche ansehen. Wenn sie aber einen Einfall planten, würde er nicht vor Mitte oder Ende März stattfinden. Schließlich rieth er, in Gottes Namen abzureisen, aber nicht nach Tiflis, weil dazu die Jahreszeit nicht geeignet sei.

Rußlands System war nach den gemachten Erfahrungen vielleicht ein richtiges. Es erforderte wohl Zeit, aber nicht so viele Opfer, wie das beständige Scharmutziren in schwierigem Terrain, mit einem Gegner, der als Einzelkämpfer überlegen war. Um seine Grenzen gegen die Einfälle der Bergvölker zu sichern, war ein langsames aber sicheres Vorschreiten, mittelst befestigter Linien, Einengen des Gegners, auf eine Weise, daß er sich entweder unterwerfen oder kämpfen mußte, um in der Ebene zu wohnen und Nahrung für sein Vieh auf der Steppe zu gewinnen, gewiß der rich-

tige Weg. Waren doch auch die Indianer in Amerika nach demselben System immer weiter nach Westen zurückgedrängt worden. Daß bei solchem System ein heftiger Zusammenstoß mit dem Feinde auch ohne besondere Offensivoperationen zu erwarten war, erschien wahrscheinlich, denn ohne Kampf überließ er den Russen die neu gewählten vorgeschobenen Punkte niemals. Für unsere Freunde blieb dieses System immerhin interessant und lehrreich, wenn auch große Schlachten ausgeschlossen waren. Sie glaubten zu der Hoffnung berechtigt zu sein, daß das Jahr 1843 ihnen mehr Gelegenheit zu Erfahrungen bringen würde als das verflossene, indem sie eigentlich erst post festum eingetroffen waren.

Weil aber nun zunächst wirklich nichts vom Feinde zu gewärtigen war, beschlossen Werder und Hiller, nach Stawropol zurückzukehren und von da durch Tschernomorien nach dem Schwarzen Meere zu gehen. Nach einigen Wochen wollten sie dann wieder zurückkehren, um an der richtigen Quelle zu sein, wenn etwa Unternehmungen verabredet würden. Werder schrieb an seinen Freund Malachowski über diesen Plan:

„Dieses Hin- und Herreisen scheint etwas konfuse und planlos, aber es ist sehr wohl überlegt und nicht zu ändern, wenn man das Nothwendige mit dem Nützlichen und Angenehmen verbinden will. Sollte es aber Widersacher finden, bei denen eine Entgegnung der Mühe werth ist, und sollten namentlich die daraus entstehenden Mehrkosten getadelt werden, so kannst Du erwähnen, daß das, was sich daran als wirklich überflüssig erweisen sollte, wohl durch die in dem Unternehmen angelegten Privatmittel von mehr denn 1000 Thaler gedeckt würde. Uebrigens möchte uns eine solche Gelegenheit, Länder und Völker zu sehen, wohl nicht leicht wieder werden, und es ist gleichsam unsere Pflicht, soviel davon zu profitiren, als es ohne Hintenansetzung unseres Hauptzwecks geschehen kann.

Die jetzige Reise hat übrigens einen militärischen Zweck, die Befestigungen am Schwarzen Meere zu sehen, und den General Anrepp wegen seiner Absichten für dies Jahr zu sprechen. Leicht möglich, daß bei ihm eine Descente*) gemacht wird, was das Interessanteste sein soll, was man erleben kann. Diese peinliche Gewissenhaftigkeit, an der Hiller sowie ich leiden, hat uns schon um manchen Genuß gebracht, wir sind den kriegerischen Erfahrungen wie Wahnsinnige nachgelaufen und hätten sie zuweilen viel leichter und besser in der Nähe gefunden. Wäre Alles so gekommen, wie wir wollten, so hätten wir jetzt schon Dagestan, Baku, Schamyl und die Bayaderen gesehen und tanzten in Tiflis mit den fünf Töchtern des Generals Neithardt, während wir in Protschno, dieser

*) Angriffe der Bergvölker aus dem Gebirge auf das Littorale.

kriegerischen Erfahrungen wegen, zwar nicht ganz ohne Erfolg und Agréments, aber doch in keinem Vergleich mit Tiflis zubrachten. Nun, der Himmel wird ein Einsehen haben und solche Konsequenz für den großen militärischen Zweck belohnen. Womit? Er wird's am besten wissen!"

Die Rückreise nach Stawropol wurde ohne Zögern angetreten, und dort billigten sowohl Gurko wie Treskyn den Plan unserer Freunde, nach dem Schwarzen Meere zu gehen, in auffallender Weise. Man konnte denken, sie freuten sich, die unbequemen Gäste auf eine Zeit lang los zu werden.

Während nun Priebe mit den Effekten und Pferden in Protschno zurückbleiben sollte, traten unsere Freunde ihre Reise am 2. Februar an. Mit Empfehlungsbriefen wohl ausgerüstet, gingen sie längs des Kuban nach Jekaterinodar. Hier waren sie durch den Oberst Wasmuth an einen Oberst v. Hahn empfohlen, der eine Unterredung mit dem Gouverneur von Tschernomorien, General Sabaldofski, herbeiführte. Bei diesem wieder vermittelte ein Oberst Engeström, früher Major im preußischen 7. Husaren-Regiment, die Konversation, da der Attoman der Tschernomoren, ein geborener Kosak, nur russisch sprach. Dieser gab denn auch bereitwilligst die nothwendigen Papiere, als da waren: die Ordres für rasche Beförderung, Mitgabe von Bedeckung, Aufnahme während der Nacht in den Redouten und Stanitzen und für die Ueberfahrt von der Halbinsel Taman nach Kertsch.

So gelangten die Reisenden ohne Aufenthalt und nach glücklicher Ueberfahrt am 9. Februar nach Kertsch. Hier fanden sie in einem Gasthof vortreffliches Unterkommen, sogar Betten, und sie freuten sich schon darauf, in gewohnter Bequemlichkeit einige Tage hier zubringen zu können. General Anrepp hatte aber die Herren Abends rufen lassen, um ihnen mitzutheilen, daß er vom General Gurko angewiesen sei, sie auf dem Regierungsdampfer zu befördern, daß derselbe, das Dampfboot Kolchide, aber schon in der Nacht abgehen würde. So wurden Betten, Wagen, Gepäck im Stich gelassen und noch in der Nacht das elegante Dampfboot bestiegen. Am 10. früh aber erst verließ es den Hafen.

Zunächst wurde Anapa angelaufen, woselbst ein Deutscher Kommandant war. Er ruhte nicht, bis er den Kapitän bewogen, einen Aufenthalt zu genehmigen, damit die preußischen Herren eine Sobranje mitmachen könnten, eine Vereinigung der vornehmen Gesellschaft. Man tanzte (im Ueberrock) bis Mitternacht. Jede Dame wurde mit Tusch empfangen, jedoch blieben die weiblichen Gäste in einem entfernten Zimmer isolirt, bis der Kommandant durch Anziehen der weißen Handschuhe das Zeichen zum Beginn des Tanzes gab. Nach einem opulenten Mahle wurden unsere Freunde von

der Gesellschaft, worunter viele Deutsche, mit Musik an das Dampfboot begleitet, und mit endlosen Hurrahs trennte man sich.

Am nächsten Tage wurde der Hafen von Suchumkale erreicht, dann nach Gelendschik weiter gedampft. Hier war ein General Oppermann Kommandant. Es ging wieder ohne eine Sobranje, auf welcher bis 3 Uhr getanzt wurde, nicht ab. Am andern Mittag war Diner bei Oppermann, und die Festung und die Umgegend wurden besichtigt. Dann ging die interessante Reise längs der Küste weiter. Am Fort Nowolginsk erblickte man zuerst vom Meere aus das Hochgebirge, ein großartiger Anblick, wie denn überhaupt die herrliche Landschaft bei schönem, wenn auch frischem Frühlingswetter und ruhiger See auf unsere Reisenden einen tiefen Eindruck machte.

Auf der Höhe der alten türkischen Festung Pizanda, welche mit russischer Garnison belegt war, begegneten sie einem Dampfboot, auf dem sich General Murawieff, Chef der dritten Sektion des Littorale, befand. Er gab der Kolchide Befehl, zu drehen und in St. Esprit weitere Befehle zu erwarten. Dort schickte er sein Boot nach Kertsch und behielt die Kolchide bei sich. Nachrichten von der Ansammlung der nicht unterworfenen Ubuken in den Bergen, die einen Angriff auf St. Esprit planen sollten, bewogen den General, hierher noch zwei Kompagnien Verstärkungen zu dirigiren, um dem Feinde energisch entgegentreten zu können. Man wartete aber vergeblich drei Tage auf den Angriff. Endlich erschien der Ubukenhäuptling, um sich mit Murawieff zu unterreden. Zugleich kamen aber auch eine Menge Fürsten, welche sich dem Kaiser bereits unterworfen hatten, mit denen sich unsere Freunde, der Landessitte gemäß, durchküssen und lange Unterhaltungen pflegen mußten, da Einige etwas Französisch verstanden. Werder imponirte besonders Arslan Bey, ein durch seinen riesenhaften Wuchs und sein würdiges Aussehen ausgezeichneter Fürst. Er hatte Lieutenantsrang und bezog eine russische Pension.

Der General Murawieff, übrigens ein Jahr jünger im Lebensalter als der Premierlieutenant v. Werder, nahm sich nun der beiden Preußen in der zuvorkommendsten und kameradschaftlichsten Weise an. Unter seiner Führung lernten sie die ganze Gegend kennen, Land und Leute, und Werder konnte die ausführlichsten Reisenotizen sammeln. Auch die Festungen Nowalginsk und besonders Jagri lernten sie kennen, welche letztere mit 200 Mann Besatzung den Engpaß zwischen Abchasien und Dschizezi sperrt. Das Gebirge tritt hier dicht ans Ufer und fällt einige Tausend Fuß steil ins Meer hinab.

Das Hauptquartier Murawieffs war die Festung und Kolonie Bambory. Da das Schiff nach Suchumkale gehen mußte, um Kohlen einzunehmen, folgten Werder und Hiller einer Einladung des Generals, bei ihm

zu bleiben und dann auf dem Landwege nach Suchum zu gehen. Sie lernten bei ihm den Fürsten von Abchasien, Michael Stowadsche kennen, der nahe bei Bambory residirte. Derselbe war Christ geworden, war russischer General und hatte eine sehr schöne Dasierin zur Frau.

In einer Nacht wurden unsere Freunde von Murawieff geweckt; Fürst Michael sei bereits aufgebrochen, um mit seinen Milizen den Spitzen von feindlichen Schwärmen zu begegnen, die aus dem Innern einen Einfall zu versuchen schienen. Ihm wollte Murawieff zur Unterstützung mit den disponiblen Truppen folgen. In einer Stunde waren die Herren zu Pferde, und nun ging es in finstrer Nacht landeinwärts den etwa 20 Werst entfernten Bergen zu. Dann lagerte das Bataillon bei aufgehender Sonne auf einem Plateau im Karree, gedeckt von einigen vorgeschobenen Kosakenmilizen. Plötzlich rief die Trommel unters Gewehr. Der Fürst kam zurückgesprengt, der Feind war nicht gefunden, und der Rückmarsch wurde angetreten. Wieder eine vergebliche Hoffnung!

Noch an demselben Tage ritten unsere Freunde mit Kosakenbegleitung in acht Stunden nach Suchumkale. Hier wurde ein Boot bestiegen, um auf der Kolchide zu nächtigen. Dann kehrten sie wieder nach Bambory zurück.

General Murawieff hatte eine militärische Exkursion in das Innere, nach Zebalda versprochen, wo 40 Werst von Suchum entfernt eine Festung und Kolonie als äußerster Vorposten angelegt wurde. Sie sollte den 5. März angetreten werden; leider schlug aber an diesem Tage das Wetter um. Auf die schönen Frühlingstage folgten starker Wind, Regen, Schnee, Frost. Dies hielt bis zum 22. an. Dann wurde der Marsch mit 1 Bataillon und 200 Milizen angetreten.

Die Zebalda ist ein 3000 Fuß über dem Meere gelegenes schönes Land, war aber zur Zeit ohne alle Bewohner, welche sich vor den Russen zurückgezogen hatten. Murawieff wollte nun die Fürsten bewegen, wieder zurückzukehren und unter russischem Schutz ihr Heimathland wieder einzunehmen. Der Zweck wurde erreicht, weil Murawieff mit den Leuten umzugehen wußte und deshalb schon viele solche Erfolge zu verzeichnen hatte. Mit einem von diesen Fürsten schloß Werder besondere Freundschaft. Eines Tages kam Fürst Sandscharschani auf ihn zu, umarmte und küßte ihn, nannte ihn Bruder und lud ihn zu sich ein.

Auf dem Rückwege nahmen unsere Freunde ein echt asiatisches Frühstück bei ihm ein. Da gab es Gomie, eine Art Bier von türkischem Weizen, heiß zu trinken. Dann Latistik und Meth (Wein, Wasser, Honig). Gegessen wurde mit den Fingern, weil Gabeln nicht landesüblich. In der Mitte der Hütte brannte ein großes Feuer. Nur der Fürst und sein Vater, sowie

Murawieff und die preußischen Gäste saßen, das übrige Volk stand umher und verzehrte den Rest der Speisen mit staunenswerther Geschwindigkeit.

Der Rückmarsch nach Suchumkale ging durch tiefen Schnee.

Am 24. März trennten sich unsere Freunde von ihrem Gönner Murawieff auf der Rhede von Bambory und fuhren mit dem Dampfer bis Gelendschik, wo sie General Oppermann mit der alten Freundlichkeit empfing. Am 26. trafen sie in Kertsch wieder ein. Nach einem unfreiwilligen Aufenthalt daselbst, weil die Seeleute bei schlechtem Wetter nicht fahren wollten, gelangten sie endlich den 1. April nach Taman und per Wagen am 3. April Mittags nach Jekaterinodar. Dann holten sie Priebe in Protschno ab und begaben sich nach Stawropol.

Dort erwartete man bestimmt, daß in nächster Zeit die gelangweilten Tscherkessen bald etwas Ernstliches gegen die Kubanlinie unternehmen würden. Bereits hatten 8000 (?) Mann ein gemischtes Bergkommando während einiger Tage in einem Fort an der Leba blockirt, waren aber, nachdem ihnen Nahrung ausgegangen, unverrichteter Sache abgezogen. Auch gegen Tschernomorien war eine Abtheilung entsendet worden; kurz vor Werders Rückkehr hatte ein kleines Gefecht mit denselben stattgefunden. Alles deutete darauf hin, daß der Feind offensiv werden wolle. Man sprach von großen Versammlungen, und von den Russen waren alle Vorkehrungen getroffen, um dem Feinde kräftig zu begegnen, man hoffte ihn endlich einmal im freien Felde zu fassen, um ihm einen empfindlichen Schlag beizubringen. Man fürchtete nur, er werde nicht aushalten, da er in der Flucht eben so rasch wie im Angriff war.

Als sich unsere Freunde am 8. April bei General Gurko meldeten, bestimmte er, daß sie nach der rechten Flanke gehen sollten. Endlich also ein bestimmter Befehl! War es nun auf eine Einwirkung von Berlin aus, oder hielt er eine bestimmte Direktive selbst für nothwendig, Werder und Hiller war die Gewißheit, wohin sich zu wenden, nur angenehm. Am nächsten Tage meldeten sie sich ab und traten sofort die Reise nach Protschno wieder an, woselbst sie am 11. Mittags eintrafen. Zu ihrer großen Freude fanden sie hier Gersdorff vor, welcher zwar noch etwas schwach, aber doch als hergestellt betrachtet werden konnte.

Bei ihrer Meldung beim General Besabrosoff fand man diesen in einer gewissen Aufregung, jeden Tag könne marschirt werden. Man harrte also der Dinge, die da kommen sollten.

Am 20. April berührte der General Gurko Protschno und brachte eine Menge Nachrichten vom linken Flügel mit, wo der Feind bereits sehr lebendig. Aber auch auf dem rechten Flügel schien es unruhig werden zu wollen. Zwei Tage darauf kam die Nachricht, der Oberst Wilde sei 15 Werst von Protschno, nachdem seine Bedeckung niedergehauen, gefangen

genommen worden. Es wurden sofort 1 Offizier und 50 Kosaken nachgesandt. Am Nachmittag kam aber bereits die Meldung, daß der Konvoi des Oberst Wilde allerdings überfallen, daß sich aber der Oberst mit Verlust von 10 Todten und 4 Verwundeten in die Station habe zurückziehen können.

Unter solchen Umständen mußten unsere Freunde ihre Absicht, nach der oberen Leba zu gehen, aufgeben, da auch General Besabrosoff seine Erlaubniß verweigerte. Ueberhaupt empfingen sie nach und nach den Eindruck, als wenn sie nicht mehr so gern gesehene Gäste wären, und man sie zu allen Teufeln wünschte. Sie bemerkten eine sichtliche Abnahme der großen Zuvorkommenheit und Rücksicht, mit der man ihnen früher begegnete. Werder schrieb darüber:

„Die Geschichte dauert ihnen bereits zu lange, wir sind hier alte Erscheinungen. Niemand weiß etwas mit uns anzufangen und dies genirt gegenseitig. Dazu kommt, daß unser bisheriges Streben, etwas Ernsthaftes zu erleben und ein daraus entstehendes sehr verzeihliches Jagen danach, wohl aufgefallen ist, und ihnen vielleicht mißfallen hat. Vielleicht fragen sie sich, welche Rolle wollen denn die eigentlich bei einem ernsthaften Kontakt mit dem Feinde spielen, werden die denn den Feind wirklich mit Stumpf und Stiel fressen oder auch noch Etwas für uns übrig lassen? Oder, sie ärgern sich, daß man mehr Eifer zeigt, als sie selbst zu entwickeln gewohnt sind. Ich habe mir jetzt ein anderes régime gemacht. Ich will gar nicht mehr vom Kugelpfeifen sprechen, ruhig abwarten, was wird, und keine Ungeduld zeigen. So ist mal der Krieg hier, bloße Demonstrationen, Versuche zu überraschen, wo es nicht gelingt, Rückzug und im äußersten Nothfalle ein Schlachten, was dann freilich mörderisch sein soll. Glückliche Coups sind in der Regel unblutig, unglückliche dagegen mit unverhältnißmäßigen Verlusten verbunden. Ob es für uns so sehr nothwendig und vergnüglich wäre, diesen letzteren beizuwohnen, frägt sich. Höchstens sieht man, wie der Mensch sich mehr oder minder würdig in sein Schicksal findet, und in dieser Beziehung hoffe ich, auch ohne russisches oder tscherkessisches Beispiel darzuthun, was mir obliegt."

Das Osterfest stand vor der Thür, welches von den Russen lieber friedlich verlebt wird. Unsere Freunde waren daher wieder aufs Abwarten verwiesen. Den 24. war erster Osterfeiertag mit großen Feierlichkeiten, und da nach russischer Sitte die acht Tage Ostern Jeder offene Tafel hält und besucht werden muß, war ja die Zeit untergebracht. Da dies Leben Werder aber weder geistig noch körperlich zusagte, wünschte er dringend ein baldiges Ende, und verfiel in der Unthätigkeit auch wieder in allerlei Grübeleien. Gersdorff hatte ganz Recht, wenn er sagte, Werder überlege

und prüfe zu viel, das Abwägen des Dafür und Dawider führe nur zur Unschlüssigkeit, er ließe sich lieber durch die Umstände leiten.

Am 1. Mai endlich schien sich der politische Horizont in den Bergen so weit verdunkelt zu haben, daß kriegerische Ereignisse unausbleiblich waren. Am 2. sollten die Bergvölker einen offenen Anfall auf Maschowska oder auf einen armenischen Aul versuchen wollen. In der Regel sprengten sie selbst solche Gerüchte aus, wandten sich dann aber ganz wo anders hin. Den russischen Truppen waren für alle Fälle bestimmte Rendezvous gegeben. Eine Abtheilung unter Besabrosoff persönlich hatte sich mit 3 Bataillonen, 1500 Reitern, 6 Fuß- und 4 reitenden Geschützen bei Urupskaja zu sammeln. Im Ganzen konnte man 8 Bataillone, 2400 Reiter, 10 Fuß- und 4 reitende Geschütze versammeln, ohne den Kordon ganz zu entblößen.

Endlich am 3. Mai Mittags wurde abmarschirt. General Besabrosoff war krank gewesen und fuhr noch leidend im Wagen. Zuerst wurden 28 Werst in fünf Stunden gemacht, dann eine halbe Stunde bei Urupskaja geruht. Dann erst wurden die Quartiere bezogen. Unsere Freunde erhielten durch die Güte des Generals ein sehr gutes. Es vergingen wieder einige Tage mit Abwarten, die fabelhaftesten Gerüchte durchschwirrten die Luft. An der oberen Leba sollte ein Gefecht gewesen sein, man hatte das Schießen gehört, es war aber nur ein Scheibenschießen gewesen. Unsere Freunde nahmen an verschiedenen Patrouillen Theil. Es wurde auch die Stelle besucht, wo Oberst Wilde angefallen worden war, ein Feind wurde aber nicht gesehen. Dagegen erfuhren sie, wie schwierig es sei, in der Steppe zu reiten und sich zu orientiren. Auch am Taban bei Oberst v. Vietinghoff waren sie und brachten einige Tage in dessen Zelt zu.

Am 8. Mai, als sie eben zurückgekehrt, hörten sie zufällig, daß ein Theil der Truppen ausrücken solle. Eine dienstliche Mittheilung war ihnen nicht geworden. Schleunigst wurde Alles zum Abmarsch fertig gemacht, Iwan mit den Wagen und zwei Pferden zurückgelassen. Werder schreibt:

> „Einige Tausend Bergvölker hatten die obere Leba passirt. Da man aber nicht wußte, wohin der Feind sich wenden würde, ließ Besabrosoff nur einen Theil ausrücken. Er blieb mit 1 Bataillon und 400 Kosaken zurück. Kommandeur des ausrückenden Detachements war Oberst Krasnow. Er brach nach zwei Stunden auf und ging längs des Urup etwa 20 Werst bis in die Nähe eines Auls. Am anderen Morgen um 8 Uhr wurde weiter marschirt. Nach einem Marsch von 35 Werst in herrlicher Gegend wurde am Abend das Lager bezogen. Den folgenden Tag kam noch das Regiment Kuban unter Wirischkin heran, sowie die Nogayer, ein bereits unterworfener und den Russen ergebener Stamm. Trotzdem man den Feind bestimmt in der Nähe wußte, geschah in den nächsten Tagen nichts.

Erst am 12. Abends wurde plötzlich alarmirt und unter lautem Trommelschall aufgebrochen, weil der Feind in einer Entfernung von 20 Werst gemeldet war. Die Patrouillen und Meldungen besorgten allein die landeskundigen Nogayer. Von Mitternacht bis Sonnenaufgang wurde geruht, und dann ging's wieder vorwärts auf den Feind, der 4 Werst weiter stehen sollte. Bei einem alten Aul wurde durch den Fluß Taban gegangen, die Infanterie abgewartet, am andern Ufer eine Wagenburg formirt und dann in imposanter Schlachtordnung dem Feind entgegenmarschirt, der sich groß und breit in mehreren Linien aufgestellt hatte und wirklich das Gefecht annehmen zu wollen schien. Es mochten 2000 bis 3000 Reiter sein. Man sah aber bald die Führer ihre Fahnen entrollen, ein Zeichen für die einzelnen Haufen, sich bei ihnen zu sammeln. Darauf wurde von ihnen der Rückzug angetreten. Es war eben nicht die Art der Bergvölker, sich mit den Russen im offenen Terrain zu schlagen, sie fürchteten die Artillerie und die geschlossene Infanterie. Sie wollen den Russen soviel Abbruch als möglich thun, aber ohne selbst etwas zu riskiren. Die europäische Idee des sich heldenmüthigen Opferns für Freiheit und Vaterland, damit etwas Bedeutendes geleistet werde, kennt der Kaukasier nicht.

Die hinteren Treffen mit einer Art Bagage zogen bereits ab, als die Tete des russischen Detachements noch einige Werst entfernt war. Eine Arrieregarde blieb zur Beobachtung zurück, sprengte aber auseinander und zurück, als die russischen Geschütze auf weite Entfernungen sieben bis acht Schuß abgegeben. Eine Verfolgung fand nicht statt. Das war die Schlacht am Taban den 13. Mai 1843."

Am Nachmittag ging die Nachricht ein, der Feind habe sich bestimmt dem Kuban zugewendet. Man brach sofort auf, marschirte bis zum Abend noch 15 Werst; dann formirte die Infanterie ein großes Karree, in dessen Mitte man die Nacht zubrachte. Am Morgen wurde sehr früh wieder aufgebrochen. Der Feind war zwei bis drei Stunden voraus und von der Infanterie nicht mehr zu erreichen. Trotzdem blieb das ganze Detachement zusammen, die Infanterie wurde von den Kosaken durch den großen Selendschuk gebracht, je ein Kosak nahm einen Infanteristen aufs Pferd, dies verursachte einen Aufenthalt von zwei bis drei Stunden, und am kleinen Selendschuk angelangt, ging endlich die Kavallerie voraus.

Ein dem Feind entflohener Kabardiner brachte etwa um 10 Uhr Vormittags die Nachricht, daß ein Theil des Feindes sich gegen Batalpatschinsk gewendet habe. Nun war die Aufgabe des Detachements, dem Feinde möglichst weit oberhalb die Uebergänge über den Kuban zu verlegen. Deshalb wurde frisch weg marschirt und nach einem Marsche von 120 Werst

um Mitternacht Xumara erreicht. Alles befand sich in Erwartung des Feindes in einer gewissen Aufregung.

Am 15. Mittags meldete ein Spion nach Xumara, daß etwa vier bis sechs Werst von Xumara eine feindliche Abtheilung von 200 bis 300 Mann höchst harmlos ihr Lager aufgeschlagen. Man traute aber dem Spion, der sich für den Abgesandten eines Kabardinerfürsten ausgab, nicht, und da die Truppen sehr ermüdet waren, wurde nach langem Berathschlagen nichts unternommen.

Am 16. wurde nach Batalpatschinsk marschirt, am 18. kam man nach Navrono Müsk. Hier befand sich bereits seit einigen Tagen der General Besabrosoff. Auch Gurko war dort gewesen und wurde wieder erwartet. Eine Menge Offiziere hatte sich versammelt, um die Expedition mitzumachen, theils freiwillig, theils kommandirt. Der Stab wuchs lawinenartig an. Auch ein deutscher Doktor und Professor fand sich ein, der als Naturforscher unter russischem Schutz den Kaukasus und einen Theil Persiens bereisen wollte, ein liebenswürdiger interessanter junger Mann, der sich naturgemäß unseren Freunden anschloß. Am 19. kam General Gurko, um der Einweihung der neu erbauten Brücke beizuwohnen. Er wies den preußischen Offizieren einen Zeltplatz an und erlaubte ihnen, obgleich als Ausnahme, einen Wagen mitzunehmen; diesen hatten sie sehr nothwendig zur Fortschaffung ihrer Bedürfnisse für eine längere Expedition, die man doch nun unternehmen wollte, und da ohnedies eine Menge Wagen mitgenommen werden mußte, schien es auf den einen nicht anzukommen, und allzu große Bescheidenheit wäre hier nicht am Platze gewesen.

Hiller und Gersdorff waren nach aus der Heimath angelangten Briefen Premierlieutenants geworden. Bei Gelegenheit ihrer Meldung bei General Gurko sprachen sie auch in Werders Namen den Wunsch aus, irgend einem bestimmten Truppentheil zur Dienstleistung attachirt zu werden. Gurko hielt dies nicht für praktisch, glaubte dagegen ihren Wünschen, überall da zu sein, wo etwas los sein würde, am besten zu entsprechen, wenn er sie zu seinem Stabe kommandirte, was geschah.

So nahmen sie denn gleich am 24. an einer Besichtigung von 6 Bataillonen, 600 Kosaken und 13 Geschützen durch Gurko Theil.

Am 25. rückte Gurko aus, nachdem feierlicher Gottesdienst abgehalten. Die Expedition hatte folgende Marschordnung:

General Besabrosoff mit 500 Kosaken und 3 Geschützen ging als Avantgarde voraus.

General Gurko führte das Gros: 6½ Bataillone, 1 Kompagnie Sappeure, 10 Geschütze. Avantgarde desselben 1 Bataillon, 2 Geschütze, 1 Sappeur-Kompagnie.

Rechte Seitendeckung Oberst Potopschin, linke Oberst Adlerberg, je 1 Bataillon.

Arrieregarde General Fürst Kutusoff, 1½ Bataillone.

Letzte Arrieregarde 100 Kosaken.

Die Truppen hielten vorzügliche Marschordnung. Nach 15 Werst wurde Halt gemacht und das Lager aufgeschlagen. Da die Verpflegung und die Baumaterialien (für die Brücken) auf Wagen mitgeführt wurden, ergab sich der ansehnliche Troß von 740 Wagen. Infolge dessen und weil dieselben keine Hemmvorrichtungen hatten und meist zweirädrig waren, mußte der Marsch bergauf, bergab sehr langsam gehen, dabei die peinlichste Ordnung im Vordermann; kurz, am 26. war man 15 Stunden unterwegs, hatte aber nur 23½ Werst zurückgelegt. Ein schönes kaltes Bad im reißenden Selendschuk war für Werder das Hauptereigniß des Tages.

Am 28. wurde Kamenoy Most am unteren Selendschuk und am Kéfar erreicht. Hier sollte eine Brücke gebaut werden. Es wurde in üblicher Weise ein Lager aufgeschlagen und am 30. Pfingsten gefeiert, wobei das Lager wie ein Wald aussah, da Jeder seinen grünen Zweig in die Erde steckte oder das Zelt schmückte. Werder begleitete den General Gurko auf einer Rekognoszirung des Kéfar, welcher Fluß ein paar Mal durchschwommen werden mußte.

Am 2. Juni wurde die Brücke über den Selendschuk fertig, ohne daß die Arbeit in den fünf Tagen vom Feinde irgendwie beunruhigt worden wäre. „Man sah auf den Höhen seine Beobachtungsposten, er schien aber ebenfalls die Losung angenommen: Thust Du mir nichts, thue ich Dir auch nichts“ notirte Werder in seinem Tagebuch.

Nach einem sehr langwierigen Defiliren über die Brücke wurde am 3. der Marsch fortgesetzt, und man kam nun in ein sehr schwieriges Terrain, theils bergig, theils sumpfig, bis am Kéfar Halt gemacht wurde.

Hier wurde nun ein Lager bezogen, weil von demselben aus der neue Festungsbau in Angriff genommen werden sollte. Es stand nun wieder eine lange Zeit einförmigen Lagerlebens bevor, da der Feind gar keine Miene machte, den Festungsbau zu stören. Werders Ungeduld war wohl begreiflich, da er nichts sehnlicher wünschte, als endlich einmal in ernstem Gefecht sich zu erproben. Das Gefühl nahm in ihm und seinen Freunden immer mehr überhand, daß ihre Anwesenheit hier bei der russischen Armee deren Führern unbequem wurde, da man auf ihren Gesichtern das Gefühl der Enttäuschung wohl erkennen mochte. Ja, sie bekamen auch den Beweis in die Hand, daß man ihre Absichten zu fördern nicht besonders geneigt war.

Um Mitte Juni unternahm General Gurko selbst eine Expedition nach dem oberen Urup, bei der es zum wirklichen Gefecht kam. Er war am früheſten Morgen aufgebrochen, ohne unseren Freunden auch nur die geringste Nachricht zu geben. Dies veranlaßte dieselben, einen Brief an den General zu schreiben, in welchem sie ihr Bedauern aussprachen, an der Expedition

nicht theilgenommen zu haben, was geschehen wäre, wenn sie eine Benachrichtigung erhalten. Sie könnten ohne solche Mittheilungen unmöglich den Zweck ihres Kommandos und den Willen ihres allerhöchsten Kriegsherrn erfüllen.

Es war dies jedenfalls ein gewagter Schritt, aber die Pflicht gebot ihnen, Alles zu thun, um aus der peinlichen Lage herauszukommen. Die Spannung, in welche sie nun durch die Frage versetzt wurden, welches Resultat der Brief haben würde, trug nicht dazu bei, ihnen das Gefühl der Ueberflüssigkeit zu benehmen. Werder schreibt:

„Die Tage schleichen wie die Schnecken, und doch vergeht jeder einzelne rasch. Vielleicht gerade wegen des ewigen Einerleis, daß sich keine Abschnitte bilden, an denen das Gedächtniß festhalten könnte, vergeht die Zeit schneller. Sie fängt an, der russischen Steppe zu gleichen, in der nichts den Blick fesselt. Noch nie bin ich des ganzen Kaukasus so überdrüssig gewesen als jetzt, und könnte ich, wie ich wollte, ich setzte mich auf und quittirte den langweiligen Kriegsdienst, besuchte Grusien und kehrte über Odessa nach Berlin zurück. Auf die Länge, das sehe ich wohl, ist kein ewiger Bund mit den Russen zu flechten.“

General Gurko erklärte infolge des Briefes nach einigen Tagen, es hätte keine Benachrichtigung erfolgen können, weil sein Entschluß erst in der Nacht gefaßt und sofort ausgeführt worden wäre. Er glaubte, daß an der Leba möglicherweise etwas vorfallen werde, am Kéfar aber wohl sicher, wenn die Bergvölker mit der Heuernte fertig seien, also um den nächsten Neumond. Unsere Freunde entschieden sich infolge dessen für vorläufiges Bleiben. Gersdorff jedoch schloß sich bald einer Expedition nach dem linken Flügel an, auf gut Glück und auf Vorschlag des Generals.

Am 25. (13. alten Stils) wurde Kaisers Geburtstag durch Grundsteinlegung zur neuen Festung und großes Dejeuner bei General Gurko gefeiert, ähnlich auch der Namenstag der Kaiserin am 1. Juli. Diese beiden Festtage waren die einzige Unterbrechung des nachgerade sehr langweilig werdenden Lagerlebens. Tägliche Ritte ins Holz zur Materialienbeschaffung, kleinere Rekognoszirungen, Terrainaufnahmen, Beobachtung der Fortschritte des Festungsbaues, Bestrebungen, wenigstens auf der Jagd knallen zu hören, Essen, Trinken und Schlafen, damit brachte man die Tage hin.

Eigentlich nur zur Unterbrechung der Langeweile wurde am 24. Juli (12. alten Stils) wieder eine Rekognoszirung nach dem oberen Urup unternommen. Man kam in ein steiles, felsiges Seitenthal, und die Reiter waren, um besser fortzukommen, von den Pferden gestiegen. Plötzlich fielen Schüsse, und ein gut verborgener und vollständig unsichtbarer Feind verrieth durch zu frühes Schießen seine Anwesenheit, die leicht dem ganzen

Detachement hätte verderblich werden können. Unter den wenigen Verwundeten befand sich leider auch Werder, der zwei Zoll unter der linken Schulter einen Schuß in den Arm erhielt, der den großen Knochen zerschlug und noch die darunter liegenden Rippen berührte. Ein zweites Geschoß war im Fleisch des Oberarms stecken geblieben. Wie der Arzt später feststellte, war dieses zweite Bleistück, welches leicht herausgeschnitten werden konnte, entweder ein Bleimantel oder ein Theil der ersten Kugel, die sich im Futter des Ueberrocks fand. Die Verwundung war eine sehr schwere und besonders schmerzhaft dadurch, daß Werder beim Heruntergleiten vom Berghange mit dem linken Ellenbogen auf einen Stein fiel und die Knochensplitter noch mehr ins Fleisch getrieben wurden.

Die Bestürzung im russischen Lager über Werders Verwundung war groß, denn der erste Gedanke war, wer trüge die Verantwortung für dieses Vorkommniß. Dann aber geschah Alles, um dem Verwundeten Hülfe und Erleichterung zu verschaffen, und der treue Gefährte Werders, Hiller, war in rührendster Weise bemüht, seinem Freunde beizustehen. Zum Glück befand sich im Lager ein Bataillonsarzt Dr. Deibel, ein Deutscher, der den Ruf eines umsichtigen und geschickten Arztes genoß und der den ersten Verband anlegte.

Kaum war diese erste, sehr schmerzhafte ärztliche Hülfe geleistet und der Verwundete im Zelt angemessen gebettet, so verlangte er trotz großer Schwäche und Schmerzen nach Tinte und Papier. Er gedachte seiner armen Mutter, die durch ihn selbst die erste Nachricht von seiner Verwundung erhalten sollte. Er wußte, daß die Fama das Unglück vergrößern würde, und deshalb sollte die Mutter zuerst durch ihn unterrichtet werden. Er berichtete von einer leichten Fleischwunde, die in einigen Wochen und ohne jede Folgen geheilt sein würde. Er schickte diesen Brief an Freund Malachowski, den er von dem wahren Stand der Dinge in Kenntniß setzte: „Mir kommt Alles darauf an“, schreibt er, „daß dieselbe so lange wie möglich, wenn keine Gefahr, daß sie anderweitig davon unterrichtet wird, in dem Glauben einer unbedeutenden Fleischwunde, die mehr Vergnügen wie Leid verursacht, erhalten wird.“

Diese Briefe waren mit fester Hand geschrieben und konnten der geängsteten Mutter den wahren Zustand des Verwundeten nicht verrathen.

Der Detachementskommandeur, General Alschewski, legte das größte persönliche Interesse für Werder an den Tag, welcher selbst wohl nicht ahnte, in welcher Gefahr er schwebte. Selbst Deibel konnte sich der Ansicht nicht verschließen, daß eine Amputation möglicherweise geboten sein würde. In diesem Sinne glaubte er an den General berichten zu sollen, der dies sofort nach Stawropol weiter meldete.

General Gurko schickte infolge dessen den Chefarzt und Operateur Dr. Schwerin ins Lager, der am dreizehnten Tage nach der Verwundung mit einem großen Instrumentenkasten eintraf. In der Zwischenzeit hatte Werder sehr gelitten. Starkes Wundfieber, starke Eiterung, öfteres Nasenbluten hatten ihn sehr erschöpft.

Beim Eintreffen des Dr. Schwerin hatte sich der Zustand merklich gebessert. Hier mag der Auszug aus einem Briefe Werders an seinen Bruder Albert als Beitrag zur Krankheitsgeschichte Platz finden:

„Nur durch ein Wunder bin ich noch im Besitz des ungetrennten Gliedes, dessen hohen Werth ich besonders jetzt anerkenne, wo ich keinen Gebrauch davon machen kann. Es war nämlich bereits ein Konsilium sämmtlicher hiesigen Aerzte versammelt worden, und dieses hatte unter dem Vorsitz des großen Operateurs (eines gänzlich, selbst bis auf die Sprache russifizirten Deutschen, Dr. Schwerin) das Todesurtheil über den Arm ausgesprochen, wobei er alle Einreden meines Freundes und Gefährten Hiller mit dem Schreckensworte „Lebensgefahr“ niederzuschlagen versucht hatte. Hiller wollte, wie ich nachher erfuhr, mir das Resultat der Erörterung mittheilen, vermochte es aber nicht, da er sah, wie wenig ich darauf vorbereitet war, einem solchen extremen Gedanken Raum zu geben.

Ich erinnere mich wohl, wie von der Möglichkeit einer Amputation die Rede war, und ich schauderte vor dem Eindruck, den ein solcher Abschluß meiner auf eigene Verantwortung unternommenen kaukasischen Reise bei meinen Angehörigen hätte machen müssen. Aber das Verdikt der Aerzte kam, dank sei es dem Widerstande Hillers, nicht zur Ausführung. Freilich, wer weiß, wie es noch enden kann? Ich habe zwar die beste Hoffnung zu Gott, aber es scheint auch, daß seine unmittelbare Hülfe eintreten muß, wie ich Aehnliches nicht allein bei diesem Unheil, sondern auch früher schon bei mehr oder minder großen Kalamitäten erfahren zu haben glaube.

Aus des Operateurs jetziger eigentlichen Meinung kann man nicht klug werden, denn seine Aeußerungen sind alle Tage verschiedene; er ist in der Voraussetzung, eine Operation zu machen, hierher gekommen, hat die Ansicht, daß dieselbe nothwendig sei, gleich mit Sicherheit ausgesprochen, und muß nun, um nicht in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, immer noch bei jener Behauptung stehen bleiben, weil, wie er sagt, alle anderen Versuche nur Palliative seien.

Mein eigentlicher Arzt, Dr. Deibel, ein gutmüthiger Deutscher und dabei offenbar der Vernünftigste, ist anderer Ansicht. Zwar meint auch er, daß zu viel vom Knochen fehle, um hoffen zu lassen, daß sich der

Raum wieder mit Kallus füllen könne, indeß sei die beste Hoffnung vorhanden, daß der Knochen sich mit sogenannten weichen Theilen auswachsen werde. Dies lasse zwar nur einen beschränkten Gebrauch des Armes zu, gewähre aber doch so viel, daß man z. B. beim Reiten die Zügel führen könne. Damit muß man vorläufig zufrieden sein. Thun Natur und gute Säfte ein Mehreres, wie ich ja wohl nach bisherigen Erfahrungen hoffen darf, desto besser.

Ein asiatischer Arzt (Hakim) aus den Bergen, der zu Rathe gezogen wurde, versicherte, daß von einer Amputation nicht die Rede sein könne, daß vielmehr die Knochen, wenn auch erst nach einem Jahre, zusammenwachsen würden. Er wollte meine Kur übernehmen; da sich aber alsdann die russischen Aerzte ganz von mir zurückgezogen haben würden, so ließ ich ihn wieder fortgehen, umsomehr, als dergleichen Naturärzte gerade nur Wunden zu behandeln verstehen und sich nicht zu helfen wissen, wenn etwas Schädliches, z. B. Fieber, hinzutritt.

Es ist nunmehr beschlossen, daß ich in etwa acht Tagen theils zu Wagen, theils im Tragsessel nach Pätigursk transportirt werden soll, woselbst die warmen Bäder auf Wunden sehr gute Wirkung haben sollen. Ein Arzt, wahrscheinlich Deibel, und Freund Hiller werden mich begleiten. Sobald als möglich will ich deutsche Aerzte zu konsultiren suchen, damit für die Zukunft nichts versäumt wird.

Vielleicht ist meine Kur sobald beendet, daß ich noch im Spätherbst die Schifffahrt über das Schwarze Meer benutzen kann. Meine Erfahrungen im Kaukasus sind abgeschlossen. Ich habe nun genug gesehen, auch Einiges gelernt. Manches zu spät, z. B. wie man sich auf Rekognoszirungen vor den Kugeln der Tscherkessen in Acht zu nehmen hat!"

Wir wollen noch erwähnen, daß die Behandlung durch Dr. Deibel eine sehr sorgfältige und einsichtige gewesen und daß nächst Gott Werder diesem Mann die Erhaltung seiner Dienstfähigkeit zu danken hatte. Das von dem Doktor geführte Krankheitsjournal haben wir eingesehen und daraus erkannt, mit welcher Aufmerksamkeit er jede, auch die kleinste Veränderung im Allgemeinbefinden des Kranken und der Wunde verfolgte und Abhilfe geschaffen. Werder äußerte sich wiederholt und erkannte dankbar an, in welch guten Händen er sich befände.

Werders Dankbarkeit für seinen Freund Hiller hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Die Wohlthat aufopferndster Pflege seitens seines Freundes empfand er auf das Tiefste, und es war in der That rührend, mit welcher zarten und liebevollen Rücksicht Hiller seinen kranken Freund umgab. Daß er in seinen Briefen Werder als eine Art Held bei der Affaire hingestellt, war diesem freilich nicht recht. Die Gelegenheit kam ihm so erbärmlich vor, und war es wohl auch, bei welcher er den Schuß

aus dem Hinterhalt erhielt. Die deutschen Blätter bemächtigten sich natürlich auch des Stoffs und erzählten von den Gefahren und der Tapferkeit der preußischen Offiziere und wie Werder an der Spitze einer Kosakenschwadron auf den Feind eingehauen und seinen Heldenmuth mit einer schweren Verwundung hätte bezahlen müssen.

Werder war nun aber jeder unverdienten und übertriebenen Anerkennung abhold, wir werden später Gelegenheit haben, diese Seite seines Charakters noch näher kennen zu lernen. Ueber seine gegenwärtige Anschauung schrieb er:

„Dergleichen Artikel sind die Folge von falschen Darstellungen. Wo ist hier von Tapferkeit und présence d'esprit überhaupt die Rede gewesen? Ich zweifle nicht, daß sie gezeigt worden wäre, aber die Gelegenheit hat eben gemangelt. Dafür kann Niemand, und es braucht nicht erst der Bemäntelung. Wahrheit geht vor Allem, und ein Abweichen davon muß sich immer bestrafen, und wäre es auch nur in dem unangenehmen persönlichen Gefühle. Ich habe genug gegen jede Verunstaltung gepredigt, und auch bei Wirifkins Darstellung der Sache habe ich Hiller ersucht, die Sache anders fassen zu lassen. Aber da war ja kein Halten. Er selbst mag schöne Anekdoten an den Prinzen und Gayl gemeldet haben. Ich weiß jetzt gar nicht, was ich schreiben soll, um nicht widersprechende Nachrichten hervorzurufen."

Etwas später, als seine beiden Freunde auf dem linken Flügel in wirklich gefährlicher Situation waren, schreibt er:

„Daß ich hier jetzt müßig sitzen muß, ist mir trotz aller philosophischen Ruhe scheußlich, wird mir aber dadurch besonders lästig, daß durch Wirifkins Bericht sowohl, als durch Hillers Schreiben an Gayl, wie aus Zastrows Briefe hervorgeht, eine solche Entstellung der Fakta bei meiner Verwundung selbst nach Berlin gedrungen, daß es umsomehr mein Wunsch sein muß, nun auch wirklich einmal ordentlich im Feuer gewesen zu sein, denn unverdiente Ehre und Lob und Anerkennung sind mir fast unerträglicher als das Gegentheil."

Werders Verwundung machte in der Heimath großes Aufsehen, da sie wirklich eine recht gefährliche war, was glücklicherweise den nächsten Verwandten verborgen blieb. Werder erhielt mit jeder Gelegenheit eine Menge Briefe. Nicht allein Mutter und Geschwister, sondern auch der Prinz von Preußen, Freunde und Kameraden gaben fortgesetzt ihre Theilnahme kund, und hatte Werder eine herzliche Freude daran. Für Theilnahme war er empfänglich und dankbar, Anerkennung wies er oft schroff zurück. Namentlich auch General Gurko bewies sich als theilnehmender und fürsorgender Vorgesetzter, deshalb beeilten sich auch alle Untergebenen, seinen Intentionen zu entsprechen, so daß Werders Lage trotz Zelt und schlechtem Wetter eine

möglichst günstige war, und nachdem erst Dr. Schwerin das Lager verlassen und Deibel und ein Feldscheer die ärztliche Behandlung allein übernommen, machte die Heilung, dank der sehr gesunden Säfte des Kranken, überraschend schnelle Fortschritte.

So konnte denn auch bereits am 10. September die Reise nach den Heilquellen von Pätigursk angetreten werden. In Begleitung Hillers und des Dr. Deibel sowie eines Feldscheers und unter starker Bedeckung ging die siebentägige Reise sehr gut von statten. Sie wurde theils auf bedeckter Bahre, oder im bedeckten Wagen, je nach Beschaffenheit des Weges, theils reitend oder zu Fuß zurückgelegt. Die Kräfte nahmen täglich zu, die Knochensplitter konnten nach und nach mit größerer Leichtigkeit entfernt werden, und die Aussicht auf völlige Wiederherstellung stieg von Tag zu Tag. Am 17. September, nachdem Hiller als Quartiermacher vorausgeeilt, kam man in Pätigursk an, und wurde hier der Kranke von Dr. Roger übernommen, während Deibel zu seinem Truppentheil zurückgehen mußte.

Pätigursk mit seinen warmen Schwefelquellen war schon damals ein viel besuchter Badeort, und Werder, der durch einen Brief Gurkos der besten Aufnahme seitens der Behörden versichert sein konnte, richtete sich bald zu längerem Aufenthalt ein. Er fand freundliche Begegnung in einer Menge Familien der Beamten und Offiziere, auch fehlte es nicht an Kameraden, die ebenfalls Heilung von ihren im Kaukasus erhaltenen Wunden dort suchten. Nicht alle waren Werder angenehm. Er nahm russischen Sprachunterricht, den er allerdings nach einigen Monaten aufgeben mußte, weil der russische Professor zu oft betrunken war, und dessen Frau ein Liebesverhältniß mit Werders Diener Priebe unterhalten und schließlich das Weite gesucht hatte.

Besonders aber führte Werder eine sehr ausgedehnte Korrespondenz mit der Heimath, so daß die Russen anfingen, auf die starken Briefpackete, die Werder abschickte, mißtrauisch zu blicken, denn man war ja überhaupt geneigt, der langen Anwesenheit der preußischen Offiziere im Kaukasus politische Zwecke unterzulegen, welcher Umstand unseren Freunden stets die größte Vorsicht in ihren Aeußerungen auferlegte.

Wenn auch langsam, ging die Heilung des Armes doch stetig von statten. Die Empfindung und Bewegung desselben war vollständig erhalten worden, der langwierige Prozeß der Ablösung der durch den Schuß ertödteten Knochenschicht ging aber langsamer, wie die Neubildung, wurde aber durch die warmen Quellen doch sehr gefördert. Werder befand sich bei dem sorgsamen Badearzt Dr. Roger in besten Händen und er hatte auch in dessen liebenswürdige Familie Eingang gefunden. Hiller hatte seinen Freund verlassen, um nach Dagestan zu gehen, wo die Thätigkeit des Feindes die Russen zu energischen Gegenmaßregeln zwang. Werder

hatte die große, freilich egoistische Sorge, daß dort seine Kameraden reiche Kriegserfahrungen und reichen Kriegsruhm ernten würden, während er ein rechtes Bummlerleben in Pätigursk führte.

Je kräftiger und gesunder Werder wurde, je mehr sich das Jahr 1843 seinem Ende näherte, desto mehr beschäftigte er sich mit der nächsten Zukunft, d. h. er suchte mit sich über den Zeitpunkt der Rückreise einig zu werden, da er annahm, dieselbe im Frühjahr antreten zu können. Das Kommando im Kaukasus lief eigentlich mit dem Jahre 1843 ab. Er hatte aber bereits Nachrichten aus Berlin, daß man dort in Rücksicht auf die schwere Verwundung von einem bestimmten Termin der Rückkehr Werders absehe, auch Hiller seinetwegen bleiben möge. In der That verlängerte eine Allerhöchste Kabinets-Ordre das Kommando Werders und Hillers bis zum 26. Mai 1844. So kam es, daß Gersdorff die Rückreise antreten mußte, während Hiller nach Pätigursk zu Werder zurückkehrte, nachdem die Affaire in Dagestan, von der er viel Interessantes zu erzählen wußte, beendet war.

Der Kaiser von Rußland hatte bereits im September den drei preußischen Offizieren für Auszeichnung beim Bau der Festungen den Wladimir-Orden 4. Klasse mit der Schleife verliehen, auch war nach Briefen aus Berlin Aussicht vorhanden, daß Se. Majestät der König das Füllhorn seiner Gnade in Gestalt von Orden über russische Offiziere und namentlich die Aerzte, denn alle drei Kameraden hatten ja längere Zeit ärztliche Hülfe in Anspruch nehmen müssen, ausschütten werde. Dies konnte für unsere Freunde nur von Vortheil sein, denn preußische Orden standen damals in hohem Werth, und besonders hofften sie, daß Gurko und Treskyn hohe Orden erhalten würden, was auch eingetroffen.

Am 14. Januar 1844 schrieb Werder an Malachowski:

„Die beiden Kameraden sind endlich, mit Lorbeeren bekränzt, aus dem Dagestan zurückgekehrt. Sie haben Ergötzungen aller Art gehabt, Gefechte, Schlachten, Kanonade von Valmy und Bombardement, bei welchen Gelegenheiten Hiller eine Sotnie Kosaken vom berühmten Kubanschen Regiment mit Auszeichnung geführt hat. Jetzt ist ein vielleicht nicht allzulanger Stillstand in den dortigen Verhältnissen eingetreten, man erwartet die Verstärkungen aus dem Innern, um an die Einnahme einiger verlorener Terrains zu gehen. Beide haben mit dem Kriege hier abgeschlossen. Wenngleich meine Erfahrungen in Schlachten und Gefechten höchst bescheidener Art sind, und ich namentlich, nachdem man mich zum Wladimir-Ritter gemacht hat, die Gelegenheit nicht ungern gesehen hätte, ihn mehr zu verdienen, als bisher geschehen konnte, so füge ich mich in die Verhältnisse und bin entschlossen, den uns Allerhöchst zur Rückkehr bestimmten Termin (26. Mai) nicht zu überschreiten, was unvermeidlich

wäre, wollte ich noch einmal losgehen. Gersdorff eilt, was er kann, um nicht allzulange über Urlaub zu bleiben. Auch unseres Bleibens wird nicht mehr lange sein."

Am 24. Februar verließen Werder und Hiller Pätigursk, um zunächst nach Stawropol zu gehen. Sie hatten lange Berathungen gepflogen, ob sie nicht noch einmal an dem Kriege sich betheiligen, oder die Rückreise antreten sollten. Es waren an 60 000 Mann Verstärkungen aus dem Innern nach dem Kaukasus gezogen worden. Man hatte eingesehen, daß die Schwäche der Truppen und das Prinzip strenger Defensive die nachtheilige Situation, in welcher der Feldzug 1843 abgeschlossen, herbeigeführt. Es sollte nun nicht allein das verlorene Terrain wiedergewonnen, sondern der Feind in energischer Weise zur Unterwerfung gezwungen werden. Die Campagne 1844 mußte also in ganz anderer Weise geführt werden, wie bisher, und es bot sich sicher Gelegenheit, reiche Kriegserfahrungen zu machen. Dieser Versuchung konnten unsere Freunde kaum widerstehen, aber sie mußten darauf Rücksicht nehmen, daß ihr Urlaub neuerdings fest begrenzt worden. Sie versuchten nun, durch befreundete Personen den General Neithardt zu bewegen, sie aufzufordern, sich noch einige Monate an den kriegerischen Operationen zu betheiligen; dann hätten sie eine triftige Entschuldigung für längeres Ausbleiben gehabt, denn eine solche Aufforderung glaubten sie nicht ablehnen zu dürfen. Sie hatten damit aber kein Glück, im Gegentheil, General Neithardt ließ ihnen sagen, daß er ihre Abreise bereits nach Petersburg gemeldet hätte und daß er dem bestimmten Endtermin ihres Urlaubs gegenüber die Verantwortung für längeres Verbleiben nicht übernehmen könne. Damit war die Sache entschieden und Werder begrub nicht ohne Bedauern sein Kriegsbeil.

Stawropol lag in tiefem Schnee, als unsere Freunde dort ankamen. Die Reise war gut von statten gegangen. Werders Gesundheit war durchaus zufriedenstellend, nur hatte er sich sorgfältig vor Erkältung zu schützen, da er doch immer noch mit offener Wunde reiste. Nach den nöthigen Abschiedsbesuchen und vom General Gurko besonders wohlwollend entlassen, verließen unsere Freunde Stawropol, um auf bekanntem Wege längs der Kubanlinie Kertsch zu erreichen. Leider war ihr Lieblingsplan, noch einmal Grusiens lockende Gefilde zu besuchen, nicht ausführbar gewesen. Sie beschlossen daher, wenigstens noch die Krim und Sebastopol zu sehen.

Auf dem Landwege wurde Feodosia erreicht, wo auf den Trümmern früherer Größe die russischen Neubauten sich erhoben, am 19. März gelangte man nach Simferopol. Von hier wurden manche Ausflüge gemacht, nach Livadia, Backtschiserai und Gegend, und am 26. März trafen unsere Freunde in Sebastopol ein.

Durch die Liebenswürdigkeit des Generals Awinoff, an welchen Werder durch General Aurepp brieflich empfohlen war, wurde ihnen der Aufenthalt in Sebastopol zu einem höchst angenehmen gemacht. Nicht allein die großartigen Befestigungen und der Hafen interessirten sie auf das Lebhafteste, sie fanden auch eine, so zu sagen, außerdienstlich höchst liebenswürdige Aufnahme und sie verlebten fünf sehr erinnerungsreiche Tage in Sebastopol.

Am 1. April dampften sie bei bewegter See nach Odessa, woselbst sie am folgenden Tage nach überstandener Seekrankheit eintrafen. Nach achttägigem sehr lohnendem Aufenthalt daselbst, und nach einem vergeblichen Versuch, abzureisen, weil die Postpferde bereits im Hofe durchgingen und Werder dabei so verletzt wurde, daß nur mit Hülfe des Arztes und 25 Blutegel weitere Folgen abgewendet wurden, traten unsere Freunde am 10. Mittags ihre Reise nach Moskau an.

Sehnsüchtig hatten sie in Odessa über das weite Meer gen Süden geblickt. Dort lag Konstantinopel und in so erreichbarer Ferne, daß sie gern ihre Reisetour dorthin genommen hätten. Aber die Rücksicht gebot, in Petersburg dem russischen Kaiser persönlich zu danken für die ertheilte Erlaubniß, die Ereignisse im Kaukasus an Ort und Stelle verfolgen zu dürfen. Auch war ihr Besuch von General v. Rauch bereits in Petersburg angemeldet und vom Kaiser genehmigt worden. Daher mußte der Gedanke an einen andern Rückweg in die Heimath aufgegeben werden, und so begaben sie sich auf direktem Wege über Orel, Tula, Moskau an das Kaiserliche Hoflager.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Eindrücke, die Werder auf dieser interessanten Reise empfing, hier wiedergeben. Die preußische Uniform und der Wladimir-Orden mit der Schleife waren Empfehlungen, denen sich alle Thüren öffneten. Mit Aufmerksamkeiten aller Art und mit großer Gastfreundschaft wurden sie in Moskau und Petersburg aufgenommen. Se. Majestät war besonders gnädig, ebenso die Kaiserin.

Wenn das interessante Petersburger Leben mit allen seinen Reizen nicht so theuer gewesen, wären sie gern noch länger geblieben. Sie verlebten dort noch das schöne Pfingstfest und kehrten dann in die Heimath zurück.

Als sie an der Grenze den preußischen Schlagbaum erblickten, begrüßten sie denselben mit lautschallendem Hurrah!

Die Erinnerung trat Werder vor die Seele, wie er genau vor zwei Jahren über diese Grenze das fremde Reich betreten, erfüllt mit frohen Hoffnungen auf Ruhm und Ehren. Hier wollte er sich ja zu einem tüchtigen kriegsgeübten Soldaten ausbilden. Waren nun diese Hoffnungen erfüllt worden? Die Kriegführung im Kaukasus hatte er sich freilich anders gedacht. Zu der einzigen größeren Affaire 1842 in der Itschkeri, die noch dazu unglücklich für die Russen verlief, waren sie ohne ihre Schuld, aber

vielleicht zu ihrem Glück, zu spät gekommen. Kleinere Zusammentreffen mit dem Feinde kamen nicht allzuhäufig vor und verliefen meist unblutig.

Die schwere Verwundung, die Werder erhalten, hatte ihn nicht auf einem siegreich behaupteten Schlachtfeld ereilt, aus einem Hinterhalt war er angeschossen worden, das hätte er z. B. in den Abruzzen näher haben können. Was also das Erproben der eigenen Kraft im Gefecht betrifft, so hatte er eine große Enttäuschung erfahren.

Andererseits aber war das ganze militärische Leben und Treiben im Kaukasus, mit seinen Märschen, dem Lagerleben, den Rekognoszirungen, auch das Ertragen namhafter Strapazen interessant und lehrreich gewesen, und das gänzliche Entwöhnen vom Komfort des Garnisonlebens, das Hineinfinden in ganz fremde Verhältnisse und Persönlichkeiten mußte nützlich auf die Entwickelung der soldatischen Eigenschaften Werders gewirkt haben. Das Kennenlernen von fremden Ländern, Völkern und Sitten aber, das Genießen vieler und wirklich großartiger Naturschönheiten hat auf den Naturfreund Werder einen nachhaltigen Eindruck gemacht und gewährte ihm in der Erinnerung den dauernden Genuß, den jede große Reise im Verarbeiten der empfangenen Eindrücke im Gefolge hat.

So kam denn auch der Dank aus vollem Herzen, den Werder nach dem Eintreffen in Berlin Sr. Majestät und dem Prinzen von Preußen aussprach für die Gnade, durch welche ihm Gelegenheit geworden, reiche Erfahrungen in vielen Richtungen zu sammeln und seinen militärischen Gesichtskreis zu erweitern.

So wohl sich unsere Freunde nun auch bald in den heimathlichen Verhältnissen wieder fühlten, die Erinnerungen der letzten zwei Jahre in der Fremde mit ihren Leiden und Freuden betrachteten sie als einen Schatz, welchen sie für das Leben bewahrten.

Ueber das Verhalten der drei preußischen Offiziere waren von Petersburg die günstigsten Berichte eingegangen. Dies veranlaßte König Friedrich Wilhelm IV., die drei Offiziere zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen. Dieser Orden war damals nicht, wie jetzt, das Zeichen einer Genossenschaft, welche sich selbstständig unter dem Protektorat des Herrenmeisters durch Aufnahme der sich zur Mitgliedschaft Meldenden ergänzt, sondern es war ein Orden, den Se. Majestät wie die anderen Orden unmittelbar verlieh. Bis dahin hatten ihn aber nur Stabsoffiziere erhalten. Der geistvolle König entschied beim Vortrag über diese Angelegenheit, daß „diese seine Offiziere gegen die Ungläubigen gefochten, daher gebühre ihnen der Johanniter-Orden“.

Zweiter Abschnitt.

Vom Premierlieutenant bis zum Generallieutenant.

Lange Friedensjahre.

Zum Regiment zurückgekehrt, war Werders erste Sorge, seine fernere Dienstfähigkeit feststellen zu lassen. Der Meister der Operateure war damals der berühmte Professor Dieffenbach in Berlin. Die Konsultation mit demselben ergab das günstige Resultat vollständiger Wiederherstellung der Gebrauchsfähigkeit des Armes, jedoch war noch eine Kur in Teplitz nothwendig. So kam es, daß Werder seinen Dienst im Regiment erst im Herbst 1844 wieder aufnahm. Es trat aber bald wieder eine Unterbrechung ein. Bei Revision der Bürgerquartiere seiner Kompagnie gerieth er in ein Haus, wo die Pocken herrschten, er wurde angesteckt und verbrachte in der Rekonvaleszenz von dieser Krankheit, die übrigens nur unmerkliche Spuren auf seinem Gesicht zurückließ, einen Theil des Winters. Dann leistete er wieder Dienst als Kompagnieoffizier. Im nächsten Jahre wurde er zur Führung einer Landwehr-Kompagnie nach Berlin kommandirt, nach Ablauf der Uebung kehrte er nach Potsdam zurück, um den ihm wenig zusagenden Dienst als Kompagnieoffizier wieder aufzunehmen.

Doch bald sollte sich ihm die Aussicht eröffnen, rascher vorwärts zu kommen; glaubte er doch Alles gethan zu haben, um den Anspruch auf schnellere Beförderung erheben zu können. Besonders fleißig war er in Abfassung seiner Reise- und Rekognoszirungsberichte über den Kaukasus gewesen, welche dem Generalstab einzureichen waren, und welche Aufgabe er während der ganzen Kaukasuszeit niemals aus dem Auge verloren. Dafür zeugt das noch vorhandene reichhaltige Material, welches er an Ort und Stelle gesammelt hatte.

Am 17. März 1846 wurde Werder als Hauptmann in den Generalstab versetzt und dem Generalkommando 1. Armeekorps in Königsberg i. Pr.

zugetheilt, dessen kommandirender General der Freund des Königs, der bekannte Graf Dohna, war. So wurde denn Werders Wunsch erreicht, endlich die Lieutenantscharge überwunden zu haben, die er lange 20 Jahre bekleidet hatte. Er vergaß darüber, daß er gerade zum Generalstab wenig Neigung hatte. Seinem Charakter entsprach mehr ein Schaffen und Wirken im praktischen Dienst. Er hatte sich gerade über diesen Punkt brieflich vom Kaukasus aus wiederholt gegen Freund Malachowski ausgesprochen, mit welchem treuen Freunde er ja alle seine Ansichten und Pläne besprach. Auch wollte es ihm nicht gerade angenehm erscheinen, daß er durch seine Beförderung in seinen Einnahmen verkürzt wurde. Es bestanden damals in den Hauptmannsstellen des Generalstabes zwei Gehaltsstufen. Der Hauptmann 2. Klasse hatte nur 500 Thaler Gehalt. Werders Einnahmen als Premierlieutenant im 1. Garde-Regiment waren also höher, weil die Offiziere dieses Regiments doppeltes Gehalt bezogen. Doch sollte er bald erkennen, daß die Versetzung nach Königsberg ein Glück im Gefolge hatte, nach dem er sich in den letzten Jahren besonders gesehnt. Er wollte gern heirathen, ehe es zu spät wurde.

Bei Dohnas machte Werder die Bekanntschaft der Familie v. Borcke, deren Haupt, der Major a. D. Graf v. Borcke auf Tolksdorf in Ostpreußen, als Besitzer eines großen Lehnsgüterkomplexes in Pommern, bei der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. 1840 in den Grafenstand erhoben worden war. Graf Borcke, ein noch rüstiger Mann, erfüllt von dem Wunsche, durch Vereinigung eines großen Grundbesitzes seinem alten Namen und Geschlecht genug zu thun, und ausgerüstet mit den Kräften, dieses Ziel seines Lebens und Wirkens zu erreichen, hatte soeben eine Anzahl von Landgütern durch Kauf zusammengebracht und war im Begriff, ein Familienfideikommiß damit zu gründen, als dessen Erbe nur ein einziger Sohn vorhanden war, der auch Nachfolger in den pommerschen Lehnsgütern werden mußte. Werder verlobte sich nun im Frühjahr 1847 mit der ältesten Tochter Hedwig des Majors Grafen Borcke, einer 24jährigen, geistig und körperlich bevorzugten jungen Dame, der er während der lebhaften Wintersaison sich nach und nach, und mit Erfolg, genähert hatte. Wenngleich der Vater als reicher Mann galt, so hatte doch die Tochter wegen der vorerwähnten Fideikommißverhältnisse keine Aussicht auf ein namhaftes Vermögen, es war also eine Verbindung, die nur durch eine tiefe gegenseitige Neigung geleitet wurde, und Graf Borcke setzte seiner Tochter auch nur ein mäßiges Jahrgehalt bei ihrer Verheirathung aus. Werder hatte, wie wir wissen, auch kein Vermögen, er bezog neben seinem geringen Diensteinkommen nur einen Zuschuß von 200 Thalern aus dem Werderschen Lehnsstamm, es konnte daher das Verlöbniß gewagt erscheinen, da die Braut in sehr glänzenden Verhältnissen aufgewachsen war, ihre

Ansprüche an das Leben also sehr einschränken mußte. In Werders Augen und bei seiner Lebensauffassung konnten diese äußeren Verhältnisse für ihn kein Grund sein, seinen einmal gefaßten Entschluß aufzugeben. Er äußerte sich darüber gegen seinen Bruder Albert in einem Briefe vom 8. Mai 1847:

„Du weißt, ich bin ziemlich frei von Schwärmerei, man nannte mich sogar oft „den kalten Philosophen“ und wenn ich gleich weder Philosoph noch absolut kalt bin, so dürfte mir indeß eine gewisse Besonnenheit in Sachen des Gefühls nicht völlig abzusprechen sein. Also, ich bin kein Schwärmer, kein poetischer Enthusiast, ich muß aber anerkennen, daß mich das Schicksal auf unverdiente Weise begünstigt hat, indem es mich ein Wesen finden und erkennen ließ, wie Hedwig. — — Aber Finden und Erkennen würden zu keinem besonderen Glück geführt haben; was diesem die Krone aufsetzt, ist das unerklärliche Faktum, daß ich dieses Wesens wahrhafte, herzliche Neigung gewinnen konnte. Erkläre dieses Räthsel, wer will, ich vermag es nicht, es muß doch die Gewalt meiner eigenen Liebe gewesen sein. Aber lassen wir das Grübeln und freuen wir uns allesammt der überaus glücklichen Wendung, die mein Geschick genommen. Es war aber auch wirklich hohe Zeit — ich war auf dem besten Wege, ein ganz unleidlicher misanthropischer Cölibatär zu werden. Die innere Leere und Unzufriedenheit, oder vielmehr das innere Unbefriedigtsein, das ich empfand, ist schwer zu beschreiben. Nichts hatte eigentliches Interesse für mich, ich war nur Automat. Nun lebe ich aber auf; ich weiß, wozu, für wen ich zu leben habe. Nicht eine völlig wolkenlose Zukunft erwarte ich, dazu bin ich zu vernünftig und zu wenig poetisch, aber ein befriedigtes inneres Leben und hiermit auch größeres Interesse für die Außenwelt, kurz etwas durchaus Anderes, Besseres, wie die Vergangenheit, trotz aller Unruhe und Bewegung zu bieten vermocht hat. — — —

Die Hochzeit soll im Herbst sein. Könnte denn Niemand von meinen lieben Verwandten Zeuge dieser feierlichen Handlung sein? Die Entfernungen sind allerdings ein Bischen weit. Ueberlege, denn Du bist doch der Einzige, auf den ich einiges Fiducit habe.“

Durch den ganz unerwarteten Tod des Grafen Borcke aber wurde die Hochzeit noch bis zum 12. Februar 1848 aufgeschoben und wegen der Trauer still in Tolksdorf im Kreise der Verwandten und Freunde gefeiert. August hätte gern zu seinem Ehrentage die geliebte Mutter gegenwärtig gesehen. Diese konnte bei ihrer Gebrechlichkeit eine so weite Reise nicht unternehmen; auch die entstehenden Kosten gestatteten nicht, daß seine Schwestern in Tolksdorf hätten anwesend sein können. Werder schwelgte so in seinem jungen Glück, daß selbst die drohenden Wolken am politischen

Horizont dasselbe nicht trüben konnten. Hatte er doch an dem Beispiel seines Vaters gelernt, wie man als guter Ehemann auch ein sehr tüchtiger Soldat sein kann. Unter dem 14. Februar schrieb er an seinen Bruder:

„Freue Dich mit mir! Vorgestern bin ich in die große Verbrüderung der Ehemänner aufgenommen worden. Ich werde so wenig meinem Schicksal entgehen, als die Vorgänger und Nachfolger. Mag dem aber sein, wie ihm will, ich bin glücklich und voll Zuversicht für unsere beiderseitige Zukunft. Schreibe mir bald einmal, wie die Kriegskonjunkturen aussehen, und was man in Berlin darüber spricht. Nun, meinetwegen mag es losgehen! Es ist lange genug Friede gewesen. Meine neue Eigenschaft als Ehemann soll mich nicht hindern, tüchtig dreinzuschlagen!“

Allerdings stiegen schwere Wetterwolken am Horizonte auf, aber sie entluden sich nicht gegen einen äußeren Feind, ein gefährlicherer innerer Feind stand auf. Die Revolution erhob ihr Haupt, und die schwerste Prüfungszeit brach in ungeahnter Weise über das theure Vaterland herein. Und ein Unglück kommt nie allein. Kaum hatte der in der Hauptstadt ausgebrochene Aufruhr die Provinzen ergriffen, Unbotmäßigkeit, Widersetzlichkeit, Gewaltthat erzeugt und durch die Lähmung des kommerziellen Verkehrs die Vermögenswerthe aller Art in Frage gestellt, als sich in der Konsolidation der Borckeschen Güter eine Hemmung zeigte, welche den ganzen Allodialnachlaß mit Verfall bedrohte. Ein notorisch reicher Mann mit unbegrenztem Kredit, hatte Graf Borcke die nun eintretenden Stockungen im Geldverkehr und die Entwerthung des Grundbesitzes nicht voraussehen können. Er war inmitten seiner Operationen gestorben, ohne die Stiftung des Fideikommisses zum Abschluß gebracht zu haben. Es war nun für den Dritten schwer, eine klare Uebersicht über den Umfang seiner Operationen zu gewinnen; vor Allem aber war baares Geld nöthig, den Besitzstand für die Erben zu erhalten. Wenn dadurch, daß das Fideikommiß nicht in Kraft trat, seiner Gattin ein Anspruch auf einen Antheil der Erbmasse erwuchs, und dadurch Werders pekuniäre Verhältnisse sich günstiger hätten gestalten können, so konnte vorläufig von Revenuen nicht die Rede sein. Er war also in seinem neuen Hausstande lediglich auf seine geringen persönlichen Einnahmen angewiesen und er gerieth durch den Ausfall des seiner Frau zugesicherten jährlichen Zuschusses in eine sehr schwierige ökonomische Lage.

Der kommandirende General Graf Dohna, der seinen Generalstabsoffizier sehr schätzen gelernt hatte und ihm ein großes Wohlwollen entgegentrug, verwendete sich warm für Werder, um ihm zunächst eine bessere materielle Existenz zu verschaffen. So kam es, daß Werder im August 1848

als Hauptmann 1. Klasse in das 1. Infanterie-Regiment versetzt wurde. Er schrieb an seinen Bruder unter dem 4. September 1848:

„Ich wollte Dich von Tag zu Tag über meine Versetzungspläne beruhigen, da ich sie vorläufig aufgegeben hatte; nun hat inzwischen ohne mein weiteres Zuthun der Himmel gesprochen. Ich bin zum 1. Infanterie-Regiment als Kompagniechef und Hauptmann 1. Klasse versetzt. Graf Dohna hatte mich ganz kürzlich zur Versetzung als Major empfohlen. Es überrascht daher meine Vorgesetzten ebenfalls, daß ich als sechster Hauptmann versetzt worden bin. Es sollen nun einmal alle guten Absichten meiner Gönner anders ausschlagen, als sie gedacht. Vielleicht hat man in Berlin gedacht, unter den jetzigen Umständen nichts Besseres für mein Interesse thun zu können, und ehrlich gestanden, glaube ich das selbst. Für den Augenblick nämlich steht es in Tolksdorf noch ganz beim Alten. — — Die Mehreinnahme von 600 Thalern kommt mir daher sehr erwünscht. Will man mich extraordinär befördern, so kann man es jetzt besser, als aus dem Generalstab, wo ich noch zu tief unten stand, vorausgesetzt, daß meine Kompagnieführung nicht mißfällt. Und dann ist in jetziger Zeit jede Art von Ehrgeiz übel angebracht. Ich bin ganz frei davon und will vorläufig nur mein Leben fristen. Wie lange dies aber innerhalb des Soldatenstandes noch möglich sein wird, das wissen die Götter!“

Die Kompagnie, die Werder zu übernehmen hatte, stand zur Zeit in Memel. Er brachte seine Gattin nach Tolksdorf und ging nach seinem neuen Bestimmungsort ab. Das Bataillon kehrte schon im September nach Königsberg zurück, das Regiment wurde aber noch in demselben Jahre nach Danzig verlegt. Hier blieb Werder die Jahre 1849 und 1850, nur dem Dienst und seinem jungen Eheglück lebend.

Die damalige preußische Politik ging Wege, welche nicht zum Heile Preußens ausschlugen. Militärisch nicht stark genug, seinen Bestrebungen den gehörigen Nachdruck geben zu können, stand es bald isolirt übelwollenden Nachbarn gegenüber; Rußland war wohl noch nicht zu den Feinden Preußens zu zählen. Im Gegentheil, Kaiser Nicolaus wollte Preußen gern helfen. Hatte er doch im tollen Jahr 1848 den beiden kommandirenden Generalen Graf Dohna und General Lindheim, welche in Königsberg und Breslau kommandirten, gerathen, mit ihren Korps nach Berlin zu marschiren und dort Ordnung zu schaffen, er werde mit einer Armee sie unterstützen. Aber er war ein Feind der damaligen preußischen Politik, die seiner streng konservativen Gesinnung zuwider war. Oesterreichs Streben nach der Hegemonie in Deutschland war immer mehr zu Tage getreten, ein offener Bruch schien unvermeidlich. Kaiser Nicolaus begab sich nach Warschau, um dort den Ereignissen näher zu sein.

Eine Deputation des 1. Infanterie-Regiments unter dem Kommandeur Oberst Holfelder, der auch Werder zugetheilt war, wurde nach Warschau geschickt, um hier den Kaiser Nikolaus zu begrüßen und dem Feldmarschall Grafen Paskiewitsch, Fürsten von Warschau, ein Königliches Handschreiben zu überreichen, durch welches er zum Chef des preußischen 1. Infanterie-Regiments bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums ernannt wurde. Am 17. Oktober wurde die Deputation, nachdem sie an der Grenze von einer russischen Deputation unter Führung des Oberst v. Weymarn empfangen und nach Warschau begleitet worden, im Schloß zu Lazienki vom Kaiser von Rußland empfangen. Dieser und die Kaiserin erinnerten sich der Kaukasusexpedition Werders und seiner Vorstellung in Petersburg sehr wohl, und in gnädigster Weise erkundigte sich die Kaiserin nach seinen Familienverhältnissen. Als sie nun von der bald zu erwartenden Entbindung der jungen Frau v. Werder erfuhr, befahl sie Anzeige der Geburt des zu erwartenden Kindes, um bei demselben eine Pathenstelle zu übernehmen. Werder schrieb an seinen Bruder über den Warschauer Aufenthalt:

„Unser Aufenthalt in Warschau war eine interessante Episode, die Aufnahme von allen Seiten eine ausgezeichnete. Der Kaiser und die Offiziere aller Grade beeiferten sich, ihre Achtung, ihr Wohlwollen, ihre Sympathie für die preußische Armee an den Tag zu legen. Das wird aber die russische Politik nicht abhalten, gegen uns Front zu machen, sobald sich die Umstände danach gestalten, und ein hübsches Stückchen Land wegzunehmen, wenn es angeht, etwa die Provinz Preußen bis zur Weichsel. Darum möchte ich rathen, drauf los! Frische Fische, gute Fische.“

Bei seinem Besuch in Warschau erhielt Werder den Stanislaus-Orden 2. Klasse.*)

Die Verhältnisse in Deutschland hatten sich so zugespitzt, daß der König im November 1850 die Mobilmachung der Armee befahl. Der Krieg stand also vor der Thür. Er kam nicht zum Ausbruch, weil Preußen in der Erkenntniß seiner militärischen Schwäche und seiner gemachten politischen Fehler am Tage von Olmütz schwere Buße that. Aber auf die Buße folgte Besserung. Graf Brandenburg übernahm die Leitung der dem Lande bisher so verderblich gewesenen inneren und äußeren Politik, der König aber, vor Allen der Prinz von Preußen, arbeiteten an der Stärkung der Armee. Sie hatten die Richtigkeit des Ausspruchs ihres Ahnen, des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. erkannt: „Ein Staat wird von anderen Staaten nur insoweit geachtet, als seine Macht furchtbar

---

*) Näheres über den Aufenthalt der Deputation in Warschau in von der Oelsnitz' Geschichte des 1. Infanterie-Regiments.

ist". Freilich mußte nun die Stärkung der Armee von langer Hand vorbereitet werden. Aus dieser Zeit existirt noch ein Brief Werders an seinen Bruder vom 18. November:

„Wir machen hier tüchtig mobil. Der Enthusiasmus ist wirklich groß und allgemein. Selbst das zweite Aufgebot stellt sich mit heiterer Miene. Schade, wenn Alles umsonst wäre. Ich fürchte, der Friede wird nicht unterbrochen, und wir wiederum die Angesengten sein. Oesterreich und Rom haben es niemals ehrlich gemeint, sie verlieren ihren eigentlichen Zweck nimmer aus den Augen. Sollte Habsburg auch augenblicklich scheinbar klein beigeben, sobald es sich selbst nur stark genug dazu fühlt, wird es nicht anstehen, uns mit Stumpf und Stil aufzufressen, nota bene, wenn wir still halten und uns fressen lassen. Je später es zu diesem unausbleiblichen Kampf auf Leben und Tod kommt, um so schlimmer für uns. Ich glaube einmal an keine innige Gemeinschaft mit dem Nachbar, der nach demselben Ziele strebt, wie Preußen, wenngleich auf anderem Wege.

Alle Tage erwarten wir Marschordre, aber sie kommt nicht und wird vielleicht gar nicht kommen, einmal, weil es möglicherweise zu nichts Ernstlichem kommen soll, oder weil Danzig keinenfalls ganz entblößt werden darf.

Inzwischen sind Divisionen und Stäbe eingetheilt. Es heißt, das 1. Armeekorps soll nach Frankfurt a. O., um daselbst zur großen Reserve-Armee zu stoßen. Nun, meinetwegen, Avantgarde, Gros oder Reserve, kommts zum Schlagen, so muß Alles heran. Das ist mein Trost!"

Am 29. Oktober 1850 war Werder in Danzig ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Hans Carl Nicolaus erhielt. Der Kaiserin von Rußland wurde die befohlene Anzeige gemacht und daß der Junge den Namen Nicolaus erhalten. Sie nahm Pathenstelle bei dem Kinde an und übermittelte in huldvoller Ausübung dieser ehrenden Theilnahme ein für die Mutter bestimmtes kostbares Armband, welches sie bis dahin selbst zu tragen gewohnt gewesen. Natürlich waren Freund Hiller, der inzwischen Major und Flügeladjutant geworden, sowie dessen alter Vater, der Generallieutenant Frhr. v. Hiller, ebenfalls Pathen des jungen Stammhalters.

Am 1. März 1851, nachdem die Demobilmachung erfolgt, wurde Werder als Major und Bataillonskommandeur in das damals in Königsberg stehende 33. Infanterie-Regiment versetzt. Er mußte dieses Avancement vom vierten Hauptmann zum Major als eine besondere Bevorzugung ansehen, und die war es auch, denn Werder war ein sehr guter Kompagniechef gewesen und hatte auch sonst in jeder Richtung hervorragende militärische Eigenschaften gezeigt. War er für höhere Stellungen geeignet befunden

worden, so mußte er vorwärts gebracht werden, denn er war ja bereits 43 Jahre alt.

Unter dem 25. Juni 1851 schrieb er:

„Seit Mitte März befinde ich mich, wie Du wissen wirst, wiederum in dem niedlichen Königsberg. Ich hätte mir wohl eine mehr westlich gelegene Garnison gewünscht, erkenne aber gern an, daß ich immer ein großes Loos gezogen habe, da mich allerlei schauderhafte Oertchen treffen konnten, besonders wenn man beliebt hätte, mir ein Landwehr-Bataillon aufzuhalsen, was unter den jetzigen Zeitumständen durchaus kein beneidenswerthes Wirken nach sich gezogen hätte. Auch bin ich der traurigen Stellung eines Etatsmäßigen entgangen, da Reserve-Regimenter dergleichen Pöstchen nicht besitzen. Für meine Frau ist außerdem die Nähe von Tolksdorf ganz angenehm, und was meine dienstliche Stellung betrifft, so kann sie kaum angenehmer sein, da fast sämmtliche Vorgesetzte frühere Gönner sind. Also ich bin zufrieden und nehme die Schattenseiten des Königsberger Aufenthaltes ohne Murren mit in den Kauf."

Kaum aber hatte sich Werder mit Familie in seiner neuen Wohnung in Königsberg eingerichtet, als das 33. Regiment nach Cöln abkommandirt wurde. Werder brachte seine Familie nach Glogau zu seiner alten Mutter, die eben den tiefen Schmerz erfahren, daß ihr ältester Sohn Hans, Major im 4. Kürassier-Regiment, in Münster am 31. Juli 1851 mit Hinterlassung einer starken Familie gestorben war. Werder war von diesem Todesfall ebenfalls schmerzlich berührt, er gab ihm aber auch Gelegenheit, seine echt brüderliche Gesinnung an den Tag zu legen. Sie spricht sich in folgendem Briefe vom 7. August aus:

„Gestern habe ich Deine Trauerbotschaft erhalten, Du kannst Dir denken, mit welchem Schmerz sie mich erfüllt hat, und das um so mehr, je weniger ich auf ein solches Ereigniß vorbereitet sein konnte. — — Die Nachricht traf mich recht eigentlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Erst vorgestern früh hatte der König Königsberg verlassen; die ganze Einwohnerschaft hatte drei Tage wie im Trubel gelebt, ich mit ihr, und diese Tage mußten gerade dieselben sein, in denen das Haus meines lieben theuren Bruders in die tiefste Trauer versetzt war. Doch lassen wir das Klagen, die Zeit ist kostbar, denn wie ich meine, liegt zunächst Alles daran, der armen kranken Betty die ihr plötzlich allein zugefallene Last mit acht Kindern zu erleichtern.

Du kannst Dir denken, daß ich sowohl wie meine Frau mit Freuden bereit sind, Alles zu thun, was zur Erreichung dieses nächsten Zweckes irgend wünschenswerth erscheint. Von hier aus vermag ich indeß nicht, irgend einen Vorschlag zu machen; Du kennst ja nun die Verhältnisse. Ihr habt vielleicht schon Pläne für die Zukunft beschlossen oder wenigstens

verabredet. — — — Ich will hier nur meinen lebhaften Wunsch ausgesprochen haben, das Meinige für Erleichterung, wenigstens der äußeren Lage, der Hinterbliebenen beitragen zu dürfen; es ist dies mehr noch als ein bloßer Wunsch, es ist eine Forderung, die ich mache, ich habe ein Recht, für die Hinterbliebenen mit Sorge tragen zu helfen, um so mehr, als mir Hans die Seinigen vor der badischen Campagne noch besonders auf die Seele gebunden hat."

Werder ging nun allein nach Cöln, weil noch gar nicht bestimmt war, ob Cöln die künftige Garnison des Regiments bleiben werde. Er schreibt am 18. November 1851:

„Wir mußten glauben, von der Ankunft unserer beiden Bataillone hinge das Wohl des Vaterlandes ab, denn man preschte uns förmlich von Bromberg hierher, sonder Ruh, sonder Rast, immer zu, immer zu! und nun wir hier sind, weiß man, wie es scheint, nicht genau, was man mit uns beginnen soll. Das 17. Regiment, welches für das Bundeskontingent designirt ist, bleibt vorläufig hier, weil man wahrscheinlich abwarten will, ob der gute Louis Napoleon der Gährung in Frankreich Herr wird, bevor man Truppen versammelt; möglich auch, daß man sich von den Wellen und Winden leiten lassen will. Genug, von dem Ausmarsch der Siebzehner ist nicht weiter die Rede und wir sind zur Rolle des fünften Rades verdammt. Unsere acht Kompagnien sind vorläufig in sieben Kasernen, Forts, eine sogar in Deutz, vertheilt; an eigene Haushaltung in Bezug auf Verpflegung der Leute, Einrichtung von Handwerksstätten u. s. w. ist unter solchen Umständen um so weniger zu denken, als der ganze Zustand von oben herab als ein provisorischer bezeichnet wird. Wen schließlich das Loos des Platzmachens treffen wird, denn verbleiben kann die jetzige Garnison von 9 Bataillons hier unmöglich, ist höchst fraglich, und leicht möglich, daß die heimathlosen Dreiunddreißiger im Frühjahr irgendwo anders hinziehen, um vielleicht wiederum nur provisorischen Hüttenbau zu treiben. Wohin es auch sein mag, folge ich dem Befehle Seiner Majestät mit Vergnügen, nur wünschte ich doch aus dem leidigen Provisorium herauszukommen, aus militärischen und privaten Rücksichten. Geböte der Krieg oder die Aussicht auf dergleichen, unbequeme und nicht leicht faßliche Maßregeln, so würde ich natürlich kein Wort verlieren, aber so geht es mir doch beinahe über den Spaß. Daß dieses Unbestimmte unseres hiesigen Aufenthaltes auch störend auf die Privatverhältnisse einwirken muß, versteht sich von selbst. — —"

Die Entscheidung über das Verbleiben des Regiments in Cöln als Garnison traf aber bald ein, und nun mußten die Offiziere in der überfüllten Garnison ein Unterkommen suchen, so gut es eben ging. So konnte

Werder erst im Februar 1852 seine Familie aus Glogau abholen. Auf dem Rückwege besuchte er seinen Bruder Albert in Merseburg, welcher dort als Ober-Regierungsrath angestellt war und in sehr glücklicher Ehe mit einer geborenen Freiin v. Loën aus Dessau lebte, die ihm aber leider schon 1853 durch den Tod entrissen wurde.

Das Leben in Cöln wollte anfänglich nicht behagen. Es wurde den Altpreußen nicht leicht, sich hineinzufinden, weil es so ganz anders war, als man es gewohnt gewesen. Mit der Zeit aber fing man doch an, Geschmack an der leichtlebigen Art zu finden, und da Werders dienstliche Verhältnisse in jeder Richtung die angenehmsten waren, ihm auch am 11. Januar 1853 dort eine Tochter geboren wurde, Eugenie Bernhardine Friederike Helene, so war Werder wirklich einmal wunschfrei.

Der Verfasser hatte damals Gelegenheit, Werders zu besuchen und den Eindruck einer glücklichen Häuslichkeit zu empfangen. Getragen von gegenseitiger Liebe, fanden die verschiedenen Charaktere eine gegenseitige Ergänzung. Werders sehr lebhaftes Wesen, welches damals oft zu lautem fröhlichen Ausdruck kam, paßte vortrefflich zu der stillen sinnigen Art der liebenswürdigen schaffenden Hausfrau, die in allen Bewegungen ihre vornehme Abkunft verrieth. Werder als zärtlicher Vater machte einen fast komischen Eindruck. Der kleine stramme Hans war sich oft nicht klar, ob der Papa böse war oder bloß Spaß machte. Das Verhältniß der beiden Ehegatten zu einander schien ein lang dauerndes häusliches Glück zu versprechen.

Wie ein Donnerschlag traf Werder am 1. Oktober 1853 seine Ernennung zum Kommandeur des Landwehr-Bataillons Gräfrath. Ahnte er, daß er dort sein Glück zu Grabe tragen würde?

Gräfrath, ein kleines Städtchen, nicht ganz ohne landschaftliche Reize in seiner bergigen Lage nahe der Ruhr, entbehrte fast allen geselligen Verkehrs. Es befand sich daselbst ein Augenarzt, dessen Ruf viele auswärtige Patienten herbeizog, wodurch einige Bewegung in das Stillleben kam. Werder hatte in einem ehemaligen Kloster eine geräumige Wohnung gefunden und fand sich in seiner Stellung schließlich ganz zufrieden.

Am 5. Oktober 1854 wurde seine Gattin von einer Tochter entbunden. Die Geburt war nicht schwer und schien anfangs keine für die Mutter bedenklichen Folgen zu haben. Es trat jedoch eine Unterleibsentzündung ein, und trotz der Hülfe der herbeigezogenen Aerzte und trotz der kräftigen Natur der Leidenden erlag sie der Krankheit. Auf dem großen Kirchhof zu Gräfrath begrub Werder mit der in der Blüthe der Jahre Dahingeschiedenen sein kurzes Glück. Werders Schmerz über den unersetzlichen Verlust wurde noch vergrößert durch das Hinsiechen des neugeborenen Kindes, welches auf den Namen Clara getauft war. Trotz der auf-

opfernden Pflege seiner Schwester Charlotte, die in die durch den Tod gerissene Lücke trat, die Führung des Hausstandes übernahm und an den Kindern Mutterstelle vertrat, konnte das Leben des schwächlichen Kindes nicht erhalten werden, und dasselbe starb im Februar 1855. Werders frommer Sinn überwand auch diese neue Prüfung. Er hätte das Leben des Kindes so gern erhalten gesehen, war es ihm doch, als würde das Gedeihen desselben ihm ein Zeichen sein, daß Gott Seine Gnade ihm wieder zugewendet. Denn nach seiner Art erkannte er in dem Verlust seiner theuren geliebten Hedwig das Strafgericht Gottes für seine schweren Sünden. Demüthig beugte er sich unter die schwere Hand des Herrn und kämpfte tapfer gegen seine trüben Stimmungen an. In dienstlichen und wissenschaftlichen Beschäftigungen, im Verkehr mit seinen beiden fröhlich heranwachsenden Kindern, zerstreut durch Besuche von Verwandten und Freunden, die ihn in dem einsamen Gräfrath aufsuchten, gewann er nach und nach sein Gleichgewicht wieder und begrüßte freudig seine Ernennung zum Kommandeur des 4. Jäger-Bataillons in Sangerhausen, welche am 16. Februar 1856 erfolgte und welche ihn wieder einer anhaltenden praktischen Thätigkeit zurückgab.

Als Kommandeur eines Jäger-Bataillons konnte Werder seinen Ansichten über Detailausbildung den gehörigen Nachdruck geben. Er war selbst zwar passionirter Jäger, aber kein guter Schütze. Nichtsdestoweniger verstand er den Schießdienst bei den Jägern vortrefflich zu leiten und auf der Basis einer tüchtigen Exerzirbildung den seiner Waffe sicheren Jäger mit dem strammen Soldaten zu vereinigen.

Am 15. November 1856 zum Oberstlieutenant befördert, machte er im Jahre 1857 mit seinem Bataillon die Königsrevue bei Merseburg mit. Daß das Bataillon sich das Lob aller Vorgesetzten und des Allerhöchsten Kriegsherrn erwarb, durfte Werder ein Lohn sein für den Eifer, mit dem er sich seit einem Jahr die Ausbildung des Bataillons hatte angelegen sein lassen. Die Verleihung des Rothen Adler-Ordens 3. Klasse mit der Schleife, die 4. Klasse hatte er bereits in Gräfrath erhalten, war eine wohlverdiente Auszeichnung, da die Dekoration in der Regel nur an Regimentskommandeure verliehen wurde.

Am 14. September in Sangerhausen mit dem Bataillon wieder eingerückt, erreichte ihn dort, gerade als er von einer Felddienstübung zurückgekehrt, die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 12. September, nach welcher er zum Kommandeur des Füsilier-Bataillons 2. Garde-Regiments zu Fuß ernannt wurde. Es deutete diese Versetzung wohl darauf hin, daß der König seine weitere Verwendung an der Centralstelle im Auge habe.

So sollte er also nun zum vierten Male als Bataillonskommandeur arbeiten, nachdem er in Sangerhausen kaum warm geworden. Die Garnison,

so klein sie war, hatte doch ihre großen Annehmlichkeiten gehabt. Die Verlegung seines Hausstandes nach Berlin hatte für Werder nichts Verlockendes, und doch freute er sich wieder, mit seinen alten Bekannten und Freunden aus der Jugendzeit dort und in Potsdam zusammentreffen zu können. Mit Eifer warf er sich auf den Dienst, um sich über alle Verhältnisse zu orientiren, was ihm nicht schwer wurde, da ihm der im Gardekorps herrschende Usus ja von früher her bekannt war. So vergingen die ersten Monate in Berlin, die er als Garçon dort zubringen mußte, ziemlich bewegt, da er ja auch einen großen Bekanntenkreis hatte, mit dem er in den lebhaftesten Verkehr trat. Wohnte doch auch seine Schwester Louise Baumeister in Berlin, und fast täglich nahm er seinen Weg zu irgend einer Tageszeit nach der Besselstraße zu Schwager Baumeister, welcher vortragender Rath im Justizministerium war.

Anfang Januar 1858 kam seine Schwester Charlotte mit den Kindern aus Sangerhausen in Berlin an, als Werder gerade auf vier Wochen mit seinem Bataillon zum Wachdienst in Charlottenburg sich befand, von wo er Mitte des Monats wieder nach Berlin zurückkehrte.

Seine dienstliche Thätigkeit als Bataillonskommandeur sollte aber in erfreulichster Weise bald beendet werden. Durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 22. Mai 1858 wurde er mit Führung der Inspektion der Jäger und Schützen, sowie des Kommandos über das reitende Feldjägerkorps beauftragt. Nun war ihm ein großer Wirkungskreis zugewiesen, in dem er seinen reichen militärischen Erfahrungen eine weitere Verbreitung geben konnte. Schon Anfang Juni begab er sich auf Reisen, um die ihm nunmehr unterstellten Jäger-Bataillone kennen zu lernen. Die aus jener Zeit noch erhaltenen Tagebücher Werders, sowie seine Inspizirungsbemerkungen und sonstigen Bestimmungen, die sich in den Akten der Bataillone vorfinden, geben Zeugniß von der Gründlichkeit, mit der er die Ausbildung in den mannigfaltigen Dienstzweigen der Jäger zu fördern suchte. Die Tagebücher enthalten eingehende Qualifikationsnotizen bis auf die Lieutenants hinab.

Ungefähr acht Tage blieb er bei jedem Bataillon, Zeit genug, um sich über alle Dienstverhältnisse und Leistungen zu orientiren. Großen Werth legte er auf das kriegsgemäße Schießen im Terrain. Eine Ausbildung im Schießen nur auf dem Scheibenstande hielt er für ganz ungenügend. Gerade in dieser Richtung hat er sehr fördernd eingegriffen, und wie richtig seine Ansichten waren, beweisen die jetzigen Schießvorschriften für die ganze Infanterie.

Nachdem er das 2. Bataillon in Greifswald besucht, lernte er das 1. in Braunsberg, das 5. in Görlitz, das 6. in Breslau, das 3. in Lübben kennen, kehrte am 18. Juli nach Berlin zurück, um das Garde-Schützen-Bataillon und dann das Garde-Jäger-Bataillon in Potsdam zu besichtigen.

Im August ging er nach Sangerhausen, dann nach Wetzlar, Frankfurt a. M. und Hohenzollern. Im September wurde er zu den Königsmanövern nach Schlesien kommandirt. Nach viermonatlicher angestrengter Thätigkeit kehrte er zu seiner Familie zurück.

In der ganzen Armee trat damals das Streben nach größter Vervollkommnung der Ausbildung hervor. Besonders die Infanterie, bewaffnet mit dem vorzüglichen Zündnadelgewehr, rang danach, von den todten Formen des Reglements loszukommen und mehr in den Geist des den weitesten Spielraum lassenden Reglements einzudringen. In den Offizierkreisen bildete die Frage über praktische Verwendung der Infanterie ein beliebtes Thema für Wort und Schrift. Dabei war schon oft die Frage aufgeworfen, ob, nachdem die Leistungen der Infanterie im Schießen denen der Jäger näher gekommen und die Füsilier-Bataillone als eine Art leichter Infanterie ausgebildet wurden, die Erhaltung der Jäger-Bataillone noch besondere Vortheile verspräche, da das beste Material an Ersatz ihnen zugewiesen wurde und dasselbe der Infanterie als Material für Kapitulanten verloren ging. — Werder vertrat die Ansicht, daß, wenn die Ausbildung der Jäger nicht eine ungleich höhere Stufe als die der leichten Infanterie erlangen könne, dann sei es freilich besser, etwa nur die beiden Bataillone der Garde, wegen der Forstversorgung, zu erhalten und das Material der übrigen Jäger-Bataillone an die Infanterie-Regimenter zu vertheilen. Aber er war der Ansicht, daß eine rationelle Ausbildung der Jäger-Bataillone für den Krieg allerdings eine ungleich höhere Stufe erreichen könne, und dies Ziel war die Richtschnur für seine Thätigkeit als Inspekteur. Feind jeder todten Form und schädlicher, die Zeit wegnehmender Uebungen, suchte er dem ganzen Ausbildungsmodus einen belebenden Geist einzuhauchen. Er sprach es oft aus, der Jäger müsse wissen, was er machen muß, wie er es machen muß und warum er es machen muß; denken solle der Jäger; er höre auf, ein solcher zu sein, sowie er etwas mechanisch mache. Werder verpönte das „über den Kamm scheeren" in den Kompagnien; er verlangte Berücksichtigung der einzelnen Individualitäten im Schießen, in der Instruktion, in der Schule. Neben altpreußischer Exerzirdisziplin wollte er die äußerste Findigkeit und Gewandtheit seiner Jäger bei jeder Gelegenheit erkennen. Je mehr er verlange, desto mehr werde geleistet. Das war sein System, was noch heute mustergültig. Es hat manchen Schweißtropfen gekostet, manche Versetzungen zur Infanterie fanden statt, aber er hatte auch die Genugthuung, nach einigen Jahren das Mögliche erreicht zu haben und die Jägerwaffe in hohes Ansehen zu bringen.

Aber nicht bloß für die Jäger, für die ganze Armee wurde sein Wirken segensreich, in seiner Stellung als Vorstand der Central-Turnschule. Die Gymnastik war bereits in der Armee eingeführt; sie fand anfangs wenig

Verständniß, sogar mehr Gegner als Freunde. Es fehlte an einem geeigneten Lehrerpersonal, die wenigen auf der Schule ausgebildeten Offiziere reichten nicht aus, es war ein neuer Dienstzweig mehr, dem die Kompagniechefs ohne Verständniß gegenüber standen. Auch nur einzelne höhere Vorgesetzte waren von der Wichtigkeit der Gymnastik für die Ausbildung durchdrungen, die meisten waren derselben wenn auch nicht abgeneigt, so doch für dieselbe ohne warme Theilnahme. Man betrachtete die Gymnastik als einen neuen Dienstzweig, dessen Betrieb zwar ganz nützlich werden, aber auch ohne Nachtheil fortfallen könne, der mit der ganzen Ausbildung des Soldaten in keinem nothwendigen Zusammenhange stände. Anders Werder. Schon als Bataillonskommandeur hatte er einen sachgemäßen, rationellen Betrieb der Gymnastik angestrebt. Er gehörte in Berlin der Kommission an, welche eine Anleitung zum Betrieb der Gymnastik und des Fechtens für die Armee ausarbeiten sollte, wie sie denn auch 1861 erschienen ist. Als er nun Inspekteur wurde und Vorstand der Turnschule, war er in der Lage, der Ueberzeugung in der Armee Eingang zu verschaffen, daß die Gymnastik ein nothwendiges Bildungsmittel, ein integrirender Theil des ganzen Ausbildungsmodus sei, um den Soldaten als Individuum zu dem auszubilden, dessen er überhaupt fähig ist. Nach seiner Auffassung sollte die Gymnastik die Ausbildung des Soldaten für seine Dienstverrichtungen erleichtern, sollte nicht Zeit kosten, sondern Zeit sparen. Der Soldat bedarf der unbedingten Herrschaft über seinen Körper und seine einzelnen Glieder. Er muß gelenkig gemacht werden. Das allein war nur durch einen verständigen Betrieb der Gymnastik zu erreichen. Heute erkennen wir die unbedingte Richtigkeit von Werders Ansichten. Es hat lange genug gedauert, bis diese Ansichten Gemeingut geworden sind. Werder war ein eifriger Vorkämpfer, und in allen späteren Dienststellungen hat er die Militärgymnastik wesentlich gefördert. Für seine Jäger-Bataillone hatte er eine geistvoll geschriebene Anleitung zum Gebrauch der Instruktion über die Gymnastik geschrieben, die noch heute in ihrer Motivirung Geltung hat und einen überzeugenden Eindruck macht.

Bei der Krönung des Königs, zu welcher Werder nach Königsberg 1861 befohlen war, erhielt er den Rothen Adler-Orden zweiter Klasse. Fast fünf Jahre lang war Werder Inspekteur der Jäger und Schützen. Am 1. Mai 1859 war er zum Obersten befördert und à la suite des Garde-Jäger-Bataillons gestellt worden. Unter dem 29. Januar 1863 wurde er zum Kommandeur der 8. Infanterie-Brigade und am 17. März zum Generalmajor ernannt. Er schied aus der ihm lieb gewordenen Stellung mit dem Bewußtsein, die Jägerwaffe in ihren Leistungen, namentlich in der kriegsgemäßen Ausbildung, weit über die Infanterie erhoben zu haben. In der Allerhöchsten Kabinets-Ordre, welche seine Ernennung zum Brigadekomman-

deur aussprach, war ihm zugleich der Befehl ertheilt, sofort nach Bromberg abzugehen. Die Revolution im Königreich Polen nöthigte Rußland zu einer bedeutenden militärischen Machtentfaltung, und da auch Preußen an der kräftigen Niederschlagung des Aufstandes wegen seiner polnischen Provinzen sehr interessirt war, so wurde, auch im Interesse Rußlands, die Grenze durch einen Kordon besetzt, der für die Truppen der 8. Infanterie-Brigade und deren Kommandeur eine anstrengende, aber den Friedensdienst nützlich unterbrechende Thätigkeit im Gefolge hatte. —

Der Erzherzog Leopold von Oesterreich, als Inspekteur der Bundestruppen, bereiste in diesem Jahre die östlichen Provinzen, und Werder wurde zum Ehrendienst kommandirt. Der Erzherzog liebte aber auch die hohe Jagd und wollte gern die seltene Gelegenheit benutzen, Elchwild zu jagen. Werder begleitete den hohen Herrn nach der Ibenhorst in Ostpreußen und nahm an den drei veranstalteten Königlichen Jagden Theil. Der Erzherzog kehrte nach günstigem Jagderfolg sehr befriedigt heim. Werder erhielt zunächst vom Kaiser von Oesterreich das Kommandeurkreuz des Leopold-Ordens, der Erzherzog schickte ihm aber von Wien aus „zur Erinnerung an die in den litthauischen Jagdgründen gemeinsam verlebten Tage“ eine schöne, werthvolle Büchse.

Am 9. Januar 1864 wurde Werder zum Kommandeur der 4. Garde-Infanterie-Brigade in Berlin ernannt. Bei Anwesenheit des Kaisers von Rußland daselbst erhielt Werder den Stanislaus-Orden 1. Klasse. Im November wurde er Mitglied der Studienkommission der Kriegsakademie.

Am 5. November starb seine so hochverehrte und geliebte Mutter in Merseburg im Hause seines Bruders Albert, wo sie mit ihrer Tochter Anna die letzten Jahre gelebt, um ihren Sohn Albert der Einsamkeit zu entreißen, nachdem ihm sein Eheglück durch den Tod seiner Gattin zerstört worden. Nun blieb Schwester Anna bei Albert, um an seinen Kindern Mutterstelle zu vertreten, wie Charlotte ihrem Bruder August nun schon seit 10 Jahren eine treue Gehülfin war. Auch sie hatte die kleinen Kinder übernommen, als sie die Mutter verloren, und sich ihrer körperlichen und geistigen Pflege ganz hingegeben. Mit seltener Energie überwand sie die ihr von jeher anhaftende Kränklichkeit und erfüllte mit unerschütterlicher Treue die übernommenen Pflichten, die sich mit dem Aufsteigen des Ranges ihres Bruders steigerten. Sie war eine echte Werder, von edler vornehmer Gesinnung, wahr, einfach, schlicht. Der stete Kampf mit dem schwachen Körper, der immer mehr zu leisten hatte, als er vermochte, die hohen Anforderungen, die sie an sich selbst stellte, gaben ihrem Wesen etwas Herbes, ihre Herzensgüte leuchtete aber durch und war vielleicht gerade darum um so wirksamer. An den vielen Wohnorten, die sie mit dem Bruder bezog, erwarb sie sich überall Liebe und Anerkennung. Ihr angeborener, sicherer

Takt befähigte sie durchaus, die Honneurs des Hauses tadellos zu machen, als die hohe Stellung des Bruders sie später mit den höchsten Kreisen in Verbindung brachte. Die Popularität, die sie sich nach dem Kriege in Karlsruhe erwarb, geht daraus hervor, daß sie in den betreffenden Kreisen als „Tante Lotte" allgemein verehrt wurde. In einer Lebensbeschreibung Werders gebührt seiner Schwester die ehrendste Erwähnung.

Am 9. Mai 1865 wurde Werder mit Führung der 3. Division in Stettin Allerhöchst beauftragt und am 4. Januar 1866 zum Kommandeur der Division ernannt. In dieser Stellung sollte Werder seinen Wunsch erfüllt sehen, an der Spitze preußischer Truppen gegen den Feind zu marschiren. Schon Ende Mai rückten die Truppen aus Stettin aus, um unter den Befehl des Prinzen Friedrich Karl, im Kriege gegen Oesterreich, zu treten. Auf dem Marsch, am 9. Juni 1866, wurde Werder zum Generallieutenant befördert.

Wenn seine Karriere in der ersten Hälfte der nunmehr zurückgelegten 40 Dienstjahre*) eine sehr langsame, fast hoffnungslose gewesen war, so hat er es in der zweiten Hälfte nachgeholt, denn vom Premierlieutenant zum Generallieutenant in 20 Jahren zu avanciren, kann selbst nach heutiger Anschauung ein vorzügliches Avancement genannt werden.

Der Feldzug gegen Oesterreich.

Werder war ein Mann von streng christlich-konservativer Gesinnung. Ohne gerade mit Vorliebe zu politisiren, verfolgte er doch mit reger Theilnahme die Zeitströmung. Er las gewissenhaft die Kreuzzeitung, auch die Norddeutsche Allgemeine und, bei Gelegenheit, die gut redigirte Nationalzeitung. Im Allgemeinen stand er auf dem Standpunkte, daß Alles, was König Wilhelm und sein treuer Berather Bismarck beschlossen, zum Wohl des Vaterlandes ausschlagen müsse. Er freute sich, wenn in der Konfliktszeit der Kriegsminister Roon im Abgeordnetenhause der Kurzsichtigkeit gegenüber kräftig eintrat für das, was der König für recht und nothwendig erkannte. Die Erfahrungen des Jahres 1850 waren für Preußen doch gar zu bitter gewesen. Noch einmal sollte Preußen nicht aus Schwäche den Rückzug vom politischen Kampfplatze antreten. Deshalb war die Reorganisation und Verstärkung der Armee nothwendig gewesen und mußte durch-

*) Hier sind die Jahre 1842 und 43 nicht doppelt gerechnet. Unter dem 22. Mai 1850 war entschieden worden, daß die Jahre im Kaukasus als Kriegsjahre doppelt zu rechnen seien.

gesetzt werden. Und bald sollte die Probe auf das Exempel zeigen, wie richtig es gewesen.

Die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung war das große Ziel, welches sich Preußen gesteckt. Deshalb mußte es stark sein. So wunderbar es Werder erschien, fest stand doch, daß die Idee eines einigen Deutschlands, für welche in den dreißiger Jahren so viele begeisterte Männer als Staatsverbrecher, der Demagogie angeklagt, in die Gefängnisse geworfen worden, daß dieselbe Idee jetzt vom Könige selbst und seinen Räthen zum Ausgangspunkt preußischer Politik genommen wurde. Weil aber Oesterreich, der alte Nebenbuhler Preußens in Deutschland, sich naturgemäß für eine solche Gestaltung der deutschen Verhältnisse nicht erwärmen konnte, mußte es zwischen beiden Reichen zum Konflikt kommen. König Wilhelm war tief abgeneigt, gegen den alten Bundesgenossen aus den Freiheitskriegen agressiv vorzugehen, er war aber ebenso abgeneigt, sich von Oesterreich niederhalten zu lassen in seinen Bestrebungen, dem Hader und der Mißgunst der deutschen Stämme untereinander, dem unberechtigten und die deutsche Kraft lähmenden Kampf der Sonderinteressen ein Ende zu machen. Jetzt war der deutsche Bund der kranke Mann. König Wilhelm und Bismarck scheuten selbst die bitterste Medizin nicht, um die gründliche Heilung herbeizuführen.

Wir wollen hier nun nicht auf die politische Situation, wie sie sich in den Jahren 1863 bis Frühjahr 1866 gestaltete, näher eingehen. Die gemeinsame Aktion Preußens und Oesterreichs in Schleswig-Holstein, um diese deutschen Länder von dänischer Herrschaft zu befreien, die Schwierigkeiten, die sich für die beiden Bundesgenossen nach gethaner Arbeit aus der Frage ergaben, was mit diesen beiden neu erworbenen Ländern geschehen solle, das Streben Oesterreichs, jeden Machtzuwachs Preußens zu verhindern, seine Neigung, alle Ausgleichungsvorschläge von der Hand zu weisen, sein Liebäugeln endlich mit den deutschen Mittelstaaten, die nicht geneigt waren, für die große deutsche Idee Opfer zu bringen — kennzeichnet die Situation genugsam, um daraus zu erkennen, daß eine ernste Auseinandersetzung mit Oesterreich und den Preußen entgegenarbeitenden deutschen Fürsten eine politische Nothwendigkeit geworden. Oesterreich fing an, eine außergewöhnliche militärische Thätigkeit zu entfalten, welche Preußens Aufmerksamkeit erregen mußte. Die Verhältnisse waren bereits so zugespitzt, daß das ins Rollen gerathene Rad nicht mehr aufzuhalten war, und mit der in der ersten Maiwoche ausgesprochenen Mobilmachung eines Theils und bald der ganzen preußischen Armee war entschieden, daß der Krieg gegen Oesterreich nunmehr unvermeidlich.

Preußen sagte zu den deutschen Fürsten, wer nicht für mich ist, ist wider mich, und bei der berüchtigten Abstimmung des Bundestages am

14. Juni zeigte es sich, daß nicht bloß Oesterreich, sondern die Mehrzahl der deutschen Fürsten sich, freilich zu ihrem eigenen Schaden, Preußen feindlich gegenüber stellten. Dagegen hatte sich Italien gegen Oesterreich gewendet, und war dadurch Preußen ein wichtiger Bundesgenosse erwachsen.

Am 8. Mai traf in Stettin die Mobilmachungsordre für das 2. Armeekorps ein. Preußen stellte gegen Oesterreich drei Armeen auf, die I. Armee unter Prinz Friedrich Karl, die II. Armee unter dem Kronprinzen und die Elb-Armee unter General v. Herwarth. Der Kronprinz gab das Kommando über sein 2. Armeekorps an den General v. Schmidt ab, welches der I. Armee zugetheilt wurde.

Die Mobilmachung von Werders Division ging planmäßig von Statten. Die Pferdemärkte ergaben zwar nicht das gewünschte Resultat, durch Zwangsgestellung wurde der Bedarf aber vollständig gedeckt. Am 20. Mai waren die Truppen der Division marschfertig, am 21. fand der Ausmarsch aus Stettin statt, die Truppen echelonnirten sich längs der Eisenbahn, um nach und nach befördert zu werden. Am 31. Mai stand die 3. Division in Kantonnements um Herzberg, der Divisionsstab in Annaberg.

Die 3. Infanterie-Division bestand aus der 5. Infanterie-Brigade, General v. Januschowsky, Grenadier-Regiment 2 und Regiment 42, der 6. Infanterie-Brigade, General v. Winterfeld, Regimenter 14 und 54, dem Pommerschen Jäger-Bataillon, Major v. Garrelts, dem Neumärkischen Dragoner-Regiment, Oberstlieutenant v. Willisen, der 1. Abtheilung des Pommerschen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 2, Major Heubes, mit den Batterien Ekensteen, Gallus, Dewitz und Crüger, dem Pionier-Bataillon Bonin, einer Pontonkolonne Gaudecker, dem 1. leichten Feldlazareth und einer Sektion Krankenträger.

In Werders Stab befand sich Major v. Quistorp als Generalstabsoffizier und als Adjutanten Premierlieutenant v. Zitzewitz vom Pommerschen Husaren-Regiment und Sekondlieutenant v. Sichart vom 3. Dragoner-Regiment. Am 4. Juni wurde das 3. Dragoner-Regiment an die Kavallerie-Division abgegeben, dafür trat das 5. Husaren-Regiment unter Oberst v. Flemming zur Division. Diese war somit stark 13 Bataillone, 4 Eskadrons, 1 Pionier-Bataillon, 24 Geschütze und 1 Pontonkolonne.

Die Ungewißheit, welche noch Ende Mai herrschte, wer außer Oesterreich sich noch feindlich gegen Preußen stellen würde, gestattete nicht, die preußische Armee an einem Punkt zu konzentriren. Oesterreich hatte seine Rüstungen beendet, und Berlin und Breslau standen einem feindlichen Angriff offen. Se. Majestät ließ daher zunächst die II. Armee in Schlesien, die I. in der Lausitz, die Elb-Armee in Thüringen sich versammeln. Dies geschah in der Zeit vom 16. Mai bis 5. Juni. Aber schon in der Zwischen-

zeit schien es geboten, die I. Armee links abmarschiren zu lassen, um die bedeutende Entfernung, die sie von der II. Armee trennte, zu vermindern.

Infolge dessen marschirte die Division Werder vom 6. bis 9. Juni in die Gegend von Finsterwalde. Hier konzentrirte Werder zur Uebung, zum gegenseitigen Bekanntwerden und zur Herstellung der Ordre de bataille die Truppen seiner Division, eine Uebung, die sich sehr belohnte, denn obgleich 9 Uhr als der Zeitpunkt angegeben war, an dem die Truppen stehen sollten, herrschten doch noch so viel Friedensgewohnheiten vor, daß schon um 6½ Uhr Truppen zur Stelle waren. Das stellte denn Werder für die Zukunft ab.

Nachdem am 14. Juni sich die politischen Verhältnisse geklärt und Preußen wußte, gegen wen es Front zu machen habe, nachdem ferner die Aufstellung der Oesterreicher bekannt geworden und danach ein Angriff auf Neiße zu den nächsten Möglichkeiten gehörte, rückte die verstärkte II. Armee an die Neiße, während die I. Armee sich um Görlitz konzentriren sollte. Infolge dieser allgemeinen Linksbewegung der Armee des Prinzen Friedrich Karl nach Görlitz ging Werder mit seiner Division am 14. nach Senftenberg, am 15. nach Wittichenau, woselbst die Vorbereitungen zu einer Unternehmung nach Bautzen und die Besetzung der dortigen Elbbrücke getroffen werden sollten. Die Unternehmung kam aber nicht zur Ausführung, weil die 8. Division bereits auf Bautzen marschirt war. Am 16. wurde der Marsch nach Reichenwalde fortgesetzt. Von hier aus sollte am 17. in das Königreich Sachsen, welches sich gegen Preußen feindlich gestellt hatte, einmarschirt werden. Dies wurde auch ausgeführt, und Werder kam nach Baruth ins Quartier. Am Nachmittag schickte er den Lieutenant v. Sichart nach Bautzen, um festzustellen, ob und was dort stände. Er kam Abends mit der Meldung zurück, daß Bautzen vom General v. Bose besetzt sei und von der 8. Division Truppen auch in Löbau ständen. Ferner brachte er die Nachricht mit, daß Oesterreich und Bayern auf Antrag Sachsens Bundeshülfe gegen Preußen zugesagt hätten, daß die sächsischen Truppen ihr Land geräumt und der König sich wahrscheinlich nach Bayern begeben habe.

Die Kriegserklärung Preußens an Kurhessen, Hannover und Sachsen wurde nun auch den Truppen mitgetheilt. Am 18. wurde der Marsch auf Görlitz fortgesetzt. Werder nahm Quartier in Kl. Radmeritz. Die Einwohner Sachsens zeigten ein großes Entgegenkommen, sie äußerten sich, daß ihnen der Besuch der Preußen angenehmer als der der Oesterreicher sei, da die Interessen des Landes doch mehr an Preußen als an Oesterreich geknüpft seien.

Am 22., einem sehr heißen Tage, marschirte die Division Werder in die Gegend von Herrnhut in zwei Kolonnen, und am 23. wurde die böhmische Grenze unter lautem Hurrah überschritten. Auf allen Gesichtern

konnte man die Spannung lesen, ob man noch an diesem Tage mit dem Feinde zusammentreffen werde. Zur Deckung der rechten Flanke der Division ließ Werder den Major v. Drigalski mit zwei Eskadrons und dem Füsilier-Bataillon 42. Regiments auf der Straße nach Gabel vorgehen. Die Division bezog bei Grottau enge Kantonnements. Ein Feind war nicht zu sehen. Major Drigalski war bis Petersdorff, an der Straße nach Gabel, gelangt, hatte nur Abtheilungen von Radetzky-Husaren gegen sich gehabt, die den Anmarsch nur beobachten zu wollen schienen, da sie sich in ein Gefecht nicht einließen.

Nun ging es weiter nach Böhmen hinein über Reichenberg und Rochlitz. Je weiter man in Feindes Land vorschritt und je weniger man vom Feinde etwas zu sehen bekam, um so gespannter wurde man. Man hatte von einem sehr feinen Plan Benedeks, des österreichischen Oberfeldherrn, gehört, den er ersonnen, die Preußen zu verderben, und da sich noch gar kein Feind, außer einigen Kavalleriepatrouillen zeigte, dachte man an Hinterhalte und Fallen, die gelegt seien. Erst aber mußten die Preußen weit genug ins Land gelockt sein, um sie dann zu verderben. So hörte man unsere Leute in den Biwaks kalkuliren. Die Phantasie wurde so erregt, daß man die an den Wäldern zur Abfuhr aufgestapelten Klaftern in der Entfernung für feindliche Kolonnen hielt. Als man am 27. Liebenau erreichte, erfuhr man von dem ersten glücklichen Gefecht bei Podol. (8. Division).

Am 28. früh, während sich die Division Werder auf dem Rendezvous bei Pacerice sammelte, hörte man von rechts vorwärts Kanonendonner und konnte auch bald Geschützrauch auf dem Muskyfelsen, oberhalb Brezina, erkennen. Um 10 Uhr kam der Befehl zum Vorrücken; die Iser wurde auf einer von den Pionieren geschlagenen Feldbrücke bei Mokry überschritten. Marschziel für die Division war Zehrow. Die Division hatte von hier die Straßen nach Sobotka und Ober-Bautzen zu rekognosziren und zu sichern. Als die Husaren an Zehrow herankamen, erhielten sie Infanteriefeuer. Es standen hier zwei Kompagnien des Regiments Hannover, die sich bei Annäherung der Avantgarde abzogen. Diese besetzte Zehrow und etablirte die Vorposten, die Division biwakirte bei Zdar, während sich Werder in einen Meierhof Borzicz in der Vorpostenlinie legte.

Infolge des Auftrages, den die Division erhalten, die Straße nach Sobotka für den Marsch des folgenden Tages zu rekognosziren, entsandte Werder am 28. Abends 10 Uhr den Oberst v. Stahr mit dem 1. und Füsilier-Bataillon 14. Regiments, der 1. und 3. Jäger-Kompagnie unter Major Garrelts, 2 Zügen Husaren und 100 Pionieren gegen Kost.*)

*) Bei Darstellung der Ereignisse des Feldzuges der Division Werder benutzten wir außer dem Werk des preußischen Generalstabes ein Tagebuch, welches der damalige Generalstabsoffizier der Division, Major v. Quistorp, geschrieben hat. Dasselbe ist vom

Gefecht bei Podkost.

Das Schloß Kost des Grafen Wratislaw liegt in einem felsigen Thale an der Straße nach Sobotka. Diese tritt bald hinter Zehrow in den Wald und nimmt den Charakter eines Gebirgsdefilees an, welches nahe am Schloß aber derartig von Felsen eingeschlossen ist, daß man nur auf einigen Fußpfaden um dasselbe herumkommen kann. Das Schloß füllt fast den ganzen Raum im Thal, und die Fahrstraße führt über seinen Hof durch einen engen Thorweg. Die hohen Gebäude sind nirgends zu ersteigen, also ein Sperrfort im wahren Sinne des Wortes. Hinter Kost, nach Podkost zu, findet sich eine Felswand, ein neuer, in der Front nicht zu nehmender Abschnitt.

Werder, der die Schwierigkeit des Terrains nur nach der Karte beurtheilen konnte, hatte dem Oberst Stahr den Auftrag gegeben, bis Podkost vorzudringen, dort ein Biwak zu beziehen und am frühen Morgen die Straße weiter zu rekognosziren, ebenso wie die nach Ober-Bautzen abgehende. Widerstand müsse überwältigt werden. Oberst Stahr fand bald hinter Zehrow im Walde an einem Verhau Widerstand. Der Verhau wurde genommen. Beim weiteren Vordringen der an der Tete befindlichen Jäger kam man an eine Waldblöße, deren jenseitiger Rand stark besetzt war. Es war heller Mondschein, der die Blöße beleuchtete, während im Walde tiefes Dunkel herrschte. Oberst Stahr entschloß sich, die Morgendämmerung abzuwarten, bevor er mehr Truppen entwickelte, und so entstand um 1 Uhr Nachts eine Gefechtspause. Um 3 Uhr Morgens wurde das Gefecht wieder aufgenommen. Die tapferen Jäger gewannen langsam Terrain, obgleich der Feind, das 26. Jäger-Bataillon, sich zähe vertheidigte und sogar Offensivstöße machte. Die größere Schießfertigkeit der preußischen Jäger gab diesen aber doch ein entschiedenes Uebergewicht, so daß, während der diesseitige Verlust gering war, der Feind starke Verluste erlitt. So gelangte man nach Ueberwindung eines starken Abschnitts, bei dessen endlicher Wegnahme auch die Vierzehner rühmlichen Antheil nahmen, an das Schloß, welches einem weiteren Vordringen entschieden Halt zu gebieten schien. Der Feind zeigte Infanterie, und von der Höhe hinter Kost ertönte Geschützfeuer. Oberst Stahr, nachdem er an Werder die Sachlage gemeldet, der auch sofort im Sattel war und heraneilte, hatte nur Infanterie (4. und 12. Kompagnie) gegen das Schloß entwickelt, und auf mühsamen Pfaden erklommen die Infanteristen das Felsplateau und fingen an, das

General Werder geprüft und mit Bemerkungen versehen. Es sollte seiner Zeit gedruckt werden, dies ist aber unterblieben. Jetzt ist es dem Verf. von dem General z. D. v. Quistorp gütigst zur Benutzung überlassen und darf auf volle Authenticität Anspruch machen.

Schloß links zu umgehen, da zog der Feind um 7½ Uhr ab, gerade als Werder eintraf.

In einem Briefe an seine Schwester schreibt er:

„Oberst Stahr mit 8 Kompagnien seines Regiments und 2 Jäger-Kompagnien hatte ein sehr schönes, wohlgeleitetes Gefecht, wobei die Jäger hauptsächlich thätig waren und Vorzügliches leisteten. Der Erfolg war glänzend. Der Feind gab eine uneinnehmbare Stellung ungeachtet seiner Ueberlegenheit und seiner Artillerie, die dem diesseitigen Detachement wegen der Lokalverhältnisse nicht beigegeben war, unbegreiflicher Weise in großer Hast auf (Schloß) und ermöglichte das Passiren des Passes seitens der Division ohne erklecklichen Verlust. Die feindlichen Jäger stritten tapfer und verloren viele Leute und Offiziere. Als ich am Morgen des 29. eintraf, war die Arbeit geschehen. Man schlug gerade die verrammelten Thore ein. Die Disposition und die Ausführung preußischer Seits waren korrekt und ohne Tadel."

Nachdem das schwierige Defilee geöffnet war, konnte der weitere Vormarsch angetreten werden. Der Befehl dazu kam um Mittag, und die Division Werder betrat bei Sobotka die Münchengrätz—Gitschiner Chaussee, wodurch sie an die Tete kam, während links von ihr die 5. Division Tümpling auf der Straße von Turnau gegen Gitschin vorrückte. Werder formirte unter Oberst v. Borcke eine neue Avantgarde aus 1½ Eskadrons, 2 Kompagnien Jäger, 2 Kompagnien 14. Regiments und Füsilier-Bataillon 42. Regiments, so wie der 4pfdgen Batterie Gallus. Der Tag war so schwül und der Marsch so anstrengend, daß schon bei Lhota-Stankowa ein einstündiger Halt gemacht werden mußte, und dennoch viele Erschöpfte nicht weiter konnten.

Feindliche Kavalleriepatrouillen zeigten sich in Front und Flanken, sie zogen sich aber wieder zurück. Zur Linken jenseits des felsigen Bergrückens hörte man von 4 Uhr ab anhaltendes Feuer der Division Tümpling. Dasselbe näherte sich Gitschin und hatte so weit Vorsprung, daß sich Werder kaum mehr die Hoffnung machte, dem Feind in Rücken und Flanke zu kommen.

Da meldete der Hauptmann v. Reibnitz (Jäger-Bataillon) vom Dabulkaberge, daß er mit dem Fernrohr zwischen Lochow und Wohawec eine Kavallerie-Brigade und blinkende Bajonette bemerke. Werder eilte hin, aber weder er noch einer vom Stabe konnte bei der großen Entfernung etwas erkennen. Die Avantgarde erhielt aber beim Heraustreten aus Woharitz plötzlich Granaten von einer bisher unbemerkt gebliebenen feindlichen Batterie vor Ober-Lochow. Der Division Werder war doch noch beschieden, an diesem 29. Juni ein ruhmvolles und erfolgreiches Gefecht zu bestehen.

Gefecht bei Gitschin.

Die Stellung, welche der Feind, dessen Stärke man noch nicht kannte, auf dem Plateau zwischen Ober-Lochow und Wohawec eingenommen, war eine überaus starke; das Plateau fiel steil ab und war schwer zu ersteigen, die Höhen selbst boten äußerst günstige Geschützaufstellungen. Von hier aus konnte der Feind die Umgebungen der Straße von Woharitz und die tief gelegene Gegend von Wostrutschno und Brzina beherrschen. Der Grund zwischen Woharitz und Lochow ist mit Holz bestanden. Es bleibt nur eine Lücke von wenigen Hundert Schritt an der Chaussee zum Debouchiren. Der Prochnower Felsrücken verbietet eine Bewegung gegen die rechte feindliche Flanke.

In dieser sehr vortheilhaften Stellung standen die Brigade Ringelsheim mit den Regimentern Hannover und Württemberg und dem 26. Jäger-Bataillon und von der Brigade Abele das Regiment Ramming und das 22. Jäger-Bataillon; ferner das Regiment Nikolaus-Husaren und 3 Eskadrons des 3. sächsischen Reiter-Regiments, sowie zwei 4pfdge Batterien. Außerdem hatte von der Brigade Abele das Regiment Khevenhüller den Prochnover Felsrücken besetzt. Die Oesterreicher standen also in guter Position mit 10 000 Mann, 16 Geschützen und 2 Kavallerie-Regimentern. Die Division Werder zählte 12 000 Mann, 24 Geschütze und 1 Kavallerie-Regiment. Von den preußischen Truppen kamen aber etwa nur die Hälfte zur Verwendung.

Werder gab nun zunächst der Avantgarde den Befehl, durch die Infanterie die zu beiden Seiten der Chaussee liegenden Waldstücke absuchen und besetzen zu lassen, bis der Aufmarsch des Gros bei Woharitz erfolgt sei. Aber der Eifer der einzelnen Theile der Avantgarde ließ sie unaufhaltsam vorrücken und kam diese dadurch in gefährliche Lage. Zunächst zogen sich die beiden Jäger-Kompagnien nach rechts und besetzten die Annenkuppe. Zwei Kompagnien des linken Flügels kamen bis an Ober-Lochow, Bataillon Malotki bis an Unter-Lochow heran. So waren die acht Kompagnien der Avantgarde in der ersten Stunde auf eine Entfernung von über 2000 Schritt vertheilt und erlitten nicht unerhebliche Verluste. Batterie Gallus und später Ekensteen fuhren östlich Woharitz an der Chaussee auf und vertrieben zunächst eine vor Ober-Lochow vorgeschobene feindliche Batterie, die sich an die auf der Höhe östlich Ober-Lochow stehende starke feindliche Batterie anschloß. Gegen diese überlegene Artillerie konnten auf so weite Entfernung die diesseitigen Batterien nicht wirken. Hauptmann Gallus nahm daher 1300 Schritt vorwärts, an einer Waldecke, die seine Batterie gegen die überlegene feindliche Artillerie deckte, eine Aufstellung,

und beschoß die auf dem Plateau sichtbaren feindlichen Kolonnen, um der bei Lochow befindlichen Avantgarde Luft zu machen. Batterie Ekensteen ging gleichfalls vorwärts an die Annenkuppe, woselbst auch Batterie Dewitz den Kampf gegen die feindliche Artillerie aufnahm.

Werder war nach Unter-Lochow geeilt, welches die Avantgarde in Besitz genommen hatte. Er überzeugte sich hier, daß die starke Stellung auf dem Plateau südlich Ober-Lochow in der Front nicht oder nur mit größten Verlusten zu forciren sein würde. Er beschloß daher gegen 7 Uhr Abends, den Feind in der Front zu beschäftigen, Unter-Lochow zu behaupten, dagegen den Hauptstoß über Wostrutschno und Wohawec gegen die feindliche linke Flanke zu führen und so zugleich seine Rückzugsstraße auf Gitschin zu bedrohen. Dazu war aber nothwendig, die Avantgarde zu verstärken, und er dirigirte das 1. Bataillon 42. und 2. Bataillon Königs-Regiments auf Lochow; den General Januschowsky beauftragte er, mit dem 1. und Füsilier-Bataillon Königs-Regiments und dem 2. Bataillon 42. Regiments auf Wostrutschno abzumarschiren. Die Brigade Winterfeld sollte nach ihrem Aufmarsch bei Woharitz dem General Januschowsky folgen. Die 6. Brigade kam aber erst um 8 Uhr zum Aufmarsch.

Inzwischen hatten die in Unter-Lochow kämpfenden Füsilier-Kompagnien einen harten Stand, der Feind versuchte das Dorf wieder zu nehmen. Es folgten Stöße und Gegenstöße, bis Werder, der gegenwärtig, befahl, sich auf die reine Defensive und das Halten des Dorfes zu beschränken. Die südlich Unter-Lochow im Gefecht befindlichen Kompagnien hatten ein ebenfalls verlustreiches Feuergefecht zu bestehen, bis es ihnen gelang, den Wiesengrund zu überschreiten und sich am Rande des Plateaus einzunisten, von wo sie einzelne Kavallerieangriffe abwiesen.

Dagegen mußte der äußerste linke Flügel der Uebermacht einer von Ober-Lochow her unternommenen Offensive weichen. In diesem sehr kritischen Moment, gegen 8 Uhr, kam aber auch bereits die Wirkung der von Werder angeordneten Umgehung des feindlichen linken Flügels zum Ausdruck. Das 1. und Füsilier-Bataillon Königs-Regiments hatten Wostrutschno passirt und sich auf Wohawec und südlich um das Dorf gegen die Chaussee gewendet. Batterie Dewitz begleitete diese Umgehung. Die Jäger-Kompagnie Reibnitz hatte von der Annenkuppe her den Damm, der über die Wiese führt, erreicht, hatte sich in den nach Ober-Lochow führenden Hohlweg gewendet, hatte hier den Angriff der sächsischen Reiter durch ihr wohlgezieltes Feuer abgewiesen, wurde nun aber vom österreichischen 26. Jäger-Bataillon plötzlich in der linken Flanke gefaßt, aus dem Hohlweg, in dem die Kompagnie sich nicht entwickeln konnte, hinausgeworfen, sie nahm aber in der Niederung sofort Stellung und warf durch ihr intensives Feuer auf nahe Entfernung die österreichischen Jäger

wieder zurück. In kaum einer halben Minute, in welcher die Jäger zwei bis drei Patronen verfeuerten, erlitt der Feind schwere Verluste.

Das 1. und Füsilier-Bataillon Königs-Regiments gingen trotz des heftigen Feuers vom Plateaurande und aus Wohawec unaufhaltsam, wiederholt im Laufschritt vor, obgleich die Mannschaften der Erschöpfung nahe waren. 1 Offizier und 4 Mann erlagen den Anstrengungen und fielen todt nieder. Nun begann aber auch die Heftigkeit des Gewehrfeuers auf dem Plateau nachzulassen und die Dämmerung einzutreten.

Aber auch bei der Avantgarde fing die Situation an, namentlich durch die Tapferkeit des zur Verstärkung zuerst angelangten 2. Bataillons Königs-Regiments, sich günstiger zu gestalten. Erst unter Führung des Majors von der Osten und nach dessen Verwundung unter Hauptmann v. Kaiserlingk kämpfte das Bataillon mit großer Zähigkeit, und es gelang ihm schließlich, den Plateaurand zu erreichen, wo es mehr Schutz gegen das intensive Feuer des Feindes fand. Jetzt zeigte der Feind drei Kolonnen, mit denen er zum Angriff vorging. Das Bataillon Kaiserlingk wies den Angriff glänzend ab, worauf dasselbe zur Offensive vorging, das Plateau erstieg und die Richtung auf Wohawec nahm. Aber wegen Erschöpfung der Leute konnte das tapfere Bataillon den Feind nur noch mit Feuer verfolgen.

Werder, der sich fortgesetzt an der gefährdeten Stelle bei Unter-Lochow befunden, hatte, als der linke Flügel geworfen worden, von der Brigade Winterfeld durch 6 Kompagnien der Regimenter 14 und 54 die Waldparzelle am Abhange vor Woharitz, auf dem die Batterie Gallus stand, besetzen lassen und den Abmarsch der 6. Brigade auf Wostrutschno inhibirt; denn durch das Zurückgehen der beiden Flügel-Kompagnien und durch das Vorschreiten des feindlichen Feuers auf dem linken Flügel in dem unübersichtlichen Terrain ließ sich noch nicht übersehen, ob nicht ein feindlicher Angriff aus dem Walde auf Woharitz erfolgen werde. Als nun aber, wie wir gesehen haben, der Hauptmann v. Kaiserlingk die Vorwärtsbewegung der Avantgarde wieder in Fluß gebracht, auch General Januschowsky sichtliche Fortschritte machte, ließ Werder die Brigade Winterfeld tambour battant zu beiden Seiten der Chaussee vorgehen. Der Feind wich bereits überall bei Einbruch der Dunkelheit auf Gitschin zurück. Um 9 Uhr hörte das Gefecht auf. Die Division Werder sammelte sich bei Wohawec, welches in hellen Flammen stand.

Werder durfte mit den Erfolgen des Tages zufrieden sein. Die Tapferkeit der Truppen und ihrer Führer ließ ihn die taktischen Fehler, die in diesem ersten größeren Gefecht nach seiner Ansicht gemacht worden, vergessen. Er äußerte sich in einem Briefe in die Heimath über das Gefecht:

„Bei Gitschin haben wir Alle ein rasendes Glück gehabt, es konnte uns recht schlecht gehen. Wir haben Alle, ich nicht ausgenommen, viele Fehler gemacht, — der liebe Gott wollte platterdings, daß wir siegen sollten. Unsere Schuldigkeit aber haben wir Alle gethan, so weit sie darin besteht, nach bestem Wissen und Gewissen die Sache anzufassen und durchzuführen. Der König hat sich wiederholt sehr anerkennend gegen mich ausgesprochen. Mein Versuch, das Verdienst von mir abzulehnen und den tapferen Truppen zuzuwenden, half Nichts. „Die Truppen müssen doch geführt werden", meinte er. Ich wußte nichts Besseres zu thun, als die mir dargereichte Hand zu küssen. — Die Ehre des Tages gebührt dem Füsilier-Bataillon 42, der 2. Kompagnie des 2. Bataillons 14. Regiments (Stegmann) und dem Königs-Regiment, das die Entscheidung gab. Auch die Jäger-Kompagnie Reibnitz hat wesentlich mitgewirkt, sowie endlich die gezogenen Batterien, von denen die des Hauptmann Gallus sich vorzüglich hervorgethan. Das ist überhaupt ein tüchtiger, ein ganzer Mann.*) Crüger mit der nicht gezogenen 12pfündigen Batterie kam nicht zur Geltung, ungeachtet seines regen Eifers, weil sie nicht weit genug reicht. Die anderen beiden Batterien waren sehr wirksam."

Die Truppen waren zwar auf das Aeußerste ermüdet, aber in gehobener Stimmung. Der kommandirende General v. Schmidt, welcher während des ganzen Gefechts bei der Division anwesend gewesen, wollte die erschöpften Truppen nicht noch einem Nachtkampf um Gitschin aussetzen, aber bei Wohawec befand sich kein Wasser, und das Dorf brannte. Dagegen verhieß die Karte vor Gitschin einen Teich, und es wurde beschlossen, bis Gitschin vorzurücken. Die Eskadron Knobelsdorff nahm die Tete, ihr schlossen sich das Generalkommando und der Divisionsstab an, und die Vorwärtsbewegung wurde in der Dunkelheit vor 10 Uhr begonnen.

Aus einem an der Straße, etwa 2000 Schritt vor Gitschin, liegenden Wirthshause erhielt jedoch die Tete Salvenfeuer. Das Füsilier-Bataillon Stölting vom Königs-Regiment und das 2. Bataillon Voß vom 54. Regiment wurden vorgenommen. Das erstere Bataillon passirte das Wirthshaus, erhielt aber nun Feuer von stärkeren feindlichen Trupps, die von Holin herkamen, in Flanke und Rücken. Es waren abgekommene Abtheilungen des Regiments Gyulai, welche schließlich gefangen genommen wurden. Der Marsch war aber dadurch aufgehalten worden, so daß die Tete die ersten Häuser von Gitschin erst um 10½ Uhr erreichte. Hier und in den Kornfeldern wurden weitere Versprengte gefangen, und da durch eine in die Stadt gesandte Patrouille festgestellt worden, daß dieselbe vom Feind

*) Erhielt für den Feldzug 1866 den Orden pour le mérite.

verlassen sei, so rückte das Bataillon Stölting mit einigen Kompagnien bis in die breite Jesuitengasse, um sich weiter zu orientiren. Nach Aussage eines zurückgebliebenen österreichischen Arztes war die Stadt unbesetzt. Werder befahl daher dem Bataillon Stölting, die Stadt zu besetzen, das Bataillon Voß sollte jenseits Vorposten aussetzen und die Division vor der Stadt hinter dem Teich biwakiren. In der That war auch die Stadt unbesetzt gewesen, alle Truppen der Brigade Ringelsheim waren ohne Aufenthalt durchgezogen, da sich aber noch das österreichische Generalkommando zur Ausfertigung der Befehle in der Stadt befand, hatte die sächsische Leibbrigade Befehl erhalten, die Stadt vorläufig noch zu besetzen. Das Tetenbataillon war durch das Horitzer Thor ziemlich gleichzeitig mit dem von der anderen Seite kommenden Bataillon Stölting eingerückt, und so kam es, daß, als Lieutenant v. Tresckow, welcher von der Westseite beim Kriminalgericht in die Stadt gedrungen und Lieutenant Bollmann, der durch die Herrengasse vorging, den Markt erreichten, hier gerade das sächsische Bataillon aufmarschirte und beide preußischen Abtheilungen mit Feuer empfing.

„Nunmehr gab Major v. Stölting,*) der bereits vorher der 10. Kompagnie befohlen hatte, die zum Markt führende Straße abzusuchen,**) dem Hauptmann v. Harder den Auftrag, vorzugehen. Derselbe drang gegen den Markt vor, gefolgt von der 11., bald auch von der 9. Kompagnie, während die 12. den Befehl erhielt, auf dem Damm am Eingang zur Stadt stehen zu bleiben, da sich jenseits des nördlich des ersteren liegenden Teiches ein lebhaftes Gewehrfeuer hören ließ.

Die 12. Kompagnie führte Hauptmann Graf Schlippenbach aus eigenem Entschluß bald nach, da er durch das Eintreffen des Bataillons v. Voß am Damm denselben gesichert wußte. — Hauptmann Graf Schlippenbach erhielt, bei dem Gasthof zur Stadt Hamburg angekommen, bei welchem die 9. und 11. Kompagnie auf Befehl des Bataillonskommandeurs Halt gemacht hatten, vom Major v. Stölting den Befehl, eine Seitenstraße rechts zum Markt einzuschlagen, um hierdurch die rechte Flanke des Bataillons zu sichern. Hauptmann v. Harder war indessen bis in die Nähe des Marktes vorgedrungen, als plötzlich von dorther auf ihn gefeuert wurde. Zur selben Zeit fielen auch aus den Häusern an der Straße Schüsse, welche einzelne Leute verführten, sie zu erwidern. Es schlugen Kugeln in den hinteren Theil der Kolonne ein, welche über die Köpfe der Tete hinweggegangen waren. Hierdurch

*) Geschichte des Königlich Preußischen Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. von C. v. Zepelin, Hauptmann und Kompagniechef, S. 29.

**) In derselben wurden viele Gefangene gemacht. Die Straße war dunkel. Daher befahl Hauptmann v. Harder, die Fenster zu erleuchten.

wurden die hinteren Sektionen verleitet, das Feuer ihrerseits über die Kolonne hinweg zu erwidern. Ein fürchterliches Getümmel beginnt. Generallieutenant v. Werder, welcher dem Bataillon in die Stadt gefolgt ist, setzt sich an die Spitze, die Tambours schlagen Sturmmarsch, aber Kommando und Eingreifen sind ohnmächtig in diesem Getöse.

Das Bataillon von Voß war der 12. Kompagnie unmittelbar gefolgt, und wurde hierdurch die Verwirrung noch vermehrt.

Feuernd wichen die Füsiliere bis zur Cidlinabrücke zurück, der Herr Divisionskommandeur befahl hier dem Major v. Stölting, nochmals vorzugehen, um den in der Stadt zurückgebliebenen Versprengten Gelegenheit zu geben, diese zu verlassen.

Noch einmal geht es vorwärts.

Die Zurückgebliebenen schließen sich dem Bataillon an, das, von allen Seiten beschossen, alsdann aus der Stadt hinausgeführt wird und an der Gabelung der Straßen nach Sobotka und Turnau eine vorläufige Aufstellung nimmt."

Jenes Feuer, welches man von nördlich des Teichs her gehört hatte, kam von der Straße von Turnau etwa 1000 Schritt in der linken Flanke der Division und erweckte in Werder die Besorgniß, in der Dunkelheit mit Truppen der 5. Division in Berührung zu kommen. Durch Signale wurden zunächst Erkennungszeichen gegeben, Werder aber, nur von einer Ordonnanz begleitet, sprengte rasch durch die Kornfelder hinüber, um das Feuer zu hemmen. Er traf auch bald das 1. Bataillon 18. Regiments, an der Tete einer Kolonne. Jene Schüsse waren gegen ein Bataillon Khevenhüller gerichtet, welches, abgekommen, in einen Sumpf gerathen und gefangen genommen worden war. Werder jagte zurück, die vielen Oesterreicher, welche sich in den Feldern ihm gefangen geben wollten, unbeachtet lassend, und traf in Gitschin ein, als eben das Bataillon Stölting im Vorrücken begriffen war.

In dem von seinem Bruder Albert geführten Familienbuch hat Werder eigenhändig Folgendes eingetragen:

„Ich bedauere jetzt, daß Gitschin auf meinen Befehl geräumt wurde. Jedoch die Verwirrung (in den engen Straßen der Stadt, noch dazu bei Nacht) und die Unkenntniß von den Gefechtsverhältnissen, sowie die Unbekanntschaft mit den Lokalitäten waren vollständig, die Truppen auf das Aeußerste ermüdet.

Ueberdies war der Einmarsch in die Stadt, welchen der kommandirende General verboten hatte, von Letzterem nur auf die seitens des Bataillonskommandeurs, Major v. Stölting, mir zugegangene Meldung, daß der Ort vom Feinde geräumt sei, genehmigt worden.

Dies war zur Zeit der Meldung auch richtig. Als ich in der Stadt eintraf, hatte sich aber die Situation geändert. Wie man jetzt weiß, waren die Oesterreicher fort, die Sachsen inzwischen eingerückt. Meine Spitzen trafen in der Stadt auf ihn und unterhandelten mit ihm. Dann gab es allseitiges Feuer. Meine Füsiliere wichen momentan, gingen aber auf meine Anrede wieder vor, Tambour battant.

Mein Zweck, Degagirung anderer Abtheilungen durch erneutes Vorgehen, war erreicht. Daher befahl ich ausdrücklich den Rückzug, um die Erfolge des Tages nicht zu alteriren. Eine Umgehung des Orts war wegen Ermüdung der Leute unthunlich, daher wurde Nachts um 1½ Uhr das Biwak bezogen. Wären wir im Ort geblieben und noch weiter vorgegangen, so hätten wir den Train im Sack gehabt. Schade!"

Wenn dieses eigentlich nicht beabsichtigte Nachtgefecht dem Bataillon Stölting 25 bis 30 Mann, dem Bataillon Voß 1 Offizier und 3 Mann kostete, so war es doch von ungeahnten, weittragenden Folgen. Seite 288 III der Streffleurschen Zeitschrift von 1866 wird gesagt:

„Während das Korpskommando in Gitschin die weiteren Anordnungen für den Rückzug zu treffen im Begriff stand, war eine preußische Abtheilung auf einem unbewacht gebliebenen Eingang daselbst eingedrungen. Als dadurch das Korpsquartier im höchsten Grade gefährdet wurde, sah man sich erst veranlaßt, dasselbe außerhalb des nach Miletin führenden Thores zu verlegen, um die Befehle an die Truppen noch ausfertigen zu können.

Der bedauernswerthe Vorfall des Eindringens der Preußen in Gitschin wirkte indeß in mehrfacher Richtung verhängnißvoll auf die Folgen des Tages; er erschwerte auf das Aeußerste die Expedition der Befehle, welche den meisten Truppen gar nicht mehr zukamen, er erzeugte eine Unsicherheit bei vielen Kommandanten, welche die Mitte der Schlachtlinie zersprengt glauben mußten und nur nach eigener Eingebung, theilweise ohne die Ankunft der noch nicht eingerückten Abtheilungen abzuwarten, den Rückmarsch antraten; er machte es endlich unmöglich, die südwärts von Gitschin stehenden Truppen auf die Straße von Miletin zu ziehen, und mußten selbe auf die Straße nach Horic zurückgenommen werden, wobei die Aufsuchung der Uebergänge über den Cidlinabach in der finstern Nacht manche Verzögerung und Unordnung hervorbrachte. Ungeachtet der bedeutenden Ueberlegenheit des Feindes*) war die Aufstellung der Verbündeten nirgends forcirt worden, der Rückzug aus der

*) Es kämpften bei Gitschin die preußische 3. und 5. Division gegen das österreichische 1. Armeekorps und gegen das sächsische Armeekorps.

Stellung begann in guter Ordnung, und erst die nachtheiligen Rückzugsverhältnisse, vor Allem das überraschende Eindringen der Preußen in Gitschin und die eingetretene Nacht störten einigermaßen in manchen Truppenkörpern die Ordnung."

Die Verluste der Division Werder betrugen am 29. Juni 28 Offiziere, 472 Mann und 1 Geschütz der Batterie Gallus, welches gesprungen war. Der Verlust des Feindes betrug mehr wie das Dreifache. Die Division lieferte allein an Gefangenen 21 Offiziere, 1488 Mann am folgenden Tage in Turnau ab. Die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehrs hatte sich klar herausgestellt und gab den Truppen ein Selbstvertrauen, das die größten Erfolge hoffen ließ.

Werder hatte einen klaren Blick für die Leistungen seiner Truppen, und seine eigenen Verdienste war er viel zu bescheiden, besonders hervorzuheben. Er bedauerte, nicht mehr geleistet zu haben, und war ein Feind jeder Reklame. Er spricht sich hierüber in einem Briefe vom August 1866 aus:

„In einem Deiner Briefe bedauerst Du, daß von der 3. Division in den Zeitungen so wenig zu hören ist. Mir ist das ganz lieb. Diese Mittheilungen sind zum großen Theil sehr ungenau und laufen mitunter auf Uebertreibungen hinaus; sogar erweisen sie sich als reine Tartarennachrichten, wie z. B. daß ein Unteroffizier vom Husaren-Regiment mit einigen Husaren persönlich über 300 Gefangene gemacht habe. Alles Unsinn und wenn es wahr wäre, brauchte es immer noch keine Heldenthat zu sein. Hätte ich bei Gitschin Zeit gehabt, so würde ich ganz allein auch einige Hundert Gefangene haben machen können. Sie lagen im Kornfelde, streckten die Hände in die Höhe und riefen pardon! pardon! Einige Offiziere kamen an mich heran, sich zu ergeben. Ich verwies sie auf die Zukunft. Hätte ich nur ein paar Ordonnanzen bei mir gehabt, so schleppte ich sie fort. So aber überließ ich sie Anderen; wahrscheinlich sind sie der 5. Division Tümpling in die Hände gefallen. Entkommen konnten sie ja keinenfalls. Wollte man aus jeder Mücke einen Elephanten machen, so gäbe es für Viele Stoff genug. Das ist aber eines ordentlichen Soldaten unwürdig und stimmt auch wirklich nicht mit dem überein, was die 3. Division in Wahrheit gethan. Es ist blutwenig. Daß wir nicht Gelegenheit gehabt, mehr zu thun, gleich anderen, ist, was mich betrübt. Der Feldzug war zu kurz."

Für den 30. Juni war der Abmarsch der Division aus dem Biwak auf 3 Uhr Nachmittags festgesetzt. Die Truppen konnten abkochen, da die Proviantkolonnen herankamen, und bei der Division schon seit einiger Zeit, wie bei anderen Truppen, der Modus eingeführt war, das requirirte Vieh

in geschlachtetem Zustande für einen Tag auf den Verpflegungswagen mitzuführen. Das gelieferte Brot war leider ungenießbar. Die Bewegung der Armee war eine zu schnelle gewesen, und in Ermangelung einer Eisenbahn war der Transport des Brotes auf dem Wagen ein zu langsamer.

Durch das Biwak der Division marschirten den ganzen 30. Juni Truppen. Da dieselben ihre Wagenkolonnen mitführten, dauerte das Durchpassiren den ganzen Tag bis in die Nacht hinein, so daß aus dem Abmarsch der Division Werder Nichts wurde und sie blieb auch die Nacht zum 1. Juli im Biwak. Werder nahm Quartier in Holin.

Am 1. Juli um 9 Uhr Morgens kam der Befehl, die Division solle in enge Kantonnirungen südwestlich Gitschin rücken. Unterwegs aber kam Gegenbefehl, die Division solle um 3 Uhr Nachmittags bei Cejkowitz zum Abmarsch bereit stehen. So ging die Zeit zum Abkochen für die meisten Truppen verloren. Das 2. Bataillon Königs-Regiments verblieb in Gitschin zur Bewachung des großen Hauptquartiers, da Se. Majestät an diesem Tage in Gitschin eintraf.

Nachmittags war ein heftiges Gewitter, welches die Lehmwege so aufweichte, daß die Division einen sehr beschwerlichen Marsch hatte und erst in der Zeit von Mitternacht bis Morgens 3 Uhr in den zu erreichenden Biwaks bei Domaslowitz, Neu-Smokowitz und Aujezd-Sylvar eintraf. Die ohne Nahrung gebliebenen Leute konnten nur mit der äußersten Anstrengung den befohlenen Marsch von drei Meilen ausführen. Werder nahm während des 2. Juli Quartier in Aujezd; die Truppen biwakirten, die Vorposten standen unter Befehl des Oberstlieutenants v. Buddenbrock bei Liskowitz. Die Verpflegung außer Brot wurde von den Kolonnen geliefert. Die Requisitionen ergaben kein Resultat, weil die ganze I. Armee auf engem Raume konzentrirt war. Daß eine große Schlacht bevorstand, wußte man, die Oesterreicher standen hinter der Bistritz, ihr gegenüber die Heersäulen des Generals Herwarth, des Prinzen Friedrich Karl und des Kronprinzen. Die Thaten des 5. Armeekorps Steinmetz waren in Aller Munde. Der König war bei der Armee eingetroffen, Seine Proklamation wurde mit lautem Hurrah begrüßt; und von dem bestem Geiste beseelt sahen die preußischen Truppen dem großen Tage entgegen, welcher die Entscheidung bringen sollte.

Königgrätz.

Der österreichische Oberbefehlshaber hatte zwischen der Bistritz und der Elbe seine Armee, 7 Armeekorps und 5 Kavallerie-Divisionen, versammelt und hatte sich entschlossen, am 3. Juli die Schlacht anzunehmen.

Bei der preußischen Heeresleitung erfuhr man erst am 2. Juli Abends, daß nicht bloß die bereits im Kampf gewesenen vier österreichischen Korps,

sondern die ganze Armee auf dem linken Elb-Ufer anwesend sei. Se. Majestät befahl nunmehr den Angriff der 1. Armee auf die Front, während Herwarth den österreichischen linken Flügel, der Kronprinz aber den rechten Flügel umfassen sollten. Man wollte mit einem Schlage die feindliche Macht zertrümmern, und es gelang über Erwarten!

Prinz Friedrich Karl beschloß, zunächst sich um Sadowa an der Bistritz festzusetzen und so viel feindliche Kräfte wie möglich auf sich zu ziehen, um den Flügel-Armeen Zeit zum Herankommen und Eingreifen zu geben.

Für die Division Werder war der Befehl eingegangen, sie solle am 3. Juli, Morgens 2 Uhr, bei Psanek stehen. Sie marschirte nach Mitternacht ab, erreichte aber erst um 3¾ Uhr Morgens den Ostausgang von Petrowitz. Die Schwierigkeit bei Nacht, in der Kürze der Zeit geeignete, deutschredende Führer zu finden, hatte das Einschlagen theilweise sehr schlechter Wege veranlaßt, die durch den Regen stark aufgeweicht waren. Unter Beobachtung durch feindliche Husarenpatrouillen marschirte die Division südlich Petrowitz auf, Psanek durch 2 Jäger-Kompagnien besetzend.

Um 7 Uhr Morgens wurde Werder der mündliche Befehl des Generalkommandos überbracht, daß, während die 4. Division über Dub auf Sadowa marschiren würde, die 3. Division rechts der Sadowaer Chaussee gegen die Bistritz avanciren solle, ohne das Wasser vorläufig zu überschreiten.

Werder rückte mit der aus dem Füsilier-Bataillon 42. Regiments, dem Füsilier-Bataillon 54. Regiments, zwei Jäger-Kompagnien und einer Eskadron gebildeten Avantgarde über Lhota vor. Gegen 8 Uhr erhielt die Avantgarde östlich des Ortes die ersten Granaten. Während Werder die Avantgarde gedeckt aufstellte, ließ er die Batterien Gallus, Ekensteen und Dewitz zwischen Mzan und Zavadilka auffahren, im Anschluß an die Batterien der 4. Division, welche hinter Mzan und Dub standen. So wurde der Geschützkampf gegen die zu beiden Seiten des hochgelegenen, durch seine weiße Kirche markirten Dorfes Dohalicka placirten feindlichen Batterien der Brigaden Knebel und Wimpfen aufgenommen. Die 5. Brigade marschirte vorwärts Zavadilka auf, die Bataillone hinter Terrainwellen Deckung suchend. Die 6. Brigade formirte sich am Walde, in dem auf einer mit niedrigen Büschen bewachsenen Stelle die Batterie Crüger versuchte, an dem Geschützkampf theilzunehmen. Sie erlitt aber Verluste, ohne den Feind mit den glatten Geschützen erreichen zu können.

Der bis 10 Uhr fortgesetzte Geschützkampf schien ziemlich wirkungslos, da er auf eine Entfernung von etwa 3000 Schritt geführt wurde. Die feindliche Artillerie verhinderte jedoch jede Vorwärtsbewegung der Infanterie. Gegen 10 Uhr wurde das Feuer schwächer, und schien die feindliche Artillerie

abzuziehen. Lieutenant v. Zitzewitz, den Werder nach Mzan geschickt, kam mit der Meldung zurück, die 4. Division rücke weiter gegen Sadowa vor.

Nun ließ Werder die Division ebenfalls vorrücken, ihr im Allgemeinen den hohen Schornstein der Zuckerfabrik bei Sadowa als Richtungspunkt angebend. Die 6. Brigade erhielt aber Flankenfeuer aus Mokrovous und erkannte, daß auch Dohalicka besetzt sei. Der Angriff auf beide Dörfer erfolgte ohne Zögern; an der Bistritz angelangt, sprangen die Offiziere ins Wasser, der Fluß wurde mit Mühe durchschritten, und nach kurzem Gefecht war das 54. Regiment im Besitz von Mokrovous, das 14. von Dohalicka, in beiden Dörfern Gefangene machend.

Mit dem Ueberschreiten der Bistritz, etwa um 10½ Uhr Morgens, befand sich die Division Werder nun aber der Hauptstellung des Feindes auf der Höhe von Lipa bis Langenhof gegenüber, und kaum war die österreichische Infanterie verschwunden, so wurde Dohalicka von einem Hagel von Granaten überschüttet, so daß bald erhebliche Verluste entstanden. Die Tirailleurs der Bataillone Wittgenstein vom 14. und Wedel vom 54. Regiment drängten instinktmäßig in großer Zahl auf die Ebene gegen die feindliche Artillerie vorwärts, Soutiens folgten, aber das Feuer zwang sie schließlich, Schutz in Mokrovous zu suchen. Auch das Füsilier-Bataillon Pestel vom 54. Regiment versuchte, aus Mokrovous vorwärts zu kommen, mußte aber den Versuch nach wenigen Schritten aufgeben.

Werder untersagte alle ferneren Einzelversuche der Truppen, über die Dorflinie vorzugehen. Die Division hatte zunächst nur die Aufgabe gehabt, bis an die Bistritz vorzugehen. Dieselbe war erreicht, und die Dorflinie bot für einen etwaigen Vorstoß des Feindes eine gute Vertheidigung. Die 5. Infanterie-Brigade war ebenfalls hinter Dohalicka aufgestellt, hinter der Ziegelei und in den Lehmgruben Schutz gegen das heftige Artilleriefeuer suchend. Zum Schutz des rechten Flügels war Johanneshof mit 2 Jäger-Kompagnien besetzt worden. Werder hatte seinen Generalstabsoffizier Major Quistorp abgeschickt, um die Verbindung mit der Elb-Armee aufzusuchen.

Die Artillerie der Division ins Feuer zu bringen, war wegen mangelnder Uebergänge über die Bistritz schwierig. Hauptmann Gallus fand endlich auf dem äußersten linken Flügel bei Unter-Dohalitz eine Brücke. Er ging mit seiner Batterie über, ihm folgte Hauptmann Crüger. Beide Batterien fuhren nördlich Dohalicka auf und eröffneten das Feuer gegen die überlegene österreichische Artillerie. Hauptmann Crüger konnte aber mit seinen glatten Geschützen den Feind wieder nicht erreichen, deshalb gestattete Werder, daß Krüger unter Deckung zweier Kompagnien des 54. Regiments versuchte, eine Aufstellung etwa 500 Schritt weiter vorwärts zu nehmen. Er selbst und der Oberst Puttkamer von der Artillerie be-

gleiteten dieses gewagte Vorgehen, aber nach kurzer Zeit überzeugte er sich, daß die Batterie und die Mannschaften in dem überlegenen Geschützfeuer nutzlos geopfert werden würden, und er nahm daher die Batterie in die Dorflinie zurück.

Wenn nun nach und nach bei Unter-Dohalicka 40 bis 50 preußische Geschütze sich vereinigten, so war der Kampf gegen die österreichische viel zahlreichere Artillerie doch ein sehr ungleicher. Trotzdem hielt die tapfere preußische Artillerie wacker aus bis zum Ende. Batterie Gallus mußte zwei Mal die Munition ersetzen und gab das vortrefflichste Beispiel. Die beiden anderen gezogenen Batterien der Division ließ Werder immer noch hinter der Bistritz, woselbst sie auf Veranlassung des Abtheilungs-Kommandeurs eine Reservestellung genommen hatten. Es wäre jetzt wohl der Moment gewesen, sie über Unter-Dohalitz vorholen zu lassen, zumal Werder die Befürchtung aussprach, die Artillerie werde des feindlichen Feuers am Ende doch nicht Herr werden.

Die Infanterie der Division befand sich in der peinlichen Lage, während dieses langen, etwa fünfstündigen Geschützkampfes auf vollständige Unthätigkeit verwiesen zu sein und im wirksamsten Geschützfeuer aushalten zu müssen. Glücklicherweise boten die Dörfer einen erheblichen Schutz gegen die feindlichen Geschosse.

Gegen 3 Uhr ließ das Artilleriefeuer in der Front bemerkbar nach und hörte dann ganz auf. Das Eingreifen des Kronprinzen und das siegreiche Fortschreiten der Elb-Armee hatten den Feind zur Aufgabe seiner Stellung gezwungen. Werder ging nun geschlossen vorwärts bis in die Nähe des Forsthauses Bor; das Jäger-Bataillon und die Batterien Gallus und Crüger, sowie das Husaren-Regiment voraus. Letztere Abtheilungen konnten sich noch an den Kavalleriegefechten um Stresetitz betheiligen.

Eine weitere aktive Thätigkeit war der Division Werder in der Schlacht bei Königgrätz nicht beschieden. Sie hatte nur einen verhältnißmäßig geringen Verlust von 7 Offizieren 418 Mann gehabt, dafür aber auch außer einigen Gefangenen keine Trophäen erringen können. Werder war deshalb auch wenig befriedigt. Er schrieb nach Hause:

„Wir haben ein Paar Dörfer mit Sturm genommen, sie waren nicht stark besetzt, und dann fünf Stunden im heftigsten Granatfeuer gestanden, so gut, aber schwach genug gedeckt, wie es eben ging. Allerdings hätten wir Tausende verlieren können, es blieb aber bei 400 bis 500. Wir waren zur Aktion nicht bestimmt. Ein Vorgehen, wie es von einzelnen Abtheilungen versucht wurde, entsprach meiner Ansicht über die allgemeine Gefechtslage nicht und wäre ein unverantwortliches Hinopfern gewesen. Daher hatte ich alle Ausfälle gegen die feindlichen Batterien verboten. Als die Umgehung des Kronprinzen näher rückte,

gingen wir vor, der Feind zog aber so rasch ab, daß wir wenigstens ihn nicht mehr zu erreichen vermochten und die Verfolgung der Kavallerie überlassen mußten."

An seinen Bruder schrieb er:

„Daß ich aber den Granaten nicht erlegen bin, ist fast ein Wunder zu nennen. Bei Königgrätz standen wir, die 3. Division, im tollsten Granatfeuer. Das Schnellfeuer war betäubend, dennoch waren bei mir nur geringe Verluste, etwa 500 Mann. Infanteriefeuer fluscht besser. Bei Gitschin, wo meine Division das Glück hatte, einen weit überlegeneren Feind zu werfen, wo aber Infanteriefeuer vorherrschend war, hat sie viel mehr Leute, namentlich viele Offiziere, verloren. Bei Königgrätz kosteten mir die Paar Ausfälle, die von einigen Führern in ihrem Eifer aus der einigermaßen gedeckten Position gegen die feindlichen Batterien gemacht worden, und das Wegnehmen einiger Dörfer am meisten. Der fünfstündige Aufenthalt des rein passiven Verharrens im Granatfeuer machte mehr einen moralischen Eindruck, der aber glänzend überwunden ist. Meine Leute machten Witze oder sie schliefen, während die Granatsplitter um sie herumwirbelten, wie Erbsen."

Die Nacht nach der Schlacht brachte die Division bei Bor und Problus zu. Von Verpflegung konnte natürlich keine Rede sein, denn die ganze Armee war auf geringem Raum zusammen und die einzelnen Truppen durcheinander gekommen. Es kam nun darauf an, zunächst wieder die Verbände herzustellen und die verschiedenen Heersäulen zur Verfolgung des total geschlagenen Feindes zu formiren. Im Lauf des 4. Juli kamen die Verpflegungs-Kolonnen heran. Abends 9 Uhr konnte die Division Werder den Marsch antreten, weil das Abkochen nicht früher zu bewerkstelligen war. Es traten aber Kreuzungen und Stockungen ein, weil sich Alles erst entwirren mußte, und so brauchte die Division zu einem Marsch von 1½ Meilen über Nechanitz nach Kunciz fast die ganze Nacht, so daß sie erst Morgens das Biwak bei Kunciz beziehen konnte. Auch am 5., auf dem Marsch nach Bela, hörten die Kreuzungen noch nicht auf. Im Biwak bei Bela hatte die Division nach langer Zeit wieder einmal eine ungestörte Nachtruhe, nachdem auch ausreichende Verpflegung aus den Kolonnen und durch Requisitionen zu beschaffen gewesen war. Aber Brot gab es immer noch nicht.

Wenn die Verpflegung überhaupt während des Feldzuges zu wünschen übrig ließ, so waren Werder und sein Stab nicht besser daran. Das Requisitionssystem war der Natur Werders zuwider. Aus einem Briefe des Majors v. Quistorp entnehmen wir folgende Stelle:

„Am 5. Juli wurden Biwaks bei Bela bezogen. Die 4. Division biwakirte auf der Westseite des Dorfes und hatte bereits Requisitions-Kommandos darin, als wir ankamen. Es wurde nun der Anspruch

erhoben, die Beute zu theilen, ein sehr delikater Punkt, bei dem man nicht vorsichtig genug sein kann; die 4. Division behielt denn auch den Löwenantheil, aber die Sache ging freundschaftlich ab. Wir fanden auch einen Offizier vom 8. Kürassier-Regiment, der schon viel aufgebracht hatte. Jetzt konnte er das Geschäft zwar nicht weiter fortsetzen, behielt aber doch, was er hatte. In solchen Fällen war Werder immer sehr zurückhaltend, so herrisch er sich meist gegen seine Untergebenen zeigte. Andere Generale sind viel entschiedener aufgetreten, wenn sie Jemanden in ihrem Belegungsbezirk antrafen.

In Bela trat der Höhepunkt des schon längst andauernden Mangels an Leibespflege ein. Unsere Küchenmeister, die beiden Adjutanten, hatten Recht, wenn sie Mittags bei dem in österreichischem Feldkessel aufgetragenen Kuhfleisch, bei dem Werder plötzlich — trotz seines anspruchslosen Wesens — ein Schauer, wahrscheinlich der Ausbruch einer dauernden Magenverstimmung, übermannte, wenn sie, sage ich, mit geheimnißvoller Miene die Aussichten auf das Abendbrot anpriesen. Wir wurden denn auch Abends mit einem Stück Speck mit Schwarzbrot und zwei Flaschen Champagner regalirt, und Alle, Werder mit eingeschlossen, waren sehr dankbar für diese Zusammenstellung und Leistung. Am andern Morgen fehlte es selbst im Divisionsstabe an Brot, und Alle mußten sich mit schwarzem Kaffee begnügen. Werder hat darüber nie ein Wort verloren, trotzdem er nur allzu geneigt war, jeder Gefühlsregung sofortigen Ausdruck zu geben, aber er litt doch unter dem Mangel. Als ich beim Durchmarsch durch Prelauc an der Elbe ein halbes Brot kaufen konnte und es Werder zeigte, war er sichtlich erfreut über solche Errungenschaft.

Werder hatte jetzt endlich sein Widerstreben überwunden und regelmäßige Requisitionen angeordnet."

Am 7. Juli überschritt die Division bei Prelauc die Elbe und rückte in Kantonnements um Turkowitz, welche bei dem eingetretenen Regenwetter höchst willkommen waren.

Nun ging es in der Richtung nach Mähren vorwärts, da sich die österreichische Armee auf Olmütz zurückgezogen. Bei Saar wurde am 10. Juli die mährische Grenze überschritten. Da sich der vorgehenden Kavallerie aber wieder feindliche Kavallerie gegenüber zeigte, wurde in den nächsten Tagen in Gefechtsbereitschaft, die Division in zwei Kolonnen, weiter marschirt. Man kam in Gegenden, die vom Kriege noch unberührt geblieben. Man fand Mehl und sogar Brot. Es wurden Bäcker-Abtheilungen formirt und selbst Brot gebacken.

Am 13. Juli wurde die Gegend von Eibenschütz erreicht. Der Tag war sehr heiß und der Marsch auf der staubigen Chaussee sehr anstrengend. Die Kranken, welche wegen Entfernung der Lazarethe mitgeführt werden

mußten und den Truppen eine große Last waren, konnten nunmehr in das Lazareth nach Brünn gebracht werden.

Feldzeugmeister Benedek hatte mit seiner Armee Olmütz verlassen und war in der Richtung nach Prerau abgezogen; deshalb machte die Armee eine Linksschwenkung, und die Division Werder wurde über die Thaya auf die Straße nach Nikolsburg dirigirt. Nachdem aber die österreichische Armee nach Ungarn sich gewandt, wurde die Richtung auf Wien genommen. Die Märsche in den heißen Tagen und der Umstand, daß man in das Land der Weinkeller gelangt war, bewirkte, daß wieder viele Leute auf dem Marsche liegen blieben.

Der Weitermarsch wurde auch dadurch erschwert, daß die Karten, mit denen man bis Mähren reichlich versehen war, nun nicht mehr ausreichten. Man wußte beim Abmarsch nicht die Namen der etwa zu belegenden Ortschaften, konnte nur durch Erkundigung bei den wenig umsichtigen Einwohnern den Weg ermitteln und nicht voraussehen, welche abweichenden Linien etwa die einzelnen Truppentheile einschlagen würden. Der wahrscheinliche Fall z. B., daß alle Truppen der Division die Brünn-Wiener Chaussee senkrecht in der Richtung von Falkenstein auf Herren-Baumgarten, was als Marschziel gegeben war, passiren müßten, traf nicht zu; die aufgestellten Adjutanten wurden verfehlt, und die Truppen erhielten nicht die nachträglich angeordnete Dislokation, sondern kamen fast sämmtlich bei Herren-Baumgarten an, wo sie in stockfinsterer Nacht, nach Zurücklegung eines gefährlichen, anstrengenden Bergweges, der mehrere Unglücksfälle herbeiführte, in der Unmöglichkeit, für den Augenblick etwas Weiteres zu thun, im Regen, meist ohne Holz und Stroh, biwakiren mußten.

Solche Zufälle verstimmten Werder aufs Aeußerste, und ließ er leider an manchem Unschuldigen seine üble Laune aus. Am 19. Juli wurde Zistersdorf erreicht. Der Stab kam in ein Wirthshaus, was noch gut versorgt war.

„Der General ergriff die Gelegenheit, um uns drei Adjutanten ein üppiges Diner zu geben, bei welchem er nichts sparte, was in seinem Bereiche war. (Bei Werders Charakter selbstverständlich wurde Alles ebenso bezahlt, wie er überhaupt in Oesterreich nicht eines Kreuzers Werth für sich oder seinen Stab benutzt hat, das nicht voll entschädigt wäre, wiewohl er ein guter Hauswirth war.) Diese freundliche Aufmerksamkeit ist deshalb besonders erwähnens- und anerkennenswerth, weil er kein eigenes Bedürfniß für Wohlleben hatte.“ *)

Am 22. Juli Morgens wurde der Marsch auf Wien plötzlich sistirt, da eine fünftägige Waffenruhe abgeschlossen war. Die Division ging wieder

*) Aus den Notizen des Majors v. Quistorp.

auf Zistersdorf zurück und bezog hier und in der Umgegend weitläufige Kantonnements bei ziemlich mäßiger Verpflegung. Der Waffenruhe folgte am 27. Juli die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien.

Der Feind hatte jeden Widerstand aufgegeben, dafür trat aber nun ein unheimlicherer Feind auf, die Cholera. Schon während der fünftägigen Waffenruhe zeigte sie sich bei der Division und forderte beim 54. Regiment mehrere Opfer. In Zistersdorf wurde ein Lazareth angelegt, da bereits 37 Erkrankungen eingetreten waren. Die Krankheit griff langsam, aber stetig um sich. In Wostitz erkrankten in der Zeit vom 1. bis 3. August vom Füsilier-Bataillon 42. Regiments 36 Mann, von denen nur 9 wieder hergestellt wurden. Quistorp schreibt über diese Verhältnisse:

„Von Zistersdorf an, wo wir vom 23. Juli an nach begonnener Waffenruhe kantonnirten, erfaßte die Cholera auch unsere Division. Bei diesem Anlaß verdient Werder die allergrößte Anerkennung. Nicht bloß wegen der Fürsorge, die sich meist machtlos zeigt, für die Kranken, sondern besonders durch sein persönliches Beispiel. Es ist bekannt, wie die durch das allgemeine Elend niedergedrückte Stimmung der Krankheit stärksten Vorschub leistet, das sich verbreitende Gefühl von Angst Versäumnisse und Härten wachruft. Da zeigte er sich nun voll auf der Höhe der Zeit, besuchte die erreichbaren Kranken, begab sich noch am Morgen vor jedem Ausmarsch in die provisorisch entstandenen Lazarethe, kümmerte sich um die Pflege und hob durch sein frisches fröhliches Auftreten den Muth in einer Weise, daß es den vortrefflichsten Eindruck auf die Truppen hervorbrachte. In dieser Beziehung hätte man sich keine schönere Haltung selbst nur wünschen können."

Der Rückmarsch nach der Elbe wurde nun angetreten, und je weiter man sich von Brünn entfernte, desto weniger neue Erkrankungen kamen vor.

Bis zum 20. August erreichte die Division den Bezirk, der ihr als Standquartier für die Zeit des Waffenstillstandes zugewiesen worden war. Derselbe lag zwischen Elbe, Iser und der sächsischen Grenze. Die Kantonnements dehnten sich von Alt-Bunzlau bis Zwickau und von Benatek bis nach Melnik aus. Werder nahm Quartier in Weißwasser. Die Verpflegung war sehr gut, die Ruhe that den Truppen sichtlich wohl, so daß der Gesundheitszustand bald wieder ein normaler wurde.

Nach abgeschlossenem Frieden rückte die Division nach Görlitz, woselbst Werder am 4. September eintraf. Der Rücktransport in die Heimath begann auf der Eisenbahn über Frankfurt a. O. nach Stettin am 5. September. Werder traf am 8. September in Stettin ein, freudig begrüßt und bekränzt von den Seinigen.

So war denn der Krieg gegen Oesterreich in unerwartet kurzer Zeit beendet und unerwartet glücklich. Der König zog unter großem Jubel der

Bevölkerung in Berlin ein. Er hatte mit seinem tapferen Heere nicht allein den äußeren Feind besiegt, er hatte auch Preußen eine politische Machtstellung errungen, die es berechtigte, die Führung in Deutschland zu übernehmen und alle widerstrebenden Elemente für den großen Gedanken der Einigkeit zu gewinnen.

Am Einzugstage in Berlin, am 10. September, verlieh der König zahlreiche Gnadenbeweise. Werder erhielt den Orden pour le mérite.

„Wir haben Alle, ich nicht ausgenommen, viele Fehler gemacht.“

So hatte Werder nach dem Gefecht von Gitschin geschrieben. An anderer Stelle schrieb er nach Beendigung des Feldzuges aus Weißwasser am 21. August 1866 über die errungenen Erfolge:

> „Ich habe wenig dazu gethan, trotz meines besten Willens, erkenne meine Fehler in Demuth und werde es versuchen, ein anderes Mal besser zu machen. Dazu ist es leider nicht gekommen. Ich wiederhole, es ging zu rasch, unsere Erfahrungen sind gering, die Anwendung der wenigen, die wir gemacht, nicht mehr möglich. Das ists, was mir den ganzen Feldzug unbefriedigend erscheinen läßt.“

Werder war zum ersten Mal, und zwar an der Spitze einer Division, in den Krieg gezogen. Im Kaukasus war er doch nur Zuschauer gewesen. Im Feldzuge 1866 hatte er Gelegenheit, sich als Führer zu erproben, und wie er sein ganzes Leben hindurch an seiner Vervollkommnung arbeitete, so sehen wir ihn nun eifrig bemüht, seine Fehler zu erkennen, um sie in der Zukunft zu vermeiden. Dieser strengen Selbstkritik hatte er es zu verdanken, daß er später Hervorragendes leistete.

Praktisch beanlagt, mit einem zähen Körper, von hohem Pflichtgefühl, dem größten Wohlwollen und der Bereitschaft, stets für seine Untergebenen einzutreten, fern von jeder Eitelkeit, ausgestattet mit der besonderen Gabe, Ansprachen an die Truppen zu halten, besaß er Eigenschaften, welche dem gemeinen Mann und dem jüngeren Theil der Offiziere unbedingtes Vertrauen zu ihrem kleinen General einflößten. Aber ein unbezähmbarer Thätigkeitstrieb und die Neigung, zu sprechen, führten ihn in der Aufregung des Gefechts dazu, überall selbstthätig einzugreifen, viel zu befehlen, und da er sich nicht immer auf sein Gedächtniß verlassen konnte, ließ er oft über Unwesentlichem das Wesentliche unberücksichtigt. Ein seiner wohlwollenden und kameradschaftlichen Gesinnung sonst fremdes herrisches Wesen seiner Umgebung und Untergebenen gegenüber ließen ihn in der Aktion oft ganz unnahbar erscheinen, so daß sich Jeder hütete, sich mit einer Anfrage ihm zu nähern.

Er ritt meist einen großen Goldfuchs mit mächtigen Gängen, so daß seine Umgebung ihm kaum folgen konnte. Bei seiner Neigung, Alles befehlen zu wollen, und bei einer Nervosität, die ihn in Unruhe erhielt, waren Adjutanten und Ordonnanzen stets unterwegs, und da er seinen Generalstabsoffizier in derselben Weise verwendete, befand er sich meist allein, und bei seinem Beschäftigungsbedürfniß griff er in die Details da ein, wo er sich gerade befand. Das war freilich immer die gefährdetste Stelle. Darüber aber verlor er den Ueberblick über die allgemeine Situation und die Verwendung seiner Truppen, und da sein Generalstabsoffizier von ihm fortwährend verschickt wurde, war schließlich Niemand beim Stabe, der über die Truppen Auskunft geben konnte. So entstanden leicht Verwirrung und für die Truppen Unzuträglichkeiten, die bei einer geregelten Befehlsertheilung zu vermeiden gewesen wären.

Das waren für einen Führer große Fehler. Werder erkannte sie aber und war bemüht, sie abzulegen. Mit welchem Erfolge, wird der Krieg 1870/71 zeigen.

Durch die Einverleibung von Hannover, Schleswig-Holstein und Kurhessen in Preußen wurde eine bedeutende Vermehrung der Armee nothwendig, und fürchtete Werder, bei den sich daraus ergebenden Personalveränderungen betroffen zu werden. Er behielt aber die 3. Division, blieb in Stettin, und der Kronprinz wurde wieder, wie vor dem Kriege, sein kommandirender General.

Mit frischen Kräften wurde nun die Friedensthätigkeit wieder aufgenommen. Man hatte im Kriege, so kurz er war und so glücklich er verlaufen, viel gelernt und nun sollten die gesammelten Erfahrungen auf taktischem Gebiete nutzbar gemacht werden. Werder wurde ein eifriger Förderer einer kriegsgemäßen Ausbildung, besonders der Infanterie. Weil die Kompagniechefs im Kriege eine große Selbständigkeit entwickelt hatten, oft zum Nachtheil der Führung, oft aber auch mit großem Erfolge, glaubte man die Zeit gekommen, ganz neue Gefechtsformen erfinden zu müssen. Die abenteuerlichsten Vorschläge wuchsen wie Pilze aus der Erde. Die Militärlitteratur wurde mit einer Fluth von Broschüren überschwemmt. Jeder glaubte den Stein der Weisen gefunden zu haben. Da war nun eine feste Hand nothwendig, um allen Uebertreibungen entgegenzutreten, und diese feste Hand hatte Seine Majestät. Er hielt darauf, daß die Vorgesetzten dem bestehenden Reglement das volle Recht wahrten. Erst sollten sich die Ideen abklären, und nur sehr allmälig schritt Seine Majestät zu den nothwendigsten Abänderungen des Reglements. Das war ganz die Richtung, die Werder von vornherein verfolgt hatte: das Bewährte be-

halten und mit Vorsicht verbessern, wo es geboten erschien. Daß die Kompagniekolonne die einzig richtige Gefechtsformation war, hatte der Krieg bewiesen. Aber daß vier Kompagniekolonnen zu einem Bataillon gehören, daß sich die Kompagniechefs dessen stets bewußt sind, und daß der Bataillonskommandeur seine vier Kompagniekolonnen stets in der Hand behalten müsse, wenn nicht eine verderbliche Zersplitterung und die Unmöglichkeit jeder Leitung eintreten sollte, hatte der Krieg auch bewiesen. Werder stellte diesen taktischen Grundsatz in erste Linie und gab ihn als Richtschnur für den Ausbildungsmodus der Infanterie zum Gefecht. Daß er als alter Jäger die Schießfertigkeit besonders zu fördern suchte, verstand sich von selbst.

Am Ordensfest 1868 erhielt Werder den Stern zum Rothen Adler-Orden 2. Klasse und bei der Königsrevue im folgenden Jahre den Rothen Adler-Orden 1. Klasse.

Unter den gewöhnlichen Dienstverhältnissen ging der Winter von 1869 zu 1870 vorüber. Niemand hatte eine Vorahnung, welcher gewaltige Sturm sich im Jahre 1870 entfesseln sollte. Im Gegentheil, es sah Alles so friedlich wie möglich aus. Der Norddeutsche Bund konsolidirte sich mehr und mehr in der vortheilhaften Lage, welche durch die Loslösung von österreichischem Einfluß errungen war. Die süddeutschen Staaten erkannten die Nothwendigkeit, sich der Führung Preußens vertrauensvoll hinzugeben. Am politischen Horizont nirgends ein dunkler Punkt.

Werder nahm im Frühjahr unbesorgt Urlaub und ging zur Kur nach Karlsbad.

Dritter Abschnitt.

Werder im deutsch-französischen Kriege.

Nach den Frühjahrsbesichtigungen des Jahres 1870 trat Werder einen Urlaub an, den er zunächst in Karlsbad, dann in Ballenstädt bei seinen Geschwistern zubrachte.

Nach seiner Rückkehr wurde des Friedensdienstes ewig gleichgestellte Uhr plötzlich durch die Mobilmachung zum Stillstand gebracht. Ganz Deutschland erhob sich wie Ein Mann bei der beispiellosen Herausforderung der Franzosen. Der Bürger sah mit stolzer Zuversicht, der Soldat mit freudiger Hoffnung im Vertrauen auf Gott und seine Führer den kommenden Ereignissen entgegen. Werder schrieb am 17. Juli seinem Bruder Albert:

> „In etwa acht Tagen rücken wir ab. Wohin und unter wessen Kommando, ich weiß es nicht. . . . So leicht wie in Böhmen wird die Sache wohl nicht werden; aber ich habe das beste Vertrauen, namentlich auf unsern HerrGott, der die Frechen durch uns strafen will. Wenn alle Preußen und Deutschen denselben Geist im Leibe haben, wie ich, so muß der Franzose schon vor dem Hauche hinsterben. Aber freilich wird der Kampf viele Opfer kosten, mehr wie im Jahre 1866, schon wegen des Chassepots. Die Chance des Heimkehrens ist geringer. Nun, wie Gott will, aber sollte mir etwas Menschliches passiren, so laß Dir meine Kinder empfohlen sein!"

Werder hätte nun gern den Feldzug an der Spitze seiner ihm bekannten Division mitgemacht, verläßt man doch mit schwerem Herzen beim Ausbruch eines Krieges seine Truppen, deren Ausbildung für den Krieg sich Werder Jahre lang hatte angelegen sein lassen. Der Kommandowechsel wurde aber, wie so vielen höheren Offizieren bei der Mobilmachung, auch ihm nicht erspart. Am 19. Juli erhielt er eine vom 17. datirte Allerhöchste Kabinets-Ordre:

> Ich entbinde Sie für die Dauer des mobilen Verhältnisses von dem Kommando der 3. Division und attachire Sie unter

Belassung in Ihren bisherigen Gehalts- und Mobilmachungs-Kompetenzen dem Stabe des Oberkommandos der III. Armee (Oberbefehlshaber Mein Sohn, der General der Infanterie, Kronprinz von Preußen, Königliche Hoheit).

Sie sind bestimmt, dort nach Erfordern als Truppenführer verwandt zu werden, und haben Sie sich nach beendeter persönlicher Mobilmachung hierher zu begeben, wo der Stab des Oberkommandos der III. Armee formirt wird. Ueber die Bildung Ihres Stabes wird die Bestimmung nachfolgen.

gez. Wilhelm.

So blieb Werder bei Eröffnung des Feldzuges mit seinem früheren Kommandirenden General, dem Kronprinzen, in erfreulichster und ehrenvollster Weise in Beziehung. Dies mußte ihn darüber trösten, daß Hinterleute von ihm, wie die Generale v. Alvensleben und v. Bose, preußische Armeekorps erhalten hatten. Jetzt war nicht die Zeit, empfindlich zu sein, jetzt galt es, zu kämpfen und zu siegen. Nach dem Kriege sei immer noch Zeit, den Abschied zu nehmen. So wenigstens sprach sich Werder gegen seine Schwester Charlotte aus, mit welcher er während des ganzen Krieges in möglichst ununterbrochenem Briefwechsel gestanden hat.

Er eilte wenige Tage nach Empfang seiner Ordre nach Berlin, erstattete seine Meldungen, erhielt vom Könige Andeutungen, daß er wohl den Befehl über süddeutsche Truppen erhalten werde, und wurde auch bereits am 25. Abends plötzlich nach Karlsruhe geschickt, wo er, falls der Feind bei Straßburg über den Rhein gehen sollte, den Befehl auf dem rechten Rhein-Ufer über die durch das 11. Armeekorps verstärkten badischen Truppen übernehmen sollte.

Bei der obersten Heeresleitung mußte angenommen werden, die Franzosen würden, eine anfängliche Ueberlegenheit benutzend, die Offensive ergreifen, um den Aufmarsch der diesseitigen Armeen zu stören.

Die brüske Kriegserklärung hätte doch sonst gar zu wenig Sinn gehabt. Für den Fall, daß der Feind sein Ausfallsthor Straßburg nicht benutzen, sondern auf dem linken Rhein-Ufer vordringen werde, sollte Werder mit der württembergischen und badischen Division über den Rhein gehen, um bei der nachhaltigen Vertheidigung des Abschnittes am Klingbach mitzuwirken.

„Ich träumte bereits von Schlacht und Sieg und hoffte letzteren dem Oberfeldherrn melden zu können, sobald er einträfe. Der Kronprinz ist übrigens heut schon angekommen, und hier wie überall, wo er

gewesen (München, Stuttgart), mit Enthusiasmus empfangen worden. Man sieht in ihm offenbar den Kaisersohn!"*)

Vorläufig schien von einer energischen Offensive des Feindes keine Rede. So recht hatte man in den ersten Wochen auch nicht daran geglaubt. Das Vertrauen auf den König und Moltke waren in der Armee durch den einfachen Wortlaut der Mobilmachungsordre, die ganz planmäßig ausgeführt werden sollte, womöglich noch verstärkt worden. Hatten wir Zeit, planmäßig mobil zu machen, so mußte der Franzose mit seinem „archiprêt" wieder einmal den Mund zu voll genommen zu haben.

Am 29. traf der Kronprinz in Karlsruhe ein und am 30. nahm er Werder mit nach Speyer, wo unterdessen mit dem Oberkommando der III. Armee auch die für Werders Stab bestimmten Offiziere eingetroffen waren. Es waren dies der Hauptmann Ziegler vom 78. Regiment als Generalstabsoffizier, Hauptmann v. Stülpnagel vom 9. Jäger-Bataillon und Premierlieutenant v. Brünneck vom 1. Garde-Dragoner-Regiment, letztere Beiden als Adjutanten.

Wenngleich der Aufmarsch der Armee des Kronprinzen beinahe vollendet war, und man im Allgemeinen erkannte, daß behufs Zusammenwirkens aller drei deutschen Armeen der Kronprinz zuerst die Offensive ergreifen werde, so war man im Hauptquartier desselben über die Situation des Feindes doch noch zu sehr im Unklaren, um gleich loszumarschiren. Auch fehlten den Truppen noch die Trains. Der Kronprinz ließ aber doch am 3. August die Korps in Biwaks zusammenziehen, und Werder erhielt definitiv den Befehl über die zu einem „Korps Werder" vereinigte württembergische und badische Division. Das Korps bildete den linken Flügel der Armee, durch den Bienwald vom 11., 5. Korps und den Bayern getrennt. Werder begab sich nach Pfortz auf das linke Rhein-Ufer, wo die badische Division zusammengezogen war, während die Württemberger noch auf dem rechten Ufer bei Knielingen verblieben. Die Maxauer Brücke, die Verbindung der beiden Divisionen, wurde mit einem Bataillon besetzt. Die Vorposten der badischen Division, rechts an das 11. Korps anschließend, standen auf der Linie Büchelberg—Neuenburg a. Rh.

Um endlich Klarheit in die Situation zu bringen, entschloß sich der Kronprinz, auch ohne die Trains den 4. August die Grenze zu überschreiten. Dem Korps Werder wurde die große Straße nach Lauterburg zugewiesen und ihm aufgetragen, diesen Ort zu besetzen und Vorposten auf das rechte Lauter-Ufer vorzuschieben.

Im Allgemeinen sollte auch von den anderen Korps am 4. der Lauter-Abschnitt und Weißenburg in Besitz genommen werden. Daß dies

*) Aus einem Briefe an Schwester Charlotte, d. d. Karlsruhe den 29. Juli.

ganz ohne Kampf gelingen werde, war unwahrscheinlich, deshalb wies der Kronprinz die Korps an, sich nöthigenfalls gegenseitig Unterstützung zu gewähren.

Der 4. August brachte denn auch den ersten Kampf, aber auch den ersten Sieg. Der blutige Tag von Weißenburg wurde ein Ehrentag für das 5., das 11. Korps und die Bayern. Werders Truppen nahmen nicht daran Theil, sie fanden auf ihrem Wege nach Lauterburg keinen Feind. Die Vorposten wurden auf dem rechten Lauter-Ufer ausgesetzt und zwar von der badischen Division, die in der Stadt kantonnirte, während die Württemberger nördlich der Stadt Biwaks bezogen.

Wo Mac Mahon mit seinen Hauptkräften stand, mußte erst am 5. erkundet werden. Jedenfalls erschien es geboten, das Korps Werder näher an die Armee heranzuziehen, weshalb demselben als Marschziel für den 5. Aschbach gegeben wurde. Werder ließ am 5. Morgens verschiedene Abtheilungen zur Rekognoszirung gegen Seltz und den Hagenauer Forst vorgehen. Eine auf Seltz vorgesendete badische Avantgarde erreichte nach leichtem Gefecht diesen Ort. Das Gros der Division war vorläufig bei Nieder-Roedern aufmarschirt. Die württembergische Division detachirte zunächst eine Brigade nach Ober-Roedern gegen den Hagenauer Wald. Zum Zusammenstoß mit dem Feinde kam es aber nicht, und da ein solcher für den 5. auch nicht vorauszusehen war, erreichte das Korps Werder gegen Abend das Marschziel Aschbach.

Beim Oberkommando konnte nach allen eingegangenen Nachrichten angenommen werden, daß die Versammlung der Hauptkräfte des Feindes hinter dem Sauerbach, bei Wörth und Reichshofen, zur Schlacht führen würde. Ehe der Kronprinz den Angriff unternahm, wollte er noch das 1. bayerische Korps und das Korps Werder näher heranziehen, im Uebrigen den Truppen am 6. Ruhe gewähren und erst am 7. schlagen. Der Armeebefehl vom 5. Nachmittags bestimmte, daß Werder am 6. früh nach Reimerswiller marschiren und Vorposten gegen den Hagenauer Wald aussetzen sollte. Die Straße bei Kichlendorff und die Eisenbahn bei Hoffen waren von ihm durch starke Detachements zu decken.

Infolge dessen trat Werder mit der württembergischen Division den Marsch an. Die Avantgarde hatte bereits eine Vorpostenstellung zwischen Betschdorff und Schwabwiller, das Gros Reimerswiller erreicht. Man hörte schwachen Kanonendonner bei Wörth. Als derselbe aber stärker wurde, schickte Werder Offiziere des Stabes vor, um sich über die Situation aufzuklären, und als er gegen 11 Uhr vom General v. Bose benachrichtigt wurde, daß das 11. Korps auf Gunstedt vorrücke, entschloß er sich, die Vorposten gegen den Hagenauer Wald stehen lassend, mit den Württembergern ebenfalls die Richtung auf Gunstedt einzuschlagen. Die Reserve-Kavallerie,

5 Eskadrons unter General Schéler, sandte er vor, um sich dem General Bose zur Disposition zu stellen. Werder selbst begab sich voraus nach Gunstedt und blieb auf der Höhe nördlich des Orts lange Zeit, den Gang der Schlacht beobachtend.

Während nun die 2. württembergische Brigade, durch die Trains des 11. Armeekorps aufgehalten, erst um 2 Uhr an die Sauer gelangte, war die 3. Brigade auf direkten Befehl des Oberkommandos nach Dieffenbach dirigirt worden. Ihr hatte sich die Reserve-Artillerie angeschlossen. Gegen 2 Uhr erreichten diese Truppen Hölschloch, waren also noch 6 km von der Sauer entfernt. Die badische Division, ebenfalls in Marsch gesetzt, hatte Hohwiller erreicht, war also noch eine Meile weiter zurück.

Der Kommandeur der württembergischen Division, General v. Obernitz, dirigirte nun seine 2. Brigade ohne Aufenthalt über die Sauer auf Elsaßhausen, denn dort war, gegen 3 Uhr, Hülfe am nöthigsten. Der große feindliche Kavallerieangriff und der Offensivstoß der Infanterie waren eben von den Truppen des 11. und 5. Korps abgeschlagen worden. Die Tapferkeit und Zähigkeit der Franzosen verlangte nun aber das Einsetzen aller Kräfte, um ihnen ihr letztes Bollwerk Fröschweiler zu nehmen und damit die Schlacht zu entscheiden. Der Artillerie und der Infanterie der 2. Brigade war es vergönnt, an diesem Entscheidungskampfe Theil zu nehmen, während die Kavallerie sich bereits auf der feindlichen Rückzugslinie bewegte, nach der Einnahme von Fröschweiler zur kräftigen Verfolgung ansetzte und Proben glänzender Tapferkeit ablegte, auch reiche Beute machte.

Werder hatte sich, nachdem Fröschweiler genommen, nach Engelshof begeben, wo die Reserve-Artillerie im Feuer stand und wo auch bald die 3. württembergische Brigade eintraf. Er besprach sich hier mit General v. Obernitz, und wurde beschlossen, die Truppen nicht weiter vorgehen, sondern Biwaks beziehen zu lassen. Die 1. Brigade wurde auch nach Engelshof dirigirt, so daß hier die Division zusammen war. Werder ritt dann nach Gunstedt zurück, woselbst die badische Division eingetroffen war und Biwak bezogen hatte. Er selbst nahm mit seinem Stabe Quartier in Oberdorff.

So war die erste große Schlacht geschlagen, ohne daß es Werder vergönnt war, als kommandirender General mit seinem Korps eine entscheidende Rolle dabei übernehmen zu können. Noch am Abend erfuhr man den Sieg der I. Armee bei Saarbrücken. Nun war der Krieg in Feindes Land getragen; „nach Paris“ wurde Parole.

Frankreich war ein reiches Land, welches für die Ernährung der Armee reichliche Hülfsmittel bot, aber sie konnten doch nur auf eine bemessene Zeit reichen; eine regelmäßige Verpflegung und die Heranziehung aller anderen Existenzbedürfnisse einer operirenden Armee konnte nur auf Verbindungslinien mit der Heimath bewirkt werden. Diese waren aber durch fran-

zösische Festungen gesperrt. Nur die Linie Weißenburg—Hagenau—Luneville war nicht fortifikatorisch gesichert, wenigstens hatte sich die Befestigung von Weißenburg ohne Werth gezeigt, und Hagenau, obgleich auch mit einer Art Befestigung versehen, konnte voraussichtlich leicht in Besitz genommen werden.

Deshalb befahl Werder noch in der Nacht nach der Schlacht dem badischen General v. Laroche-Starkenfels, mit seiner Kavallerie-Brigade Hagenau zu überfallen. Am frühen Morgen des 7. August war der Befehl nach leichtem Gefecht ausgeführt. Als die Meldung hiervon beim Oberkommando eintraf, ließ der Kronprinz sofort die badische Division gegen Brumath vorschieben. Werder kehrte damit in sein attachirtes Verhältniß zum Stabe des Oberkommandos zurück.

„Mein Kommando über die Badenser und Württemberger," schrieb Werder, „hat aufgehört, weil dieselben wieder zu Spezialzwecken getrennt worden sind. Ich kehre ins Hauptquartier des Kronprinzen zurück. Meine augenblickliche Beschäftigung besteht in Essen, Trinken und Schlafen, ein mich sehr wenig ansprechendes Leben. Hätte man mir wahrhaft wohlgewollt, so hätte man mir gleich meinen Hinterleuten ein Korps geben sollen. Freilich hatte ich ein solches während einiger Tage, aber die Divisionen sind auseinander und ich das fünfte Rad. Indeß ist noch nicht alle Hoffnung auf Verwendung verschwunden!"

Und diese Hoffnung sollte sich bald erfüllen.

Daß eine bloße Beobachtung Straßburgs nicht lange genügen werde, lag auf der Hand. Eine Festung ersten Ranges mit 80 000 Einwohnern, verbunden durch die Eisenbahn über Belfort mit dem ganzen südlichen Theil von Frankreich, mit einer, wie man doch annehmen mußte, starken Besatzung, wenige Kilometer von der einzigen Eisenbahnverbindung, welche die deutsche Armee nach dem Vaterlande hatte, mußte durch Cernirung oder Belagerung unschädlich gemacht werden. Im Hauptquartier des Kronprinzen wartete man nur auf die Entschlüsse der obersten Heeresleitung. Zunächst konnte es sich freilich nur um eine Einschließung Straßburgs handeln; denn der plötzliche Ausbruch des Krieges hatte zwar die ganze Vortrefflichkeit unserer Mobilmachungs- und Aufmarschvorbereitungen bewiesen, daß aber der Krieg mit Belagerung einer großen feindlichen Festung beginnen würde, hatte man nicht voraussetzen können. Dazu gehörte ein großer Apparat, der doch erst fertiggestellt werden mußte.

Am 10. Abends erging denn auch aus dem großen Hauptquartier der Befehl, Straßburg zu isoliren, Verstärkungen für die badische Division wurden in nächste Aussicht gestellt. Der badische Kriegsminister und Divisionskommandeur v. Beyer erhielt das Kommando. Werder marschirte mit dem Oberkommando weiter vorwärts, abwartend, was über ihn bestimmt

werden würde. Er selbst ahnte wohl, und wurden ihm im Hauptquartier auch Andeutungen gemacht, daß er Straßburg, die wunderschöne Stadt, belagern werde, und so wenig ein solcher Auftrag auch seinen Neigungen entsprechen mochte, er wünschte bei seinem Drange nach erfolgreicher Thätigkeit nur bald der Ungewißheit enthoben zu werden. Er fühlte sich im Hauptquartier doch zu überflüssig und hatte nichts zu thun. Am 8. und 9. verblieb er in Mertzwiller, den 10. bis 12. in Petersbach, am 13. kam er nach Saarburg.

Hier endlich, am 14., theilte ihm der Kronprinz mit, daß er den Befehl über ein Belagerungskorps vor Straßburg erhalten, und daß Oberstlieutenant v. Leszczynski, Chef des Stabes der badischen Division, zum Chef des Generalstabes des Belagerungskorps ernannt sei. Schon zwei Tage vorher war vom Oberkommando der Ingenieurgeneral Schulz an General Beyer geschickt, um Vorbereitungen für eine etwaige Belagerung zu treffen.

Werder bestieg am 15. seinen Paßgänger und ritt über Saverne die 7 bis 8 Meilen bis Brumath, wo er die Nacht blieb, gen Straßburg, den Weg, der ihn als Befehlshaber zu Ruhm und großen Ehren führen sollte.

Werder vor Straßburg.

Ganz seinem Charakter entsprechend, hatte Werder auf der Tour nach Mundolsheim die Bedenken zu bekämpfen, ob er auch der Lösung der ihm gewordenen ehrenvollen und wichtigen Aufgabe werde gewachsen sein. Seiner lebhaften praktischen Natur hätte es ja mehr entsprochen, wenn er an der Spitze eines Korps im frischen fröhlichen Kriege auf die Franzosen hätte losschlagen können; hatte es ihn doch tief verstimmt, daß er bei Wörth keine Gelegenheit gehabt, Erhebliches zu leisten. Gottes Wille hatte ihm aber eine Aufgabe zugewiesen, welche ihn auf ein Feld der Thätigkeit führte, welches ihm in der Hauptsache im Allgemeinen fremd und deshalb wenig sympathisch war. Aber danach wird im Kriege, Gott Lob, wenig gefragt. Eine sehr maßgebende Persönlichkeit im Hauptquartier des Kronprinzen tröstete Werder, als er sich wenig befriedigt über seine nunmehrige Verwendung aussprach, mit den prophetischen Worten: „Gehen Sie nur getrost dahin, Sie werden noch erleben, daß Sie in der Campagne den Vogel abschießen!“

Die besten Eigenschaften für den Kommandeur eines Belagerungskorps, große Energie, rastlose Thätigkeit, klaren Kopf und gesunden Menschen-

verstand, besaß Werder in vollem Maße, auch den festen Willen, seine Aufgabe so schnell wie möglich zu lösen. Aber eben deshalb graute ihm vor den endlosen Vorträgen und Berathungen und vor den Entscheidungen, die er treffen mußte, ohne doch mit den technischen Fragen im Geringsten vertraut zu sein. Es war ihm wohl aus seiner Kriegsschulzeit erinnerlich, daß zu einer Belagerung Parallelen und Batterien gehörten, aber die Riesenfortschritte, die gerade in den letzten Dezennien die Festungsartillerie gemacht, und die daraus resultirenden Veränderungen im Ingenieurwesen waren ihm doch nur ganz allgemein bekannt.

Eine Anleitung für Belagerungen existirte damals noch nicht. Sie wurde erst auf die Erfahrungen vornehmlich der Belagerung von Straßburg aufgebaut. Heute kann sich jeder Divisionskommandeur über das Wesen des Festungskrieges genügend orientiren, in seinem Büreau findet er das Material dazu. Auch kann er sich die so lehrreichen Relationen über die theoretischen Belagerungsübungen, die unter den Generalen Verdy, Graf Waldersee ꝛc. abgehalten sind, verschaffen und studiren. Damals war von diesen Hülfsmitteln keine Rede, und die Schwierigkeit, zwischen den sich nicht immer deckenden Ansichten des Ingenieurs und Artilleristen entscheiden zu sollen, erregte in Werder große Bedenklichkeit.

Auch war ihm noch ganz unbekannt, aus welchen technisch erfahrenen Persönlichkeiten sein Stab zusammengesetzt sein würde. Er wußte nur, daß er den Ingenieurgeneral Schulz in Mundolsheim treffen würde. Andererseits interessirte ihn wieder das sich ihm erschließende neue Feld der Thätigkeit, denn trotz der vorgerückten Jahre war er immer noch bestrebt, sich zu vervollkommnen und sein Wissen zu bereichern.

Am 16. August Mittags traf Werder in Mundolsheim ein und nahm am Südende des Ortes in einem großen Gehöft mit den Offizieren seines Stabes Quartier.

Die Festung war vorläufig von der badischen Division unter General v. Beyer cernirt worden. Aber es war gerade das 34. Infanterie-Regiment aus Rastatt herangezogen, und sollte eine allgemeine Verschiebung der Einschließungstruppen vorgenommen werden. Werder genehmigte nach dem Vortrage seines neuen Chefs, des Oberstlieutenants v. Leszczynski, die getroffenen Dispositionen. Denn es schwirrten Gerüchte von dem Herannahen feindlicher Entsatztruppen in der Luft, welche eine größere Ansammlung von Kräften im Westen und Süden der Festung nothwendig erscheinen ließen. Auch hatte man zur Feier des Napoleonstages einen größeren Ausfall erwartet, aber dieser war nicht erfolgt, wie denn überhaupt die Besatzung der Festung sich von Annäherung der badischen Truppen an in unerklärlicher Passivität verhalten hatte.

Noch war ja überhaupt von dem Zustande Straßburgs wenig bekannt, man wußte nicht, daß der Feiertag, der 15. August, mit allem Glanz früherer Friedensjahre gefeiert worden. Die Franzosen hielten sich eben in ihrer unbezwingbaren Festung Straßburg sicher und geborgen, hatte doch das Landvolk zum Theil Familien und Habe bei Annäherung der feindlichen Truppen in die Festung gebracht, und hatte der Gouverneur diesen unwillkommenen Zuwachs auch anstandslos hineingelassen.

Die engere Cernirung wurde noch am 15. Abends ausgeführt und um 11 Uhr Nachts die ersten Granaten in die Festung geworfen, um die Franzosen über den Ernst der Situation aufzuklären. Ein von ihnen am 16. unternommener Ausfall aus der Südfront gegen Illkirch endete für sie in kläglicher Weise, unter Verlust von drei Geschützen, die dem 2. Bataillon 3. Badischen Regiments in die Hände fielen.

Wenn dieser erste Ausfall ein abfälliges Urtheil über den moralischen Gehalt der Truppen, welche Straßburg vertheidigen sollten, hervorrufen mußte und die Hoffnung wuchs, die Festung bald zu bezwingen, so erhielt die Situation des Cernirungskorps doch plötzlich eine bedenklichere Gestalt, als am 16. Abends 11 Uhr Werder von dem Hauptquartier der III. Armee aus Luneville eine Depesche erhielt, wonach, guten Nachrichten zufolge, zwei Divisionen des Korps Failly zum Entsatz Straßburgs über Epinal im Anmarsch seien. Dies schien die Bestätigung von Gerüchten aus Straßburg, daß 40 000 Mann zum Entsatz erwartet würden.

Werder entschied sich sofort dafür, dem erwarteten Feind auf den Höhen hinter der Breusch sich entgegen zu stellen, dabei aber die Cernirung der Festung nicht aufzugeben. Der Cernirungsgürtel wurde allerdings sehr dünn und beschränkte sich nur auf die Nord- und Westseite, wofür er 2 Bataillone, 2 Eskadrons und 1 Batterie bestimmte. Der Rest der Division und die noch etwa eintreffenden Verstärkungen sollten in einer vortrefflich gewählten Flankenstellung nördlich der Breusch auf den Höhen von Achenheim bis Ernolsheim dem auf den Straßen von Barr und Mutzig aus den Vogesen erwarteten Entsatzkorps entgegentreten. Werder selbst ging mit dem Stabe nach Breuschwickersheim.

Entzheim, im Südwesten der Festung, wurde durch ein besonderes Detachement unter General Keller gesichert und die Kavallerie weit vorgeschoben, um den Anmarsch des Feindes zu erkunden.

Aber weder dieser erschien, noch benutzte der Gouverneur von Straßburg die so sehr günstige Gelegenheit zu einem energischen Ausfall. Werder ließ am 17. Abends die konzentrirten Truppen Kantonnements in der Gegend der Versammlung beziehen und Illkirch wieder besetzen. Er athmete aber auf, daß die drohende Gefahr nur blinder Lärm gewesen, denn zum Ueberfluß war schon am 17. die erste Staffel des Belagerungstrains in

Vendenheim eingetroffen, welcher doch sehr gefährdet gewesen, wenn der Feind aus den Vogesen und von der Festung aus über Werder hergefallen wäre.

Doch war durch die über die Vogesen vorgetriebenen Kavallerie-Rekognoszirungen festgestellt, daß sich erste Anfänge einer Volksbewaffnung zeigten, daß also auf Rückendeckung der vor der Festung operirenden Truppen Bedacht genommen werden mußte.

Am 18. rückten die Truppen wieder in die Cernirungslinie, und da nun endlich auch die vom 13. datirte Allerhöchste Kabinets-Ordre über Formirung des Belagerungskorps eingetroffen war, trat Werder sofort in Berathung mit General Schulz und Oberstlieutenant v. Leszczynski über die für eine Belagerung zu ergreifenden Maßregeln.

Nach der Allerhöchsten Kabinets-Ordre wurde ein starkes Belagerungskorps formirt, Werder mit dem Oberbefehl betraut und ihm die Aufgabe gestellt, „sich möglichst bald des Platzes zu bemächtigen".

Das Belagerungskorps bestand aus der durch Heranziehung der Truppen aus Rastatt auf volle drei Infanterie-Brigaden angewachsenen badischen Felddivision unter General du Jarry Freiherr v. Laroche, welcher für den erkrankten General Beyer den Befehl übernommen, aus der Garde-Landwehr-Division unter Befehl des Generals v. Loën und aus der 1. Landwehr-Division, welche mit einer aus den Regimentern Nr. 30 und 34 kombinirten preußischen Infanterie-Brigade unter General v. Boswell, sowie dem 2. Reserve-Ulanen-, dem 2. Reserve-Dragoner-Regiment und drei Reserve-Batterien als 1. Reserve-Division unter Befehl des Generals v. Tresckow gestellt wurde. So war das Belagerungskorps zu einer Stärke von 46 Bataillonen, 24 Eskadrons und 48 Geschützen anzunehmen. Zur Stelle befanden sich freilich vorläufig nur die badische Division und das 34. Regiment.

Weiter war die Formirung eines Artillerie-Belagerungstrains von 200 gezogenen Kanonen, 88 Mörsern und 50 Wallbüchsen mit 30 Festungsartillerie-Kompagnien à 200 Mann und für den Ingenieur-Belagerungstrain 10 Festungspionier-Kompagnien bestimmt. Zum Kommandeur der Belagerungsartillerie wurde General v. Decker, zum Ingenieurgeneral der General v. Mertens ernannt. Zunächst aber blieb Werder auf den General Schulz, den Oberstlieutenant v. Leszczynski und den Kommandeur der badischen Feldartillerie, Oberstlieutenant v. Fabert, als Rathgeber beschränkt.

Die Pause vom 18. bis 23. August, die in den Ereignissen vor der Festung eintrat, und in welcher kurzen Zeit der ganze große Apparat, wie er zur Belagerung einer großen Festung nothwendig ist, fertiggestellt werden sollte, brachte eine solche Fülle von Arbeiten für Werder und die wenigen ihm vorläufig zur Disposition stehenden Hülfen, daß es sich wohl

der Mühe lohnt und auch das Interesse des weiteren militärischen Publikums anregen muß, wenn wir einen Blick auf die Masse von Anordnungen und Befehlen werfen, die sowohl von der obersten Heeresleitung, als danach von Werder zu erlassen waren, ehe an die Lösung der gestellten Aufgabe gegangen werden konnte. In Straßburg war diese Zeit die Stille vor dem Sturm, vor Straßburg aber eine Zeit fieberhafter Thätigkeit.

Die Aufgabe der obersten Heeresleitung bei dem so plötzlichen Ausbruch des Krieges war zunächst die Formirung und der Aufmarsch der Feldarmee. Daß schon in der ersten Woche nach Eröffnung der Feindseligkeiten zwei Siege erfochten und ein Belagerungstrain erforderlich sein würde, hatten selbst die kühnsten Pläne nicht in Rechnung ziehen können. So wurde auch erst am 13. die Mobilmachung des für Straßburg bestimmten Belagerungstrains befohlen und die Instradirung der für das Belagerungskorps bezeichneten Truppen in die Wege geleitet.

Die 1. Landwehr- (Pommersche) Division hatte am 10. bei Lübeck und Wismar Marschbefehl auf Straßburg erhalten, ebenso die Regimenter Nr. 30 und 34 in Mainz und Rastatt, sowie die 2. Reserve-Dragoner in Dresden und das 2. Reserve-Ulanen-Regiment in Schneidemühl.

Die Garde-Landwehr-Division war zur Vertheidigung der Küste bei Hannover zusammengezogen. Sie erhielt am 13. Befehl, sich zum Bahntransport nach Karlsruhe bereit zu halten, um dort Werders Befehle zu erwarten. Wenn nun diese beiden Divisionen bereits vom 22. bis 24. in dem ihnen von Werder bestimmten Dislokationsrayon vor Straßburg eintrafen, so mußten sowohl die Vorkehrungen der Eisenbahn-Abtheilung für den Bahntransport, als auch die Marschleistung der Truppen vorzügliche gewesen sein.

Schwieriger gestaltete sich die Heranziehung der Spezialwaffen, welche noch nicht mobil waren, und des Materials. Die vollständige Mobilmachung der aus den Kriegsbesatzungen von zwölf verschiedenen Plätzen entnommenen 26 Artillerie-Kompagnien und die aus zehn verschiedenen Festungen kommenden Pionier-Kompagnien wurde gar nicht abgewartet, sie wurden unverzüglich über Weißenburg nach Vendenheim dirigirt, wo sie in der Zeit vom 19. bis 23. August eintrafen.

Der Artillerie-Belagerungstrain wurde im Frieden in Magdeburg, Wesel und Coblenz aufbewahrt. Am 13. war die Mobilmachung desselben befohlen. In Bewegung zu setzen waren also 288 Geschütze und vorläufig als erste Rate 100 000 Granaten, 10 000 Schrapnels und 29 000 Bomben; dazu 13 000 Spaten und Hacken. Bereits am 19. war alles Material aus Coblenz und Wesel zur Stelle, aus Magdeburg kamen die Züge vom 20. bis 24. in Vendenheim an.

Ein Ingenieur-Belagerungstrain wurde im Frieden nicht vorräthig gehalten. Die Zusammensetzung desselben war zwar vor dem Kriege beschlossen, die Beschaffung jedoch noch ausgesetzt worden. Am 6. August wurde diese befohlen, die Lieferungen mit vierzehntägiger Frist vergeben. Die Ereignisse aber waren schneller, am 14. wurde die Mobilmachung befohlen, die Beschaffung mußte bis zum 17. zu Ende geführt sein. Am Abend des 20. erreichte bereits der erste Zug Vendenheim.

Auch das nöthige Kartenmaterial, Pläne und Nachrichten über die Festung Straßburg, Alles bereits im Frieden sorgfältig gesammelt und geordnet, traf am 18. in Mundolsheim ein.

Auf der Endstation Vendenheim floß nun eine solche Menge Material zusammen, daß die Schwierigkeit, das Chaos zu entwirren, mit jeder Stunde wuchs. Werder mußte zur Entwirrung 1500 Gespanne zusammenbringen lassen, was in der reichen Gegend glücklicherweise möglich wurde. Vergegenwärtigt man sich nun diesen ungeheuren Wagenverkehr in Vendenheim, die Etablirung, Füllung und den Betrieb der Magazine, und bedenkt man, daß diese Riesenarbeit in wenigen Tagen und mit der größten Ordnung bewältigt wurde, so muß man die Umsicht, Thätigkeit und Hingebung bewundern, mit der von oben herab Jeder dem gesteckten Ziele zustrebte. Werder ging mit dem besten Beispiel voran. Seine rastlose Thätigkeit, fern von jeder Ueberstürzung, war ein Sporn für alle Organe, die gegebenen vortrefflichen Dispositionen gewissenhaft und rasch auszuführen. Ueberall war der kleine lebhafte Mann, meist zu Pferde und in schneller Gangart sich bewegend, anregend und ermuthigend, billigend, aber auch scharf tadelnd, gegenwärtig.

Der blinde Lärm vom 17. hatte, wie erwähnt, die Nothwendigkeit ergeben, auch auf die Sicherheit der rückwärtigen Verbindungen des Belagerungskorps Bedacht zu nehmen. Die Sicherung gegen die Vogesen wurde durch Streifzüge bewirkt. Gegen etwaige Zuzüge aus dem oberen Elsaß wurde besonders die Kavallerie unter Zutheilung von Infanterie verwendet. Schließlich wurden gemischte Detachements nach Schirmeck, Gertwiller und Booftzheim gelegt. Den Schutz der Etappenlinie über Dresenheim und Seltz, besonders gegen die vielen Versprengten von Wörth, die sich noch in Menge im Lande herumtrieben und dem Bahnkörper und der Telegraphenleitung leicht gefährlich werden konnten, übernahm das 2. Reserve-Dragoner-Regiment.

Bis zum 23. versammelte sich allmälig der Stab Werders. General Mertens traf an diesem Tage ein, General Decker wenige Tage später. Auch die für die Stäbe dieser beiden Generale bestimmten Offiziere waren am 23. meist zur Stelle.

Nachdem wir nun die Mittel kennen gelernt, mit welchen Werder seine große Aufgabe zu lösen hatte, erübrigt noch, einen Blick auf das Angriffsobjekt, die Festung und deren Zustand zu werfen.

Mit der starken Citadelle dem Rhein zugekehrt, liegt die alte deutsche Stadt Straßburg mit ihren Werken und Vorstädten im Raum vom linken Thalrand des Rheins bis nahe an das linke Rheinufer. Als die Franzosen am 30. September 1681 die Stadt dem Deutschen Reich im Frieden einfach wegnahmen, war sie schon befestigt. Durch Vauban aber ließen die Franzosen sofort die Befestigungen den Anforderungen der Zeit entsprechend umbauen, aber nicht nur, um einer Belagerung widerstehen zu können, sondern man richtete die Festungsanlagen auch gegen die Stadt, um die widerspenstigen deutschen Einwohner im Zaume zu halten. Denn dem schwäbischen Charakter entsprechend, blieb die Bevölkerung volle 100 Jahre ganz deutsch, wenn ihr auch nach und nach alle garantirten Privilegien entzogen wurden. Erst die Alles gleichmachende Revolutionszeit und die Napoleons haben aus Straßburg eine durchaus französisch denkende Stadt gemacht, und als solche zeigte sie sich während der Belagerung.

Die Stärke der Festung liegt nun nicht in dem Befestigungssystem und der reichen Geschützdotirung, sondern in dem der Vertheidigung besonders günstigen Terrain. Reiche Wasserarme durchschneiden, von der Breusch und Ill gebildet, Stadt und Umgebung. Durch zweckmäßige Schleusenvorrichtungen kann nicht allein das ganze südliche Vorland der Festung unter Wasser gesetzt werden, sondern auch sämmtliche Festungsgräben waren mit Leichtigkeit über die militärische Wassertiefe hinaus anzufüllen. Das ganze Terrain im Osten bis an den Rhein ist von schwer zugänglichen und von durch Wasserarmen durchschnittenen Wald-Auen bedeckt. Ein tiefer Spatenstich stößt schon auf Grundwasser. Nur im Westen und Nordwesten der Stadt ist auf der flachen Abdachung der Vogesen das Terrain frei. Die dominirenden Höhen liegen aber von der Festung zu weit ab, um dem Belagerer besondere Vortheile zu bieten. Die Nordseite der Festung zwischen Aar und Rhein besteht aus einem vom Rhein-Ill-Kanal quer durchschnittenen, mit zahlreichen Bauten und Baumgruppen bedeckten niedrigen Inselland, welches auf demselben Niveau mit dem Rheine liegt.

Die 80 000 Einwohner zählende Stadt mit einer reichen Industrie hat sich über den Festungsgürtel in Vorstädten ausgedehnt. Im Südwesten an der Pariser Straße liegt Königshofen, 800 m vom Glacis entfernt. Im Westen an der alten Zaberner Straße liegt Kronenburg, nur etwa 400 m von der vorgeschobenen Lünette 44 entfernt. Im Norden, etwa 600 m von den Werken, dehnt sich Schiltigheim aus, welches mit Bischheim und Hönheim fast einen Ort bildet. Hiernach sind die französischen Rayon-

gesetze dem Belagerer günstig, da die genannten Ortschaften vortreffliche Annäherungswege gegen die Festung bilden. Dies war später mit ein Hauptgrund für Werder, den Angriff auf die Nordfront zu genehmigen.

Was die Vertheidigungsfähigkeit von Straßburg betrifft, so hat man sie seitens der Franzosen bei Weitem überschätzt. Aber bei einer reichen Ausstattung mit Geschützen, einer ausreichenden, zuverlässigen Besatzung und einem tüchtigen Gouverneur mußte dem Angreifer das Vorwärtskommen in einem dem Angriff nicht günstigen Terrain große Schwierigkeiten bereiten. Die Opfer, welche die Belagerung den deutschen Truppen gekostet, stehen bei Weitem nicht im Verhältniß zu der Gefahr, in welcher sich dieselben einer energisch geführten aktiven Vertheidigung gegenüber befanden.

Zum Gouverneur der Festung war General Uhrich ernannt, ein 68jähriger, noch durchaus rüstiger Mann. Er befand sich 1870 bereits drei Jahre im Reserveverhältniß, hatte sich aber bei Ausbruch des Krieges zur Uebernahme eines Kommandos gemeldet und besonders um den Posten in Metz oder Straßburg gebeten. Er war Lothringer von Geburt, aber ganz Franzose, hatte eine sehr ehrenvolle Laufbahn zurückgelegt, sich in Algerien und am Malakoff ausgezeichnet, und stand allgemein im Ruf eines energischen, umsichtigen, ehrenhaften Soldaten. Nur ein solcher Charakter war im Stande, bei der Unzulänglichkeit der Mittel, eine so schwere Aufgabe zu lösen, und wenn er von seinen Landsleuten in gewohnter Weise geschmäht wird, weil er nicht Unmögliches geleistet hat, die Achtung des Feindes, dem er so lange widerstanden, hat er sich erworben.

Denn Straßburg genügte als Festung ersten Ranges keineswegs den Anforderungen, welche die Fortschritte der Artillerie an die Vertheidigungsfähigkeit machen mußten. Wie die Franzosen bei Ausbruch des Krieges sich nur in Illusionen bewegten, so hielten sie auch Metz und Straßburg für sehr widerstandsfähig, wenn der Gedanke einmal zur Geltung kommen wollte, daß der Feind vor die Thore derselben gelangen könne. Metz war zwar mit einem Fortgürtel umgeben, die Werke aber waren meist noch unvollendet. Wenn wir oben gesehen, welch ungeheuerer Apparat an lebendem und todtem Material für eine Belagerung nothwendig ist, so wird einleuchten, daß zwei große Festungen wohl kaum werden gleichzeitig belagert werden können. Metz hätte einer Belagerung eben so wenig widerstanden, als Straßburg. Dies war für uns im Augenblick wichtiger, zur Sicherung der Verbindung des deutschen Heeres mit der Heimath, während Metz nur eingeschlossen werden konnte, nachdem der Belagerungstrain einmal auf Straßburg in Bewegung gesetzt war.

Straßburg, von den Franzosen als Ausfallsthor nach Deutschland betrachtet, war nach früheren Begriffen eine sehr starke Festung, welche eine große Stadt mit einem komplizirten Ring von Werken umgab, deren

Stärke in dicken Mauern, tiefen nassen Gräben und einer Citadelle im Osten bestand, welche aber wegen des Mangels eines Fortgürtels beim Kampf gegen die feindliche Artillerie die Stadt in unmittelbare Mitleidenschaft zog. Da der Gedanke, daß Straßburg belagert werden könnte, der französischen Heeresleitung sehr fern gelegen, hatte man die nothwendigsten Verbesserungen, welche durch die ja doch bekannten Fortschritte der Artilleriewaffe unbedingt geboten erscheinen mußten, unterlassen. Es waren wenig Hohlräume vorhanden, und wenn auch die Ausstattung mit Geschützen eine mehr wie ausreichende war, es fehlte an den wichtigsten Bedürfnissen, wie sie namentlich der Ingenieur der Vertheidigung im Laufe derselben nöthig hat.

Als General Uhrich in der letzten Hälfte des Juli zur Uebernahme des Kommandos in Straßburg eintraf, fand er einen Platz, der zur Vertheidigung nicht vorbereitet war, und als er sich unmittelbar vor den Wällen wenigstens freies Schußfeld schaffen wollte, wurde ihm dies vom Kriegsminister untersagt. Mac Mahon versammelte seine Truppen in und um Straßburg zur Promenade nach Karlsruhe und Stuttgart; als er aber nicht über den Rhein ging, sondern nach Norden abmarschirte, ließ er dem Gouverneur nur das 87. Infanterie-Regiment, die übrige Festungsbesatzung nahm er mit, nur die Depots zurücklassend. Er schütze ja mit seinem Korps die Festung, sie werde nicht mehr Besatzung brauchen, hatte er gesagt.

Wie aber am 6. Abends der General Uhrich von ihm ein Telegramm bekam: „Ich habe die Schlacht verloren, schicken Sie mir Lebensmittel und Munition, ich habe nichts mehr!“ da hatte der Gouverneur der Festung, die nun unmittelbar bedroht war, nur ein Infanterie-Regiment, einige Depot-Kompagnien, keine Festungsartilleristen, keine Genietruppe. Daß schließlich die Besatzung aus 21 000 Mann bestand, ist der rastlosen und energischen Thätigkeit Uhrichs zu verdanken, welcher aus einzelnen Trupps, die die Feldarmee nicht mehr erreichten, aus Versprengten nach der Schlacht, aus Nationalgarden und Franktireurs Truppenkörper formirte, deren moralischer Werth immer sehr zweifelhaft blieb und eine kräftige aktive Vertheidigung wenigstens nicht zuließ.

Wie gänzlich unvorbereitet Straßburg war, ergab eine Rekognoszirung der badischen Division schon am 9. August, man könnte dieselbe vielleicht eine Berennung nennen, welche mit 2 Kavallerie-Regimentern, 5 Batterien und 1 Bataillon auf Wagen von Brumath aus vorging. Die Kavallerie kam bis an den Fuß des Glacis und hielt daselbst, ohne daß aus der Festung ein Schuß fiel.

Am 19. August Morgens ertönte plötzlich ein regelmäßiges Geschützfeuer vom linken Rhein-Ufer her, welches von der Citadelle erwidert wurde.

Die badische Festungsartillerie hatte, nachdem sie unter dem Schutz der Rheindämme mehrere Batterien erbaut und armirt hatte, das Feuer gegen Straßburg begonnen. Der in Kehl befehligende Bataillonskommandeur hatte nämlich aus den Mittheilungen einer Offizierpatrouille die Ansicht gewonnen, daß dem General v. Werder ein möglichst frühzeitiges Eingreifen der rechtsrheinischen Batterien erwünscht sei. Die Citadelle nahm aber den Kampf gegen die Batterien, deren Feuer auf Befehl Werders um Mittag eingestellt wurde, gar nicht auf, sondern legte die offene Stadt Kehl in Asche. Wir erinnern uns wohl noch des Schreies der Entrüstung, welcher über diese Barbarei durch ganz Deutschland ging. Werder schrieb sofort an Uhrich und protestirte gegen dies völkerrechtswidrige Verfahren.

„Außerdem lasse ich den verursachten Schaden abschätzen und durch Kontribution im Elsaß Ersatz suchen.“*)

Die Antwort Uhrichs bewegte sich in haltloser Polemik und schloß mit der Bitte, drei Offizierdamen passiren zu lassen, welche in einem sehr höflichen Schreiben vom 20. August von Werder genehmigt wurde. Bei dieser Gelegenheit theilte Werder dem General Uhrich den Sieg bei Gravelotte mit, und daß die kaiserliche Armee von ihrer Rückzugslinie abgedrängt sei. Das Schreiben lautet weiter:

„Ich stelle Ew. Hochwohlgeboren dieserhalb anheim, Sich durch einen Offizier, dem ich sicheres Geleit verspreche, von der angeführten Thatsache an Ort und Stelle zu überzeugen, und fordere Sie im Interesse der Humanität hiermit auf, ein unnützes Blutvergießen zu vermeiden und die schöne Stadt Straßburg, der wir noch immer freundnachbarlich gesinnt sind, von dem bevorstehenden Untergang zu retten. Ew. Hochwohlgeboren ist es ebenso gestattet, Sich persönlich zu überzeugen, daß ich am 23. d. Mts. mit 65 000 Mann und 320 Geschützen vor der Festung stehe. Ich werde nichts verlangen, was dem ehrenvollen Ruf gut gedienter Offiziere zuwider ist, ich muß aber bemerken, daß mit Beginn der Belagerung Kapitulationsbedingungen und eine Schonung der Stadt nicht mehr möglich sind.“*)

Werder glaubte selbst nicht an einen Erfolg dieses Briefes, er fand es daher sehr natürlich, daß Uhrich die Aufforderung zur Kapitulation in würdiger Weise ablehnte. In dem bezüglichen Schreiben aber bat dieser um Erlaubniß, daß Frauen, Kinder und Greise Straßburg verlassen dürften. Dies würde nun aber der Vertheidigung sehr zu statten gekommen sein, weshalb natürlich Werder auf das Verlangen nicht einging und folgenden Bescheid gab:

*) Wagner, Belagerung von Straßburg. Berlin 1874.

Mundolsheim den 21. August, exped. den 22. August 1870.*)

Ew. Hochwohlgeboren sehr geehrtes Schreiben vom 21. d. Mts hat bei mir die ganze Anerkennung und volles Verständniß gefunden.

Ich begreife vollkommen die peinlichen Gefühle, in welchen sich die Pflichten des Soldaten und die Sorge um 80 000 schutzlose Bürger vereinigen.

Die Befestigung großer Städte hat ihre Schwäche in dem Leiden ihrer Bevölkerungen, die den Kugeln des Feindes schutzlos preisgegeben werden, zumal wenn sie, wie Straßburg, ohne Hohlräume sind.

Die von Ew. Hochwohlgeboren gewünschte Entlassung eines Theils der Bevölkerung würde daher die Stärke der Festung vergrößern, und bin ich deshalb nicht im Stande, so schmerzlich es mich berührt, Ew. Hochwohlgeboren Wunsch die Folge zu geben, die ich im Interesse der Humanität eintreten lassen möchte.

Sollten einzelne Personen, namentlich Ausländer, besonderen Rücksichten unterliegen, so bin ich gern bereit, sie nach Prüfung der Verhältnisse passiren zu lassen.

Was Ew. Hochwohlgeboren Person betrifft, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß Sie vielleicht den Wunsch hegen, an Ihre Familie nach Paris Briefe zu senden. Ich bitte daher, mir solche zukommen zu lassen, da ich von dem rein persönlichen und privaten Inhalt überzeugt bin rc. . . . .

Genehmigen Sie meine besondere Hochachtung mit der Versicherung, daß ich den lebhaften Wunsch hege, die mir gewordenen Aufträge möglichst mit Ihren Gefühlen in Einklang zu bringen.

v. Werder.

Nun stand also Werder vor der Nothwendigkeit, die Uebergabe von Straßburg gewaltsam zu erzwingen. Um vielleicht rascher zum Ziele zu kommen, wurde zunächst die Frage des Bombardements erwogen.

Man hat so viel über das Bombardement von Straßburg diskutirt, ob es gerechtfertigt, oder ein Akt barbarischer Gewaltthat gewesen. Daß Straßburg ein Bombardement bevorstand, wenn es einmal belagert werden sollte, nahmen die Franzosen als selbstverständlich an. Die Frage, ob Straßburg mit Forts zu umgeben sei, um die Stadt im Fall einer Belagerung dem Bombardement zu entziehen, war in den sechziger Jahren im französischen Kriegsministerium eingehend erörtert worden. Man nahm eben an, könne der Feind mit Bombardementsbatterien die Stadt erreichen, so werde er es natürlich thun; für Werder also lag die Frage eben so nahe, ob er nicht zunächst durch Bombardement schneller zu seinem Ziele

*) Wagner, Belagerung von Straßburg. Berlin 1874.

gelangen könne. Die Franzosen würden es als ein Zeichen der Schwäche angesehen haben, wenn er dies Mittel nicht versucht hätte.

Werder nahm nun nicht an, daß auf den Gouverneur persönlich die Schrecken eines Bombardements wirken würden, aber ob derselbe Herr der Situation würde bleiben können einer geängstigten und leidenden Bevölkerung gegenüber, konnte man bezweifeln, auch durfte man hoffen, daß die Gefahren eines intensiven Bombardements, bei dem bekannten Mangel an Hohlräumen, den ohnedies nicht hoch anzuschlagenden moralischen Halt der zusammengewürfelten Besatzung so erschüttern würden, daß die Bande der Disziplin sich soweit lockerten, um den Gouverneur zur Kapitulation zu nöthigen. Wußte man doch, daß die Stimmung in Straßburg seit den Ereignissen von Weißenburg und Wörth eine sehr gedrückte war, mußte Uhrich doch bereits am 10. durch eine Proklamation gegen jedes Ansinnen zur Uebergabe der Festung ohne Kampf energisch protestiren. Jedenfalls lag die Möglichkeit vor, daß die furchtbaren Schreckensscenen eines ernsten Bombardements moralisch vernichtend wirken würden. Ferner war zu berücksichtigen, daß die Opfer, welche das Bombardement fordern würde, für Straßburg viel geringer als die einer langwierigen, regelrechten Belagerung sein mußten; und andererseits war vorauszusehen, daß ein förmlicher Angriff die deutschen Truppen großen Verlusten aussetzen würde.

Der menschenfreundliche General ist erst dann ein solcher, wenn er den größten kriegerischen Erfolg durch den geringsten Verlust seiner eigenen Leute erreicht.

In den Berathungen vertrat der Chef des Stabes in entschiedener Weise die Ansicht, daß ein Bombardement versucht werden müsse. Der Ingenieurgeneral Schulz dagegen, der bis zur Ankunft des als Kommandeur der Ingenieure und Pioniere ernannten Generals Mertens bei Werder blieb, sprach von vornherein für den förmlichen Angriff, also gegen das Bombardement. Sein Hauptbedenken war, abgesehen von seinem Zweifel an dem Erfolge, daß der Aufwand an Munition nicht im Verhältniß stehe zu der Gefahr, daß bei der schließlich doch nothwendig werdenden regelrechten Belagerung Mangel an Munition eintreten könne, zumal der volle Bedarf an Munition für den Angriff in Vendenheim noch nicht vorhanden sei.

Für Werder war die Entscheidung sehr schwer. Seiner energischen, zur Offensive geneigten Natur entsprach der langsame Fortschritt eines förmlichen Angriffs wenig. Derselbe konnte vorläufig noch nicht einmal beginnen, weil die Vorbereitungen sich noch in den ersten Anfängen befanden. Die Entladung der Züge in Vendenheim erforderte mit der Ordnung des Artillerieparks noch mehrere Tage. Ferner traten in Werder Bedenken

auf, ob es nicht gegen das Völkerrecht oder den Willen des Königs sei, wenn er Straßburg bombardirte. Eine Anfrage beim großen Hauptquartier enthob ihn dieser Zweifel. Nun traf am 23. früh General Mertens ein, mit welchem Werder sofort in Berathung trat. Auch der General Mertens sprach sich für das Bombardement aus, da der Beweis der Erfolglosigkeit doch nur durch das Bombardement selbst zu führen sei. Daß Werder aber schon vorher zum Bombardement entschlossen war, geht aus einem Briefe vom 22. an General Uhrich hervor, worin er ihm das zu gewärtigende Bombardement notifizirte. Den Zeitpunkt des Beginns mitzutheilen, hielt Werder nicht für angemessen.

Nun sollte aber sofort das Bombardement ins Werk gesetzt werden. Unter Beschäftigung der Festung durch die badische Festungsartillerie auf dem rechten Rhein-Ufer und die Feldbatterien auf dem linken begann am 23. des Abends das Vorschieben der Vorposten und der Bau von 13 Bombardementsbatterien, wovon die Flügelbatterien zugleich als Enfilirbatterien gegen die Festungsfront dienen sollten. Bis Tagesanbruch wurde unter sehr schwierigen Verhältnissen die Mehrzahl der Batterien gebaut, zum Armiren kam es jedoch noch nicht. Von der Festung ist der Bau nicht bemerkt worden, da sich der Feind die ganze Nacht bis auf Vortreiben einiger Patrouillen passiv verhielt. Erst am Morgen des 24. wurde der Belagerer beschossen und ein Ausfall gemacht, der aber die Batterien nicht erreichte.

Am 24. traf General v. Decker in Mundolsheim ein. Er schien mit dem Bombardementsentschluß nicht ganz einverstanden, doch den einmal im Gange befindlichen Vorbereitungen gegenüber bewog er Werder zu dem Entschluß, das Bombardement ununterbrochen, aber nur drei Tage lang, fortzusetzen und dann unmittelbar zu dem förmlichen Angriff überzugehen.

Am Abend des 24. wurde das Bombardement mit 74 Belagerungs- und 54 Feldgeschützen eröffnet. Werder ritt in der Nacht zu den Batterien, ihren Erfolg beobachtend. Heller Feuerschein über der Stadt und das feindliche Feuer erhellten die dunkle regnerische Nacht. Am Morgen des 25. wurde das Feuer des Angreifers schwächer und nur aus einzelnen Batterien den Tag über fortgesetzt.

Die Wirkung des Bombardements in der ersten Nacht war eine von den Bewohnern Straßburgs ungeahnte, in der Hauptsache entmuthigende. Versuche, den General Uhrich zur Nachgiebigkeit zu bewegen, waren erfolglos. Der enragirte Theil der Bevölkerung verlangte einen Massenausfall. Statt dessen erschien um 5 Uhr Nachmittags der Bischof von Straßburg an den Vorposten mit der Bitte, vor Werder geführt zu werden. Dieser lehnte eine persönliche Begegnung ab und beauftragte den Oberstlieutenant v. Leszczynski mit der gewünschten Unterredung, die

resultatlos verlief, da dem Bischof bestimmt erklärt wurde, das Bombardement könne nur eingestellt werden, wenn der Gouverneur zu unterhandeln bereit sei. Kaum hatte der Bischof den Rückweg angetreten, als auch von der Festung aus auf den unter Parlamentärflagge zurückkehrenden Generalstabschef gefeuert wurde.

Werder schrieb an diesem Tage an seinen Bruder Albert, der in Zweibrücken als Johanniter thätig war:

„Wir spielen nothgedrungen die Mordbrenner. Gestern erstes erkleckliches Bombardement aus etwa 80 Belagerungs- und 50 Feldgeschützen. Heute Nacht Wiederholung, morgen verstärktes Feuer. Vielleicht ergiebt sich General Uhrich, der aber ein tapferer Mann sein soll. Eine Unterredung mit dem Bischof von Straßburg, der um Gnade für die Stadt bitten wollte, habe ich abgelehnt und meinen Stabschef beauftragt, ihn auf sein Anliegen abschläglich zu bescheiden. Menschlichkeit üben an den Straßburger Bürgern, hieße unmenschlich sein gegen meine Soldaten, wie gegen das platte Land, und unpolitisch handeln, weil wir die Festung vor dem Friedensschluß nothwendig haben müssen. Also immer durch, so schwer es mir auch wird!“

Auch seiner Schwester Charlotte schrieb er:

„Die Beschießung kann beginnen. Es ist dies ein hartes Mittel, weil es vor Allem die wehrlosen Einwohner mitnimmt, aber ich kann nicht anders, denn Straßburg soll und muß auf kürzestem Wege à tout prix genommen werden. Du kannst Dir denken, wie schwer mir die Sache wird.“

Am 25. erließ Werder folgenden Befehl:

Nachdem nunmehr die Vereinigung der zur Belagerung von Straßburg unter meinem Kommando bestimmten Truppen bewirkt ist, heiße ich Euch Alle willkommen, indem ich die Erwartung ausspreche, daß Ihr in allen Kriegslagen ebenbürtig den Truppen, welche im gegenwärtigen Feldzuge bereits eine Reihe von glänzenden Siegen erkämpft haben, zur Seite stehen werdet, und verlange, daß Euer Benehmen den Einwohnern dieses Landes gegenüber — welches in früheren Zeiten unserm gemeinsamen Vaterlande angehörte — derart sein wird, wie es die Welt von deutschen Truppen gewohnt und es in den Ueberlieferungen der vereinigten Truppen begründet ist.

Mundolsheim, den 25. August 1870.

Das Kommando des Belagerungskorps vor Straßburg.
gez. v. Werder, Generallieutenant.

Am Abend des 25. wurde mit 71 Festungs- und 68 Feldgeschützen das Feuer auf die Stadt, auch mit Brandgranaten, wieder eröffnet.

Werder war tief bewegt von dem furchtbar schönen Anblick, den die unglückliche Stadt Straßburg bot. Ein Offizier seines Stabes*) zeichnet folgendes ergreifendes Bild:

„Es war ein ergreifend schöner Anblick. Majestätisch hoben sich die Bogen der Feuerkugeln, scharf antwortete die Festung, und sobald eine der aus wechselnden Positionen feuernden Feldbatterien ihre Stellung durch eine Lage verrathen hatte, schlugen die schweren Festungsgranaten in sie ein.

Aber über der Festung färbte es sich roth. In Nacht daliegend, sah die Stadt aus wie ein Kohlenmeiler, dessen innere Gluth einzelne Flammen hervortreibt. Die nach der Brandstelle gezielten Kugeln**) verhinderten die Löschversuche und bald wallte wogend das Feuermeer über der ganzen Stadt. Den Jammer im Innern hörte der Angreifer nicht, er drang durch den rollenden Donner nicht bis zu uns herüber, aber er fühlte gepreßten Herzens, wie wohl manches letzte Stoßgebet von den stürzenden Mauern verschlungen ward, manches unschuldige Glück durch den rauhen Eingriff des Krieges auf ewig in Trümmer ging.

Das Bombardement einer solchen Stadt, an die sich außerdem Erinnerungen knüpfen, muß dem mit Herz und Phantasie begabten Manne einen unvergeßlichen Eindruck machen, namentlich wenn lange bange Nächte zum Ausmalen des Bildes Zeit geben. In solcher Stimmung stand der Stab in der Nacht vom 25. zum 26. auf den Höhen von Mundolsheim, als die Flammen in der Mitte zusammenschlugen und plötzlich das Münster transparent wie ein Gerippe in heller Beleuchtung stand. Sein Dach hatte Feuer gefangen und an dem herrlichen Bau hinauf züngelte und leckte das zerstörende Element."

Wenn überhaupt auf den Kommandanten einzuwirken war, so mußte es in dieser Schreckensnacht geschehen. Werder gab den von verschiedenen Seiten auf ihn eindringenden Vorstellungen nach und ließ um 2 Uhr in der Nacht das Bombardement einstellen, um dem Kommandanten Zeit zu seinen Entschlüssen zu lassen. Morgens 6 Uhr schickte er einen Brief an General Uhrich, worin er ihn zur Uebergabe aufforderte, mit dem Bemerken, daß er bis 12 Uhr Mittags Verhandlungen oder Antwort erwarte und so lange das diesseitige Feuer eingestellt werden würde. Viel Hoffnung setzte Werder nicht auf die Nachgiebigkeit seines Gegners, und ziemlich ver-

*) v. Friedeburg, Die Belagerung von Straßburg. Ein Vortrag. Berlin 1875.

**) Dieses Verfahren hatten wir von den Franzosen gelernt, die bei der Beschießung von Kehl jeden Löschversuch dadurch verhinderten.

drießlich mußte er sich zur Einleitung des förmlichen Angriffs entschließen, als er Uhrichs Antwort erhielt:

„Unsere Mauern stehen noch, und ich kann nicht daran denken, einen Platz zu übergeben, den bis aufs Aeußerste zu vertheidigen mir die Ehre und das Interesse Frankreichs gebietet.“

Während in der Nacht der Vertheidiger sich ziemlich still verhielt, begann er am Morgen des 27. ein heftiges Artilleriefeuer auf die diesseitigen Batterien zu richten, welche dem Versprechen gemäß das Feuer nicht erwidern durften. Die Wirkung des feindlichen Feuers war nicht nennenswerth, und da der Mittag verstrich, ohne daß eine Antwort Uhrichs erfolgte, die erst Abends eintraf, wurde das Feuer gegen die Festung wieder aufgenommen, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt mehr die Werke, als die innere Stadt unter Feuer genommen wurden. Die tägliche Munitionsrate wurde auf die Hälfte reduzirt. Die Feldgeschütze jedoch beschossen bis zum 28. aus wechselnden Stellungen die Stadt mit Brandgranaten.

Eingehende Rekognoszirungen und Berathungen hatten bereits stattgefunden, gegen welche Fronten man nunmehr mit dem förmlichen Angriff vorgehen wollte. Werder hatte sich für die Nordwestfront entschieden, wegen der größeren Leichtigkeit der Verbindung mit Vendenheim und der verhältnißmäßig günstigeren Bodenverhältnisse. Der Angriffsentwurf war vollständig fertiggestellt, es kam nur darauf an, in kürzester Zeit die Vorbereitungsarbeiten, als da sind: die Etablirung der Depots, Heranschaffung von Geschützen und Munition, das Bereitstellen des Batteriebaumaterials ꝛc. ꝛc., zu vollenden, um so bald wie möglich mit dem Bau der ersten Parallele beginnen zu können.

Werder mußte sich in Geduld fügen lernen, da er von der Ausdehnung aller Vorbereitungsarbeiten, wie sie zu einer förmlichen Belagerung nothwendig sind, kaum eine Vorstellung hatte. So riesengroß aber auch die Arbeit war, sie ging rasch von statten, weil die Detailanordnungen der Generale Mertens und Decker so sachgemäße waren, daß Stockungen im Fortgange der Arbeiten nicht zu fürchten waren. Seinen Gehülfen das vollste Vertrauen schenkend, enthielt sich Werder jeden Eingriffs in die Details; sein Interesse, vielleicht auch etwas Ungeduld, trieben ihn fortwährend hinaus, die Arbeiten durch manches Wort der Anerkennung oder Aufmunterung fördernd. Wollte er sich doch auch persönlich seinen Truppen bekannt machen, von denen die meisten ihren nunmehrigen Oberbefehlshaber noch kaum von Angesicht gesehen hatten.

Werder hatte also entschieden, daß zunächst gegen die Nordwestfront vorzugehen sei; welche Bastione später anzugreifen seien, darüber wurden die Entschlüsse einer späteren Periode vorbehalten. Das Hauptaugenmerk

war aber schon jetzt auf die Bastione 11 und 12 am Steinthor gerichtet. Dieselben lagen in der Nordwestecke Straßburgs. Zu beiden Seiten der Bastione lagen rechts neben 12 das Hornwerk Finkmatt, neben 11 das Hornwerk 47 bis 49. Zwischen diesem und der weit vorgeschobenen Lünette 44 führte die Eisenbahn aus der Stadt nach dem sogenannten Eisenbahndreieck, wo die Schienenwege nach Weißenburg und Belfort sich trennten. Vor der Front der Bastione 11 und 12 lagen die starken Lünetten 53 und 52, welche zunächst anzugreifen waren, während man die Kollateralwerke mit der Artillerie niederzuhalten hoffte. Die beiden Lünetten sind starke Werke, die um so stärker wurden, wenn es nicht gelang, durch Artillerie das Schleusensystem zu zerstören. Denn sonst konnten die Gräben mit Wasser so angefüllt werden, daß auch die Umgebung der Lünetten unter Wasser zu setzen war. Unter günstigsten Umständen hatte der Angreifer bis zur Bresche, die wir uns in einer der Facen der beiden Bastione denken müssen, vier tiefe nasse Gräben zu überschreiten und vielleicht auch einen Minenkrieg zu führen, da man wußte, daß vor Bastion 12 wenigstens Contreminen zu fürchten waren.

Man sieht also, daß sich dem Angriff große Schwierigkeiten in den Weg stellten, und wenn sich Artillerist und Ingenieur vor Straßburg ihrer großen Aufgabe gewachsen zeigten, so gebührt doch Werder das Verdienst, daß er bei seiner persönlichen Thätigkeit und Theilnahme für alle technischen Details immer das Streben hatte, im Drängen nach rascher Entscheidung alle etwa auftauchenden technischen Bedenken überwinden zu helfen. Von einem weniger energischen General wäre vielleicht der vom Ingenieurhauptmann Wagner entworfene ausgezeichnete, aber kühne Belagerungsentwurf gar nicht angenommen worden.

Werders tägliche Ritte in das Vorterrain hatten ihn mit demselben bereits so genau bekannt gemacht, daß er bei Meldungen kaum mehr eine Karte gebrauchte, um sie zu verstehen. Seine Rekognoszirungen waren sehr gründlich, wobei er jede persönliche Gefahr nicht achtete. Daß er ein schneller sicherer Reiter war, entsprach seinem ganzen Wesen schneller, entschiedener Bewegungen. Ein zu seinem Stabe gehöriger Offizier beschreibt einen solchen Rekognoszirungsritt, den Werder unternahm, um die Lage der projektirten ersten Parallele und der Batterien an Ort und Stelle zu beurtheilen, wie folgt:*)

„Wir ritten am Abhange der Hausberge, des von Nord nach Süd streichenden Höhenzuges, an dessen Anfang Mundolsheim liegt, entlang durch die Dörfer Nieder-, Mittel- und Ober-Hausbergen. Sie waren

*) J. Hartmann, Generallieutenant z. D., Erlebtes aus dem Kriege 1870/71. Wiesbaden 1885.

von Truppen voll, und der General unterließ nicht, an deren Offiziere gelegentliche und immer erhebliche Bemerkungen zu richten. Er war nicht recht heiterer Laune. Die unvermeidliche Langsamkeit eines förmlichen Angriffs sagte ihm nicht zu, die technischen Schwierigkeiten machten ihn ungeduldig. Um so schneller ritt er, wenn er nicht plötzlich anhielt, um besser zu hören oder zu sehen. Die Kanonade war nicht lebhaft, Gewehrfeuer häufiger. Auf der Südfront war es still, auf der Westfront schossen die Festungskanonen häufiger, als die Belagerungsgeschütze, letztere in vorgeschriebener Weise langsam gegen die Wälle. Hinter diesen brannten mehrere Häuser, von deren Rauch sich die Pulverwolken heller abhoben. Unsere Schüsse unterschied man an dem regelmäßigen Doppelknalle der Kanone und der am Ziel zerspringenden Granate.

Südlich von Ober-Hausbergen wurde die Pariser Chaussee erreicht, auf der wir, von einigen Geschossen begrüßt, bis in die Höhe von Königshofen jagten. Hier stiegen wir vom Pferde und schlichen durch die zur nachhaltigen Vertheidigung eingerichtete Vorstadt über Gehöfte, die von französischen Geschützen eingeäschert waren, nach dem Kirchhof St. Gallen, der schon mehrere Male der Gegenstand von Kämpfen mit den aus dem Nationalthor ausgefallenen Franzosen gewesen war. Wir hatten das nächste Festungswerk auf Gewehrschußweite vor uns. Nun kam der General, welcher seinen ersten Feldzug 1842/43 im Kaukasus gemacht hatte, in die Gewohnheiten des kleinen Krieges. Die Mütze in der Hand, gebückt, spähend ging er immer vorwärts, und wir freuten uns, daß in der nächsten Richtung die Ueberschwemmung seinem Drange Halt gebot.

Dann jagten wir weiter, der General in froherer Stimmung, auf Kronenburg, und als wir hier den äußeren Bahnhof und das nächste Festungswerk,*) welches diesen bestrich, in ähnlicher Weise rekognoszirt hatten, weiter nach Schiltigheim. Quer hindurch gingen wir an die Aar, einen Arm der Ill, der mit einem Bogen an die Mitte des langen Dorfs herantritt und, indem er alsbald den Hauptfluß wieder erreicht, die Insel Wacken bildet, welche in unserm Besitz war. Die erste Parallele sollte ihren linken Flügel an diesen Wasserzug lehnen und am Südrande von Schiltigheim vorbei nach Kronenburg geführt werden.

Wir verfolgten diese Richtung an Barrikaden und allerlei Trümmern vorbei, die uns den Blicken des Gegners entzogen, bis an den Kirchhof St. Helène, der von dem Südende des Dorfes an der Straße nach dem Steinthor mit der äußersten Spitze nur wenige Hundert Schritt von der Festung liegt. Seine Bäume, welche niederzulegen der

*) Lünette 44.

Feind, als unsere Infanterie Schiltigheim schon besetzt hielt, ohne Erfolg versucht hatte, luden den General zum Nähertreten ein. Er beobachtete die Lünetten 52 und 53 genau, welche für den Angriff bedeutend werden konnten, gewissermaßen ärgerlich über das sie umgebende Wasser.

Unsern Rückzug begleiteten französische Granaten, die prasselnd in die Häuser schlugen. Dazu spielte ein Lieutenant auf dem Pianino, welches sein Quartier zur Zeit noch verschönte. Als er den Oberfeldherrn vorbeigehen sah, fing er das Lied an: „Zu Straßburg auf der Schanz!“

Ich war zufrieden, als wir unbeschädigt das Nordende von Schiltigheim erreichten, wo wir bei dem Gasthof die Pferde zum Ritt nach Mundolsheim wieder bestiegen.“

Die Vorbereitungen des Artilleristen und Ingenieurs zum förmlichen Angriff nahten sich ihrem Ende. Der Bau der ersten Parallele wurde für die Nacht vom 29. zum 30. August beschlossen, der Termin sorgfältig geheim gehalten, von Werder aber dem großen Hauptquartier gemeldet. Das Gelingen des großen Unternehmens in stiller Nacht hing ja davon ab, daß der Vertheidiger durch das fait accompli überrascht werden mußte. Seine Beschäftigung auf allen Seiten der Festung, wobei bis zum 28 namentlich die Feldartillerie aus wechselnden Stellungen thätig war, fand seit dem Bombardement, wenn auch in sich immer mehr und mehr verminderndem Maße, statt. Die Vorposten waren seit einigen Nächten bis auf 400 Schritt an die Festung herangeschoben, hatten sich dort eingegraben und waren am Morgen wieder zurückgegangen. So konnte das Vortreiben der Vorposten in der entscheidenden Nacht nicht auffallen. Das Terrain war von allen betheiligten Führern genau rekognoszirt, die Truppen in den nöthigen Formationen geübt, Werkzeuge und Material an bestimmten Plätzen bereitgestellt. Auch waren die Truppen anders dislozirt, so daß, nachdem die Garde-Landwehr-Division zwischen die den rechten Flügel innehabende badische Division und die erste Reserve-Division auf dem linken Flügel eingeschoben war, alle drei Divisionen, in der Tiefe gegliedert, in der Front standen.

Die Arbeiten im Artilleriepark waren seit einigen Tagen mit verstärkten Kräften betrieben. Die Infanterie hatte dazu permanente Hülfsarbeiter gestellt.

Endlich war zur Unterstützung des artilleristischen Angriffs ein Wallbüchsen-Detachement von 20 Unteroffizieren, 220 Mann zur Bedienung von 50 Wallbüchsen formirt und in Bischheim untergebracht. Auch die badische Division formirte ein ähnliches Detachement für Miniéwallbüchsen in Eckbolsheim.

Durch Korpsbefehl vom 29. erfuhren die Truppenkommandeure, daß am Abend mit dem Bau der ersten Parallele der förmliche Angriff eröffnet werden sollte. Eine vom General Mertens verfaßte Instruktion enthielt alle Vorschriften für das Verhalten der Führer, Bedeckungstruppen und Arbeiter. Der Korpsbefehl bestimmte 2 Linien- und 2 Landwehr-Bataillone der 1. Reserve-Division als Bedeckungstruppen, 3 Bataillone und 2 Kompagnien als Arbeiterkolonnen zur Aushebung der ersten Parallele, event. Arbeiterreserve; zur Herstellung der Kommunikationen auf dem rechten Flügel 16 Kompagnien, auf dem linken Flügel 5 Kompagnien. Die 1. Reserve-Division hatte mit den beiden Linien-Regimentern 30 und 34 im Ganzen 12 Bataillone und 1 Kompagnie zu stellen. Um 3 Uhr früh hatte die Garde-Landwehr-Division die Ablösung zu bewirken, 2 badische Bataillone jedoch hatten die Bedeckungstruppen bei Schiltigheim abzulösen.

Es war also in der Nacht vom 29. zum 30. August ziemlich das ganze Belagerungskorps auf den Beinen. Die Bedeckungstruppen erschienen ohne Gepäck, in Mütze, die Arbeiter ohne Lederzeug, mit umgehängtem Gewehr, Patronen im Brotbeutel. Eine Extraportion von Speck und Branntwein wurde ausgegeben, und erst auf dem Rendezvous wurden die Truppen von dem Unternehmen in Kenntniß gesetzt und lautlose Stille bei allen Bewegungen und bei der Arbeit empfohlen.

Um 8 Uhr war es dunkel geworden und Werder mit seinem Stabe an der Mairie von Schiltigheim eingetroffen, wohin die Meldungen zu erstatten waren.

Unter dem Donner von 34 Geschützen des rechten Rhein-Ufers, welche in steigendem Feuer die Citadelle und die Sporeninsel mit Geschossen überschütteten, gingen zunächst die beiden Vorposten-Bataillone bis auf 400 Schritt an die Festung heran, wie in den vorhergehenden Tagen, ihnen folgten die Bedeckungstruppen, die sich 20 Schritt vor der projektirten Parallele niederlegten, in Kompagniekolonne auseinandergezogen. Dahinter entwickelte sich nun die lange Linie der Arbeiter, die sofort die Arbeit begannen, die auch ohne wesentliche Störung ihren Fortgang nahm.

In zweiter Linie entwickelte nun die Artillerie ihre hochwichtige Arbeitsthätigkeit im Batteriebau. Daß gleichzeitig mit dem Ausheben der Parallele noch in derselben Nacht auch die Batterien gebaut werden sollten, damit sie am nächsten Morgen den Kampf mit den Festungsgeschützen aufnehmen konnten, war eine im Festungskriege bis jetzt noch niemals gestellte Aufgabe. Sie wurde glücklich gelöst und trug dies wesentlich zu dem beschleunigten Fortgang der Belagerung bei.

Auch General v. Decker hatte für den Batteriebau eine Instruktion erlassen, welche das Zustandekommen der neu zu erbauenden und zu armirenden 11 Batterien sicherte. Da von den für das Bombardement

gebauten 13 Batterien 3 eingehen sollten, blieben noch 10 in Thätigkeit, von denen 6 mit Mörsern armirt waren.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß in dieser einen Nacht Laufgräben und Kommunikationen von etwa einer deutschen Meile Länge, 11 Batterien für 46 gezogene Geschütze und 3 Wallbüchsenemplacements fertiggestellt wurden; ferner, daß um die Zeit der Ablösung, also gegen 2 Uhr, etwa 30 Bataillone Infanterie, 600 Pioniere und 3000 Artilleristen sich im Bereich der Festung bewegten, daß eine Menge Wagenkolonnen hin und her fuhr und in der Festung von alledem nichts bemerkt wurde, so kann man den Erfolg wohl den vortrefflichen Instruktionen und dem umsichtigen Benehmen der Truppen zuschreiben, muß aber doch der Festungsbesatzung den Vorwurf unverzeihlicher Unthätigkeit und Theilnahmlosigkeit machen. Es geschah nichts zur Erhellung des Vorterrains, obgleich sich später im Bestande Leuchtraketen vorfanden, und Patrouillen wagten sich nur höchst vereinzelt bis in die Nähe der diesseitigen Vorposten.

Werder hielt es natürlich nicht lange in Schiltigheim. Nach den ersten günstigen Meldungen ging er vor das Dorf. Man hörte nichts. Die Festung war still, die Nacht sternenklar. Nun ging er über das freie Feld, kam an einen Batteriebau, dann an die Parallele, in welcher die Leute schweißtriefend, eifrig in lautloser Stille einen Spaten Erde um den andern vor sich herwarfen. Werder ging weiter, nach der Festung zu, zu der Bedeckungstruppe, und immer weiter, bis der Offizier, der ihn begleitete, ihn bat, sich nicht nutzlos der Gefahr auszusetzen und ihn zur Umkehr bewegte. In der Parallele angekommen, bemerkte der Offizier: „Excellenz bringen uns in Gefahr, Sie zu verlieren“, worauf Werder mit einer Handbewegung antwortete, die soviel sagen sollte als: „Da kehre ich mich nicht daran.“ Er hatte sich überzeugt, daß das große Werk gelungen und kehrte in der Nacht befriedigt nach Mundolsheim zurück.

Am 30. August Morgens 7 Uhr eröffneten dem Befehl gemäß die Angriffsbatterien mit 64 Kanonen und 24 Mörsern das Feuer auf den vollständig überraschten Gegner. Dieser nahm zwar den Artilleriekampf auf, konnte ihn aber nach $1^1/_2$ Stunden schon nicht weiter fortsetzen. Im Laufe des Tages versuchte er auf der nun ausgesprochenen Angriffsfront mit verstärkten Kräften aufzutreten, die Ueberlegenheit unserer Geschütze stellte sich aber bald heraus, so daß im Artilleriekampf der Gegner voraussichtlich niemals würde Vortheile erringen können.

So vergingen die nächsten Tage mit dem Ausbau der Parallele und der Bekämpfung der feindlichen Artillerie.

Werder hoffte nach dem überaus günstigen Resultat des 30. August der Festung bald näher rücken zu können. Bei seiner Neigung zur Thätigkeit fanden sich wenig Mußestunden für ihn und seine Umgebung, wenn-

gleich nun Alles seinen vorgeschriebenen Gang gehen mußte, um mit Spaten und Geschütz dem Gegner die Festung zu entreißen.

Das Leben im Hauptquartier war, der Anspruchslosigkeit Werders entsprechend, in hohem Grade einfach. Man versammelte sich zur Mittagsmahlzeit in einem nahe gelegenen, zu diesem Zwecke bestimmten großen Raume des Gasthofs zu Mundolsheim, später in einer langen hierzu hergerichteten Laube des Gartens, und das vom Koch bereitete Essen enthielt die Bestandtheile der Lieferungen aus dem Magazin und etwaige, aus der Heimath eingegangene Liebesgaben. Getrunken wurde der einfache Landwein. Die Hauptwürze waren aber die anregenden Tafelgespräche, zu denen die Ereignisse reichlichen Stoff boten.

Im Hauptquartier befand sich außer dem Prinzen Wilhelm von Baden, der vorläufig ohne Kommando dem Feldzuge beiwohnte, der Fürst Hohenlohe-Langenburg als Delegirter des Johanniter-Ordens, welcher sich um das Krankenpflegewesen um Straßburg sehr verdient machte. Auch der Großherzog von Baden wollte in der Nähe seiner Truppen sein und hatte, ohne eine Einwirkung auf die Leitung ausüben zu wollen, mit seiner persönlichen Umgebung in Lampertsheim sein anspruchsloses Hauptquartier aufgeschlagen. Werder verehrte in ihm nicht bloß den nahen Verwandten des Königs, sondern auch den für die deutsche Sache begeisterten Fürsten, dessen Truppen ihre Tüchtigkeit zu zeigen bereits Gelegenheit hatten.

„Während der Mahlzeit theilte man Erlebtes und Wahrnehmungen, Nachrichten von der Armee und aus der Heimath mit oder was man in den Zeitungen, deren viele gehalten wurden, etwa gefunden hatte. Die Lügen in den französischen Zeitungen belustigten, wenn sie uns nicht empören mußten. Die thatsächlichen Vorgänge in Frankreich wurden mit Wißbegierde verfolgt. Das Gerücht, die neugebildete Armee Mac Mahons bewege sich längs der belgischen Grenze nach Metz, fand wenig Glauben, bis am 1. September der Großherzog dem General Werder ein Telegramm übersandte, wonach am 30. August südlich von Sedan eine Schlacht stattgefunden hatte, die wieder siegreich für die Deutschen verlaufen war. Nun erwartete man in höchster Spannung die wichtige Entscheidung, welche in jener Gegend bevorzustehen schien.“*)

Werder theilte dem General Uhrich die Nachricht von dem neuen Siege der deutschen Waffen am 1. September mit, es war ja möglich, daß er den Widerstand aufgab, obgleich Werder überzeugt war, daß er bis zur äußersten Grenze sich halten werde. In der Antwort vom 2. war dann auch nur von Geleitscheinen und der Bitte einer kurzen Waffenruhe die

*) J. Hartmann, Erlebtes. Seite 81.

Rede, um Todte und Verwundete, die der Feind bei jedem Versuch einer offensiven Thätigkeit hatte, in die Festung zu schaffen.

Um so willkommener war Werder, daß die günstigen Resultate des Geschützkampfes und die Ausführung von zwei Approchenschlägen aus der ersten Parallele, sowie die bisherige Unthätigkeit des Vertheidigers ihn in die Lage brachten, bereits in der Nacht vom 1. zum 2. September den Bau der zweiten Parallele in Angriff nehmen lassen zu können. Am Abend sollte die Parallele in einer Entfernung von 200 m vom gedeckten Wege ausgeworfen, zur Sicherung des rechten Flügels ein Emplacement für Feldartillerie von den Pionieren gebaut und auf dem linken Flügel die Insel Jars besetzt und befestigt werden.

Bei Einbruch der Dunkelheit wurden die Laufgrabenwachen abgelöst. Oberst v. Renz mit dem 1. und 3. Bataillon des 2. Badischen Grenadier-Regiments besetzte die ganze erste Parallele vom linken Flügel bis zur Eisenbahnrotunde. Von hier besetzte eine Kompagnie des Garde-Landwehr-Bataillons Cottbus den Rest der Parallele bis Kronenburg und mit einem Zuge den westlichen Damm des Eisenbahndreiecks, das Garde-Landwehr-Bataillon Berlin übernahm die Sicherung von Kronenburg. Auf dem linken Flügel bewerkstelligten das 2. Bataillon vom 30. Regiment und die Pionier-Kompagnie Kloeden die Besitznahme der Insel Jars.

Als die schmale Sichel des zunehmenden Mondes gegen 9½ Uhr untergegangen, ließ Oberst v. Renz zwei Kompagnien aus der Parallele vorgehen, eine Kompagnie mit dem rechten Flügel an der Weißenburger Eisenbahn, die andere mit dem linken Flügel an der Straße Schiltigheim—Steinthor. Die Schützen von zwei Zügen gelangten bis 200 Schritt vom gedeckten Wege und placirten sich daselbst, der dritte Zug als Soutien dahinter. Aber in der Mitte entstand eine lange Lücke in der Sicherung der Arbeiter, weil die zu deckende Strecke an 1400 m betrug. Um nun nicht die Aufmerksamkeit der feindlichen Patrouillen zu erregen, nahm man von Aenderung der gewonnenen Aufstellung Abstand. Auch glaubte man, die vorherige Tracirung der Parallele entbehren zu können.

War es nun eine Nacht der Mißgeschicke oder waren die Vorbereitungen nicht so sorgfältig getroffen, wie bei der ersten Parallele, hatte man die Schwierigkeiten unterschätzt oder hatte man zu sehr auf erprobtes Glück gebaut, eine Störung durch den Feind überhaupt nicht vorausgesetzt, kurz, die Sache gelang so nicht ganz nach Wunsch.

Auf dem rechten Flügel kam das Emplacement für die Feldartillerie nicht zur Ausführung, weil der Artillerieoffizier, der die Lage der Batterie angeben sollte, sich in der Dunkelheit verirrt hatte. Der rechte Flügel der zweiten Parallele wurde irrthümlich nicht auf die Südspitze des Kirchhofes St. Hélène geführt, sondern traf denselben 200 m zu weit nördlich. Auch

wurde, noch ehe die Infanteriearbeiter die Arbeit begannen, aus den nächsten Werken ein lebhaftes Infanteriefeuer auf sie gerichtet, und der Feind machte einen Ausfall auf den Kirchhof, wodurch eine augenblickliche Verwirrung hervorgerufen wurde. Als aber noch zwei Kompagnien als Deckungstruppen vorgenommen und die Arbeit wieder aufgenommen worden, kehrte Werder, welcher selbstverständlich der Einleitung und dem Beginn der Arbeit beigewohnt hatte, nach Mundolsheim zurück.

Doch die Ereignisse riefen ihn bald wieder in den Sattel und auf das Kampffeld.

Gegen 3 Uhr Morgens war die Parallele, wenn auch nicht in der erwünschten Weise, gebaut, denn auch in der Anlage eines Approchenschlages auf dem linken Flügel war ein verhängnißvoller Irrthum vorgekommen; die Bedeckungstruppen wurden zurückbeordert. Aber noch vor Anbruch des Tages entwickelte der Feind eine bis jetzt nicht gewohnte Thätigkeit. Er hatte einen größeren Ausfall geplant, wollte den Belagerer bei Königshofen und auf der Insel Wacken beschäftigen, mit seinen besten Truppen aber gegen Kronenburg aus der Lünette 44 ausfallen. Alle diese Angriffe wurden gleichzeitig in der Morgendämmerung ausgeführt, und die Laufgrabenwachen so überrascht, daß sie Terrain verloren. Die herbeigeeilten Verstärkungen warfen den Feind jedoch unter großem Verlust in die Festung zurück. Auf der Insel Jars dagegen wurde der Feind überrascht, welcher nicht ahnte, daß die Insel in eben dieser Nacht vom Belagerer in Besitz genommen war.

Als Werder, der bei der ersten Meldung vom Ausfall auf das Kampffeld gejagt, dort um 5½ Uhr eintraf, war der Feind bereits geworfen, hatte aber doch den diesseitigen Truppen Verluste beigebracht, wenn er auch weder die Arbeiten gestört, noch ein Geschütz unbrauchbar gemacht, wozu er in der Mörserbatterie 4 am Ausgange von Kronenburg Gelegenheit gehabt hätte, da diese einen Moment in seinem Besitz war. Der Verlust betrug 3 Offiziere, 89 Mann, darunter 1 Offizier des 30. Regiments, der im hin- und herwogenden Gefecht auf der Insel Jars verwundet in Gefangenschaft gerieth.*)

Der Verlust des Feindes war viel bedeutender. Uhrich berichtete nach Paris:

„Diesen Morgen ehrenvoller Ausfall, aber theuer und ohne anderes Resultat, als dem Feinde Achtung eingeflößt zu haben."

Nun aber eröffnete die Festung ein formidables Artilleriefeuer auf die Truppen und Batterien des Belagerers. Es feuerten Werke, die bis dahin

---

*) Er wurde nach einiger Zeit ausgewechselt.

noch nicht armirt gewesen sein mußten, auch schien der Feind seine Artillerie auf der Angriffsfront bedeutend verstärkt zu haben.

Jener verhängnißvolle Irrthum in der Anlage eines Approchenschlages auf dem linken Flügel wurde nach Tagesanbruch vom Feinde entdeckt, er war aus der Trace der Lünette 56 zu enfiliren. Bei dem wiederholten Versuch, die Laufgrabenwache und die Tagarbeiter durch die fehlerhafte Approche in die zweite Parallele zu bringen, entstanden die schmerzlichsten Verluste durch die feindliche Artillerie. Vor Allem war der Tod des Oberstlieutenants v. Gayl und des Hauptmanns Herzberg von den Ingenieuren zu beklagen, welche mit einer größeren Anzahl Mannschaften durch eine Granate getödtet wurden. Die Approche blieb von da ab unbenutzt, bis der Fehler in den nächsten Nächten ausgeglichen wurde.

Der Artilleriekampf dauerte bis 8 Uhr in heftiger Weise fort, dann fing er französischerseits an zu erlahmen. Um 9 Uhr schwiegen die feindlichen Geschütze.

Der diesseitige Verlust war auf 7 Offiziere, 149 Mann angewachsen. Die Batterien hatten geringen oder gar keinen Schaden gelitten. Die zweite Parallele wurde nun während des Tages ausgebaut, so gut es die Nähe der Festung und das feindliche Gewehrfeuer zuließ.

Am 3. September erhielt Werder die wunderbare Kunde von den Vorgängen bei Sedan. Zunächst überwog Erstaunen die Freude, man mußte sich erst nach und nach an das Ueberraschende gewöhnen. Werders erster Gedanke war, daß die Franzosen nun Frieden machen würden, und Straßburg war noch nicht genommen! Dadurch wurde seine Freude über das große Ereigniß arg getrübt, und doch besaß er kein Mittel, den Fortgang der Belagerung noch mehr zu beschleunigen. Man hatte ja schon das Mögliche geleistet, und der Angriff trat jetzt gerade in eine Phase, wo man sich nur schrittweise und unter größten Gefahren der Festung nähern konnte.

Werder begab sich gegen Abend nach Hausbergen. Er hatte alle Truppen ausrücken lassen, und nach Verlesung der Siegesdepeschen wurde von Infanterie und Artillerie Viktoria geschossen und unter Begleitung der Musik Gott ein Danklied gesungen. Ein furchtbares Gewitter, welches sich am Nachmittag über Freund und Feind entladen, der Jubel der deutschen Truppen, der sich bis in die vordersten Linien fortpflanzte, das lebhafte Feuer aus der Festung, in welcher man nach dem auffallenden Benehmen des Feindes draußen auf einen beabsichtigten Generalangriff schloß, hatte die Stimmung in Straßburg zu einer tief erregten gemacht. Werder hoffte nun, auf den Gouverneur wirken zu können und schickte ihm durch einen Parlamentär die eingegangenen Depeschen, wonach die Armee bei Sedan sich ergeben, der Kaiser gefangen und Bazaine bei Noisseville vergeblich versucht, sich der eisernen Umarmung zu entziehen. Es ist wohl begreiflich, daß der tapfere

französische General diese für die Franzosen niederschmetternden Nachrichten nicht glauben wollte. Er bat, zwei Offiziere aussenden zu dürfen, die die Wahrheit feststellen sollten. Bis zu ihrer Rückkehr sollte Waffenstillstand sein und den Tag nach Rückkehr derselben möchten die Verhandlungen beginnen. Gleichzeitig bat der Gouverneur um Nachricht von seinem Sohn, der sich im Stabe Mac Mahons befunden habe.

Werder, welcher selbst in Sorge um seinen einzigen Sohn, der den Krieg im Garde-Füsilier-Regiment als Avantageur mitmachte, von dem natürlich aber noch keine Nachrichten eingegangen sein konnten, erwiderte Uhrich, daß er bereit wäre, zwei Offiziere zu empfangen, daß er aber schon jetzt bemerken müsse, wie von einem freien Abzug der Garnison bei den etwaigen Verhandlungen keine Rede mehr sein könne, daß er auch das Feuer so lange nicht einstellen werde, als nicht in definitive Unterhandlungen getreten sei. Uhrich zog hierauf seinen Antrag der Entsendung zweier Offiziere zurück und stellte den status quo ante wieder her.

Von Seiten der obersten Heeresleitung erhielt Werder am 5. die Aufforderung, dem Gouverneur von Straßburg nochmals die Kapitulation anzubieten. Er schrieb unter Anderem:

„Ew. Hochwohlgeboren wollen versichert sein, daß ich mit meinem ganzen Offizierkorps Ihre brave Vertheidigung mit nur geringen Mitteln wahrhaft hochschätze. Bereits unter dem 27. August sprachen sich Ew. Hochwohlgeboren in einer Depesche an das Kriegsministerium und den General Douay dahin aus, daß Sie Straßburg für verloren hielten, wenn nicht unverzügliche Unterstützung gewährt würde. Daß unter den jetzigen Verhältnissen diese Unterstützung Ihnen von Ihrer Armee nicht gewährt werden kann, wird Ew. Hochwohlgeboren auch unzweifelhaft erscheinen."

Die Depeschen, von denen hier die Rede, waren aus Straßburg trotz Aufmerksamkeit der Vorposten in dem sehr coupirten Terrain der Südfront durchgebracht und in Neu-Breisach an das französische Hauptquartier telegraphirt worden. Sie kamen bei der Kapitulation von Sedan in unsere Hände und wurden an Werder geschickt. Die eine lautete auszugsweise:

„Seit 6 Tagen Bombardement. Citadelle gänzlich abgebrannt. Situation sehr schlimm, wird besorgnißerregend."

Die zweite an Douay, den man noch in Belfort in Konzentration seines Korps begriffen glaubte, lautete:

„Straßburg ist verloren, wenn Sie ihm nicht unverzüglich zu Hülfe kommen. Thun Sie, was Sie können!"

Auf Werders Aufforderung zur Uebergabe antwortete Uhrich, er könne nicht daran denken, die Stadt zu übergeben. Nur sein Gouvernement

könne ihn dazu autorisiren, und er zweifle, daß Werder ihm gestatten werde, dasselbe zu befragen.

So mußte sich also Werder entschließen, den langsamen, mühe- und opfervollen Weg des förmlichen Angriffs weiter zu beschreiten. Aufmerksam verfolgte er das Vorschreiten der Laufgrabenarbeiten. Die Schwierigkeiten nahmen zu, je näher man den Werken kam. Durch Gewitter und anhaltendes Regenwetter stand das Wasser in den Trancheen fußhoch, der Aufenthalt für die Sicherheitstruppe und Arbeiter wurde dort schwierig und ungesund. Und doch war schwer abzuhelfen. Werder, welcher sich täglich in den Laufgräben befand, wurde übler Laune, und doch erheiterte ihn wieder der nie versiegende Humor der braven Soldaten, die sich die unerquickliche Situation durch die bekannten, in jedem Friedensbiwak spielenden Scherze erträglich zu machen suchten.

Immer wieder kam bei Werder das Mitleid für die dem Verderben verfallene Stadt zum Durchbruch, und alle erlaubten Erleichterungen, die er den Bürgern gewähren konnte, sagte er ihnen zu.

So hatte er schon in den ersten Tagen der Einschließung einen Transport Medikamente in die Stadt gelassen und sehr viele Geleitscheine an bestimmte Personen zum Verlassen der geängsteten Stadt ertheilt. Am 10. September wurde er von einer Schweizer Deputation, die im Auftrage des Bundesraths Asyl für die Hülfsbedürftigen Straßburgs anbot, angegangen, einen Theil der obdach- und hülflosen Einwohner mit Geleitscheinen zu versehen. Werder ging darauf ein, allerdings nicht aus Wohlwollen allein, er hatte dabei noch einen andern Zweck. Seine Vermuthung war bestätigt worden, daß die Einwohner von Straßburg in vollständiger Unkenntniß über die Mißgeschicke ihrer Armee geblieben. Im Gegentheil, ihnen waren die tollsten Fabeln über französische Siege, Herannahen von Entsatz u. s. w. in offiziöser Weise mitgetheilt worden. Die Lokalblätter waren in gleicher Weise thätig. Hatte man doch das Viktoriaschießen der deutschen Infanterie am Abend des 3. September, wobei die Salven wohl nicht „ganz rund" ausgefallen sein mochten, für Mitrailleusenfeuer des anrückenden Entsatzes gedeutet, oder, die Bayern wären von Preußen abgefallen, hätten die Kehler Batterien von hinten angegriffen, seien von der Besatzung von Kehl zurückgeschlagen, und diesen Sieg hätten die Preußen gefeiert; und dergleichen Unsinn mehr. Ließ nun Werder die Schweizer Deputation in die Festung, so konnte er hoffen, daß durch sie die Bewohner die Wahrheit erfahren und nun, die Hoffnungslosigkeit erkennend, für Aufgabe des Widerstandes wirken würden. Freilich trat nun vorläufig das Gegentheil ein, die Proklamirung der Republik schien die Widerstandslust von Neuem zu beleben.

Mitte September waren die Vereinbarungen mit der Schweizer Deputation und dem Gouverneur so weit geregelt, daß der Auszug der die Stadt Verlassenden begann. Die Güte Werders wurde aber bald gemißbraucht, denn es stellte sich heraus, daß die die Festung Verlassenden zum Theil nicht daran dachten, in der Schweiz Asyl anzunehmen, sondern sich an der Organisation der Volksbewaffnung betheiligten. Da wurde denn dem Auszuge ein Ende gemacht.

Ein schlimmerer Feind des Fortschreitens der Belagerer als die feindliche Besatzung war, wie erwähnt, das Wetter. Die Festung feuerte Morgens regelmäßig zwei Stunden, ohne nennenswerthe Resultate, Infanterie-Ausfälle fanden fast gar nicht mehr statt. Dagegen war das Wasser dem Fortgang der Belagerung sehr hinderlich und neben den gewöhnlichen Trancheearbeiten mußten ausgedehnte Entwässerungen versucht werden. Auf dem schlüpfrigen Lehmboden war in den Laufgräben nur mit Mühe fortzukommen; zwar wurden Faschinen und Stroh requirirt, um die schräge Sohle der Gräben zu belegen, es wurde dem Uebel dadurch aber nur wenig abgeholfen. Trotz der Schwierigkeiten wurde aber rüstig weiter gearbeitet, um die zweite Parallele vollständig fertig zu stellen, dieselbe bis zur Weißenburger Eisenbahn auszudehnen, die Kommunikation nach rückwärts und zwischen den Batterien zu sichern, und die neuen Batterie-Anlagen zu Ende zu bringen.

Im Allgemeinen waren bis zum 9. September alle diese Arbeiten geschehen. Die Truppen wurden auf das Aeußerste angestrengt, oft kamen einzelne Truppentheile vier bis fünf Nächte nicht ins Quartier. Besonders konnte die Artillerie die Arbeit trotz größter Hingebung kaum bewältigen. Auch hier mußte die Infanterie aushelfen.

Man hat kaum eine Vorstellung davon, wieviel Arme thätig sein müssen, um die Riesenarbeit in und hinter den Parallelen zu leisten, und wie anstrengend der Dienst der Sicherheitstruppen war, welche im nahen Gewehrfeuer mit gespanntester Aufmerksamkeit die Festungslinien zu beobachten und auf jedes Geräusch zu merken hatten, in steter Gefahr, bei der geringsten Unvorsichtigkeit von den feindlichen Kugeln getroffen zu werden. Das Loos der Truppen draußen im Feldkriege ist ein beneidenswerthes gegen das vor einer belagerten Festung. Hier sind Gefahren und Anstrengungen ungleich größer, dort aber der Lorbeer sehr viel leichter zu pflücken.

Um einen Maßstab für die Arbeitsthätigkeit der Truppen zu geben, so sei bemerkt, daß, nachdem durch Erbauen der Kirchhofskommunikation der anfängliche Fehler in der Anlage der zweiten Parallele ausgeglichen, 14 km Trancheen, also breite tiefe Wege mit Bankets, Ausfallstufen u. s. w., ferner 6 km Kommunikationen und 42 Batterien bis zum 9. September

fertig wurden. 98 gezogene Geschütze und 40 Mörser standen am 9. in Position. Bis dahin hatte die Artillerie etwa 40 000 Projektile in die Festung geschleudert.

Wäre die Witterung nicht so überaus ungünstig gewesen, so wäre der Gesundheitszustand der Truppen wohl normal geblieben, denn angestrengte stramme Thätigkeit, sowie die stete Gefahr stählen Körper und Nerven. Aber sowohl die in der Umgebung von Straßburg schon vor Annäherung der deutschen Truppen aufgetretenen Pocken, sowie die unvermeidliche Ruhr mahnten zur Vorsicht. Befanden sich die deutschen Truppen doch in einem Weinland und warteten sie nicht immer die vollständige Reife der Trauben ab. Es waren zwar geharnischte Verbote gegen Genuß unreifen Obstes erlassen; was sie helfen, erfahren wir ja bei jeder Herbstübung. Die Ruhr nahm, wenn auch vorläufig unbedenklich, zu. Werder suchte durch Verabreichung einer auskömmlichen und entsprechenden Verpflegung, deren Beschaffung keine Schwierigkeiten bot, dem Gesundheitszustand aufzuhelfen. Konnte er doch jeder der drei Divisionen einen großen Bierkeller mit reichen Vorräthen des gesunden Straßburger Bieres zur eigenen Verwaltung übergeben, so daß der saure Wein durch gesünderes Bier in der täglichen Portion ersetzt wurde.

Die badische Division im Süden der Festung hatte im Allgemeinen wohl ein besseres Loos gezogen. Ihre Thätigkeit war mehr dem Feldkriege entsprechend. Freilich fiel ihr die Absperrung der Südfront zwischen Rhein und Breusch zu, aber bei der Unthätigkeit der Besatzung war es nur ein angestrengter Vorpostendienst, welchen man zu Zeiten mit unglaublich wenig Truppen zu bestreiten wagen mußte, weil andere Aufgaben zu lösen waren. Vom 1. bis 3. September versah auf der ganzen Linie in einer Länge von 10 km ein einziges Bataillon den Dienst.

Wir haben schon erwähnt, daß Werder genöthigt war, den Rücken der Belagerungstruppen gegen auftauchende Freischaaren und Mobilgarden zu decken. Die badische Division hatte aber auch die Festungen Schlettstadt und Neu-Breisach im Rücken; und wenn auch der Gedanke, diese Festungen etwa durch Handstreich zu nehmen, aufgegeben war, so nöthigten doch die Requisitionen und das Beitreiben der Kontribution, die zum Ersatz für die Eigenthumsverluste Kehls dem Elsaß von Werder auferlegt worden, die fliegenden Kolonnen, sich in den Bereich der Festungen zu begeben, und diese Expeditionen wurden alle von den badischen Truppen ausgeführt. Da blieb denn nicht immer viel vor der Festung stehen.

Als nun am 5. Werder Gerüchte zu Ohren kamen, daß die Garnison von Straßburg im Süden durchbrechen wolle, so hielt er zwar ein solches Unternehmen bei dem Charakter Uhrichs für unwahrscheinlich, denn man konnte doch nicht annehmen, daß er, um eine an Zahl und Qualität gering-

werthige Truppe zu retten, die Festung und damit das Elsaß aufgeben werde; immerhin aber ließ Werder Vorkehrungen treffen, ein solches Unternehmen zu vereiteln. Die dadurch veranlaßte engere Cernirung hatte aber einen anderen wichtigen Erfolg. Ein Unteroffizierposten am Rhein faßte zwei Schiffe ab, welche Kisten mit 36 000 Metallzündern für gezogene Granaten von Neu-Breisach aus in die Festung einschmuggeln sollten. Dabei erst erfuhr man, daß die Kehler Batterien beim Bombardement der Citadelle den ganzen Vorrath an Metallzündern vernichtet hatten und daß Uhrich den Ersatz aus Breisach zu erlangen hoffte. Nun erklärte sich auch die auffallende Erscheinung, daß die Festung in letzter Zeit Granaten ohne Zünder oder mit Holzzündern entsendet, und das Feuer überhaupt nicht mit der erwarteten Energie unterhalten worden war. Werder verfehlte nicht, Uhrich das Abfangen des Transportes mitzutheilen.

Schließlich wurde Werder nun auch noch um Hülfe aus dem badischen Oberlande angegangen. Es hatten sich allerdings am linken Rhein-Ufer Trupps gezeigt, welche die Absicht zu haben schienen, über den Rhein in das Land einzufallen, es waren auch einzelne kleine Unternehmungen wirklich auszuführen versucht worden; im Allgemeinen jedoch stellte sich die Gefahr als eine mehr eingebildete heraus, so daß es genügte, die Besatzung von Kehl anzuweisen, im Bedarfsfalle für Sicherung des Landes Unterstützung zu gewähren, nachdem der Großherzog bereits durch Aufstellung von Ersatz- und Landwehrtruppen für den Landesschutz gesorgt. Um sich aber über die Sachlage genau zu orientiren, schickte Werder den Hauptmann Friedeburg vom Generalstab nach dem Oberlande, welcher mit dem Bericht zurückkehrte, daß weitere Maßregeln zu ergreifen nicht nöthig erschiene.

Die Angriffsarbeiten waren am 9. September Abends so weit vorgeschritten, daß in der Nacht mit der Sappe aus der zweiten Parallele vorgegangen werden konnte. Werder gab seine Genehmigung hierzu, nachdem er von dem umsichtigen, kühnen, ja waghalsigen Hauptmann Ledebour von dem Ingenieurkorps, welcher sich im Belagerungskorps bereits einen Namen gemacht, die Meldung erhalten hatte, daß der Feind seine Minengallerien aufgegeben habe. Es war also ein Minenkrieg nicht zu besorgen, der die Angriffsarbeiten wesentlich aufgehalten haben würde.

Am Abend gingen die Sappen an drei Stellen, zu beiden Seiten der Kirchhofsspitze und an der Schiltigheimer Chaussee, mit der förmlichen Sappe vor. Dies entsprach den technischen Vorschriften, ging aber sehr langsam, so daß man bald, alle Theorie über Bord werfend, in der nächsten Nacht, wenn es der Feind und der sich oft verhüllende Mond zuließ, zur gemeinen Sappe überging und auch Infanterie bei der Arbeit verwendete. So konnte man in der Nacht zum 12. bereits mit dem Bau der dritten Parallele beginnen.

Dieser weitere Fortschritt war Werder das liebste Geburtstagsgeschenk, und der 12. September wurde im Hauptquartier festlich begangen. Der Bruder des Generals, der Geheime Ober-Regierungsrath v. Werder, der als Johanniter vom Fürsten Hohenlohe nach Mundolsheim herangezogen war, befand sich ebenfalls unter den Tischgenossen.

Berthold Auerbach*) schildert bei Gelegenheit seines Besuches im Hauptquartier vor Straßburg Werder als „einen Greis, mit röthlichem Gesicht, kleinem blonden Schnurrbart und raschen und entschiedenen Bewegungen“. Dies Bild ist wenig zutreffend, da Werder den Eindruck vollster Manneskraft machte und seine Thätigkeit und seine Energie die Vollendung des 62. Lebensjahres kaum ahnen ließen. Das Hoch auf den Oberbefehlshaber war ein begeistertes; der ganze Stab verehrte respektvoll den bereits bewährten Führer, der stets auf dem Platze war und in vollständiger Nichtachtung jeder persönlichen Gefahr trotz seiner kleinen Gestalt dem gemeinen Mann imponirte.

Bis zum 14. wurde die dritte Parallele fertig, die Flügel durch eine Halbparallele miteinander verbunden und der Bau der neuen Batterien beendet. 176 Geschütze traten in Thätigkeit und das Brescheschießen mit dem indirekten Schuß konnte beginnen. Die größte Sorge war nun noch, wie das Wasser in den Festungsgräben und im Vorterrain, welches dem Bau der dritten Parallele bereits sehr hinderlich gewesen, zu bewältigen sei. Der Gedanke, die Schleusenvorrichtungen zu zerstören, war lange Gegenstand der Ueberlegung gewesen. Man hatte sich entschlossen, durch indirektes Feuer die Illschleusen am Fischerthor zu fassen, und es war eine Batterie 33 hinter der ersten Parallele nahe der Schiltigheimer Chaussee erbaut worden. Seit dem 11. versuchte diese Batterie mit 24pfdgen Geschützen das Ziel zu zerstören. Wenn auch aus dem Wasserstande kein günstiges Resultat zu erkennen war, so hat nach der Kapitulation sich doch herausgestellt, daß der Vertheidiger nur mit der größten Aufopferung der Gefahr hat begegnen können, da der Zustand besonders der einen Schleuse ihn genöthigt, abwärts zwei andere zu bauen.

Dem Feinde konnten die Annäherungsarbeiten nicht verborgen bleiben. Sah er doch bei Tage vom Münsterthurm die Fortschritte, und die Hunderte von Wagen, welche in der Nacht für den Bau und die Armirung

---

*) Werder hat später mit Vorliebe seine Begegnung mit Auerbach erzählt. Dieser hatte sich bei ihm eine Audienz erbeten. Werder, sehr beschäftigt, empfing den ihm lächelnd entgegentretenden Auerbach mit: „Was wünschen Sie?“ „„Ich möchte mich Ihrem Hauptquartier als Novellist und Berichterstatter anschließen.““ „Solchen Troß kann ich nicht brauchen!“ „„Aber — ich bin Auerbach!““ „Und ich bin hier der Kommandirende, und bedauere, Ihnen nicht gefällig sein zu können. Adieu.“ Ein Schlachtenbummler hätte Werder gerade noch gefehlt.

der Batterien im Gange waren und welche sich trotz umwickelter Räder in der stillen Nacht auf den Chausseen nicht lautlos bewegen konnten, erregten seine Aufmerksamkeit und bewogen ihn, durch anhaltendes Geschützfeuer das Arbeitsterrain und die Chausseen, und oft mit Erfolg, unsicher zu machen.

Im Allgemeinen waren durch die diesseitigen Demontir- und Enfilir-Batterien die sämmtlichen Rohrgeschütze des Feindes außer Thätigkeit gesetzt; nur noch vereinzelt traten sie auf den Kollateralwerken auf. Desto intensiver versuchte er durch Bombenwürfe die Arbeiten zu hindern. Aber dem Angreifer kam hiergegen zu statten, daß der Boden, durch wiederholten Regen aufgeweicht, viele Bomben willig aufnahm und die Zünder erstickte. Mitunter fielen in einer Minute 50 Bomben auf das Kampffeld.

Das diesseitige Feuer wendete sich hauptsächlich gegen die anzugreifenden Lünetten 53 und 52 und die beiden hinterliegenden Bastione und hielt die Kollateralwerke, Hornwerk 47, 49 und Hornwerk Finkmatt, sowie die Lünetten 54 und 55 nieder.

Die mit vier kurzen 15 cm-Kanonen armirte Breschbatterie an den Ziegeleischuppen hinter dem Kirchhof St. Helène gab auf die Eskarpe der Lünette 53 den 14. September Morgens 7 Uhr den ersten Schuß ab. Das war ein wichtiges Ereigniß, denn das neue Geschütz trat zum ersten Mal im Ernstfall auf. Auch der indirekte Brescheschuß, also auf nicht sichtbares Mauerwerk, sollte zum ersten Mal erprobt werden. Das Interesse sämmtlicher Artilleristen und Ingenieure war daher im höchsten Grade von diesem Brescheschießen in Anspruch genommen, denn man erkannte die große Tragweite eines hier erreichten günstigen Resultates.

Hauptmann Ledebour hatte am Ende der vom Feinde verlassenen Minengallerie durch einen Schleppschacht Eingang in dieselbe geschaffen, und man konnte nun von hier aus, wie aus einer Theaterloge, die Wirkung der Breschschüsse beobachten. Sie entsprach allen Erwartungen. Die Gewalt der krepirenden Granaten aber war so groß, daß das ganze Vorterrain bis an die zweite Parallele durch Stein- und Sprengstücke unsicher gemacht wurde. Es entstanden dadurch mancherlei Verluste, so daß die Tagesarbeit zum Theil eingestellt werden mußte. Am 15. und 16. wurde das Brescheschießen mit großer Präzision fortgesetzt, so daß am 16. das Mauerwerk als zerstört bezeichnet werden konnte. Um aber noch den stehengebliebenen Erdwall abzudecken, mußten am 17. die 15 cm-Kanonen noch weiter wirken; am Abend konnte die Gangbarkeit der Bresche gemeldet werden.

Wenngleich das Brescheschießen im Schußbereich der Geschütze die Sappeurarbeiten bei Tage wesentlich verzögert hatte, war doch am 17. das Couronnement so weit fertig, daß es mit Infanterie besetzt werden konnte, und die dritte Parallele war weiter ausgebaut worden. Man konnte nun

an die Wegnahme der Lünetten 53 und 52 denken. Aber es mußten noch mehrere Tage über den Vorbereitungen dazu hingehen. Mehr wie bisher konnten die Pioniere und Artilleristen nicht leisten, und doch drängte Alles auf Entscheidung.

Werder mußte zugeben, daß es von Vortheil sein würde, mit dem Sturm auf die Lünetten ein erneutes Bombardement auf die Stadt zu verbinden. Die oberste Heeresleitung hatte ihn autorisirt, das Bombardement zu wiederholen, er solle aber vorher den Gouverneur benachrichtigen. Dies würde Werder nun wohl von selbst gethan haben, da er der Maßregel ja, wie bekannt, tief abgeneigt war. Am 17. nun schrieb er an General Uhrich, daß der Angriff nunmehr in ein derartiges Stadium getreten, daß ein Bombardement der Stadt damit verbunden sei:

„Ich bitte dieserhalb Euer Hochwohlgeboren, die Bürgerschaft auf diesen Akt von Neuem vorzubereiten und dafür gütigst Sorge tragen zu wollen, daß alle Kunstschätze und Werthsachen möglichst in Sicherheit gebracht werden. Ich werde meiner Artillerie den Befehl geben, auf den Münster nicht zu schießen, und stelle daher anheim, diese Kirche als Zufluchtsort zu benutzen. — Betreffs der politischen Lage beehre ich mich anzuzeigen, daß Colmar und Mülhausen von meinen Truppen besetzt sind, und die Bürgerschaft gutwillig, ohne irgendwelchen Widerstand, die Waffen auslieferte 2c. 2c.“

Werder hatte bereits am 9. aus dem großen Hauptquartier die Bestätigung der bei ihm selbst eingegangenen Nachrichten erhalten, daß die Volksbewaffnung eine größere Ausdehnung annehme, und war angewiesen worden, das obere Elsaß durch fliegende Kolonnen zu entwaffnen und im Zaume zu halten. Werder ließ nun am 11. unter General Keller bei Benfeld ein Detachement der badischen Division von 4 Bataillonen, 8½ Eskadrons, 3 Batterien und 1 Pionier-Detachement sammeln. Daß die Volksbewaffnung bereits eine allgemeine war, zeigte sich bald im Auftreten einzelner Trupps, die schwächeren deutschen Abtheilungen gegenüber das Gefecht, wenigstens für kurze Zeit, aufnahmen. Auch mußte der Einmarsch in Colmar am 14. durch leichtes Gefecht erzwungen werden. Colmar selbst war ruhig und zeigte sich die Bürgerschaft verständig. Am 15. ging Keller bis Ensisheim. Am 16. fand die Vereinigung mit einem vom rechten Rhein-Ufer herübergekommenen Detachement des Oberst Bauer statt, und rückten die deutschen Truppen Mittags, ohne Widerstand zu finden, in Mülhausen ein. Am 17. wollte Keller weiter nach Altkirch, als er durch Telegramm aus Mundolsheim zurückbeordert wurde, weil Nachrichten über Anrücken von Entsatztruppen aus Belfort eingegangen waren. Wenngleich sich diese Nachrichten nicht bestätigten, war doch durch Kellers und andere gegen die Vogesen angeordnete Unternehmungen festgestellt, daß das Frank-

tireurwesen im Rücken der Belagerer sehr zunahm, so daß also Sicherheitsmaßregeln zum Schutz der Verbindungen, Depots und Parks gerade in einer Periode der Belagerung nothwendig wurden, wo der Feind mit allen disponiblen Kräften niedergeworfen und der letzte Widerstand gebrochen werden sollte.

Die Energie, welche bis jetzt General Uhrich gezeigt, mußte bei Werder zur Voraussetzung führen, daß er es auf einen Sturm der Bresche ankommen lassen werde. Deshalb hielt Werder für gerathen, die Festung auf allen Seiten zu beschäftigen und dadurch Kräfte von der Angriffsfront abzuziehen. So regte er auf den Inseln Wacken und Jars größere offensive Thätigkeit an, begab sich selbst auf die Südfront und veranlaßte ein weiteres Vorschieben der gerade in dieser Zeit der Abwesenheit des Generals Keller besonders schwachen Cernirungslinie und ließ schließlich im Osten die ganze Sporeninsel, unter den Kanonen der Citadelle, vom rechten Rhein-Ufer her in Besitz nehmen. Alle diese Unternehmungen waren mit kleinen Gefechten und Artillerie-Engagements verbunden, die nicht ohne beiderseitige Verluste abgingen.

Werder begab sich am 20. nach der Sporeninsel, um sich dort persönlich von der Etablirung seiner Truppen zu überzeugen. Als er am Abend nach Mundolsheim zurückkam, empfingen ihn zwei angenehme Nachrichten. Zunächst eine Allerhöchste Kabinets-Ordre aus Meaux vom 18. September:

> Ich verleihe Ihnen in Anerkennung der guten Leistungen der unter Ihrem Kommando stehenden Truppen das Eiserne Kreuz 2. Klasse und mache Mir das Vergnügen, Ihnen beifolgend die Dekoration zugehen zu lassen.
>
> gez. Wilhelm.

Wichtiger erschien ihm die zweite Nachricht, daß Lünette 53 vom Feinde verlassen und von seinen Truppen besetzt sei.

Der Angriff war nach Vollendung der Bresche und Ausbau des Couronnements bis zum Grabenübergang vorgeschritten. Am 19. wurde mit letzterem begonnen und zunächst der Bau der Descente nach 53 und 52 eingeleitet, in der Nacht zum 20. beendet und die Kontreeskarpe bei 53 durch Minen in den Graben geworfen. Am 20. mußte nun durch den Graben nach der Bresche ein Erddamm geführt werden, eine schwierige Arbeit bei der vorhandenen Wassertiefe, und ab und zu durch Feuer aus der Lünette 52 belästigt. Aber überraschend schnell wuchs der Damm, Pioniere und Infanteriearbeiter wetteiferten in dem Streben, die Bresche zu erreichen. Noch ehe der Damm fertig war, setzte auf einem Kahn ein Ingenieuroffizier über und erstieg, da das Werk durchaus geschwiegen hatte,

die Bresche, erreichte das Innere der Lünette und fand sie vom Feinde verlassen. Sie wurde nun sofort besetzt, die Geschütze vernagelt, und Logements hergestellt. Die Mannschaften konnten in noch vollständig unzerstörten Hohltraversen untergebracht werden.

Ununterbrochenes Gewehrfeuer am 21. forderte von der Besatzung der Lünette 53 manches Opfer, bis ausreichende Deckungen vorhanden waren. Zum Grabenübergang nach Lünette 52, welches Werk keine Eskarpenmauer hatte, weshalb auch nicht nothwendig gewesen, Bresche zu legen, sollte eine 180 Fuß lange Tonnenbrücke aus herbeigeschafften Biertonnen dienen. Die Vorbereitungen zum Brückenbau waren schon seit einigen Tagen getroffen, das Anfahren des Materials aber machte große Schwierigkeit, weil die Wagen ins Feuer kamen und die Fuhrleute sich in Sicherheit brachten. So mußte Alles auf Wegstrecken von 1 bis 1½ km getragen werden. Bis zum Abend war das Material zur Stelle und trotz der Anhäufung von über 600 Mann auf kleinem Raum ließ die Festung die Gelegenheit unbenutzt, durch Wurffeuer dem Belagerer großen Schaden zuzufügen.

Gegen 6 Uhr fand sich Werder mit dem Stabe ein, um 8½ Uhr begann der Brückenbau, der in lautloser Stille bis 11 Uhr beendet war. Die Sturmkolonnen, welche Lünette 52 stürmen sollten, rückten bis an die Grabendescente. Hauptmann Roese mit einem Trupp seiner Pioniere ging gegen das Werk vor, fand es aber vom Feind bereits verlassen, und nachdem er sich vergewissert, daß keine Minen gelegt waren, wurde Lünette 52 besetzt. Das Ueberschreiten der Brücke durch die Truppen geschah in allergrößter Stille. Erst als der Bedarf an Arbeitskräften zum Logement im Werk größer wurde und noch ein Zug der Garde-Landwehr mit Geräusch die Brücke passirte, wurde der Feind aufmerksam und eröffnete aus den anliegenden Werken ein intensives Gewehr- und Kartätschfeuer. Zum Unglück gerieth auch ein Haus in Schiltigheim in Brand und verbreitete eine dem in Lünette 52 arbeitenden Angreifer verderbliche Helle, so daß er namhafte Verluste erlitt. Der Besitz der Lünette kostete 5 Offiziere, 42 Todte und Verwundete, darunter 3 Ingenieur-Offiziere.

Aber mit der Festsetzung in den beiden Lünetten hatte der Angreifer den Anfang von dem erhofften baldigen Ende gemacht, und wenn auch das Gewirr von Wasserlinien und Wällen, welches man von Lünette 52 überschaute und welches noch zu bezwingen war, harte verlustreiche Arbeit verhieß, die Tapferkeit und Umsicht des Ingenieurs, die anhaltende, nie erlahmende Thätigkeit des Artilleristen, der mit seinem Waffenbruder Pionier durch Dick und Dünn ging, die Dreistigkeit des Infanteristen, dessen Zündnadelgewehr auf die näheren Entfernungen dem Chassepot überlegen, mußten schließlich alle Schwierigkeiten überwinden.

Werder hatte deshalb auch die beste Hoffnung auf ein baldiges Ende, fragte er doch bereits im großen Hauptquartier an, auf welche Bedingungen hin er über die Kapitulation verhandeln könne. Er erhielt die Antwort, daß die Bedingungen von Sedan maßgebend seien.

Der Großherzog von Baden, welcher von Lampertsheim aus niemals in die Dispositionen Werders eingriff, aber durch diesen und die eigene Anschauung stets orientirt war, glaubte im Interesse von Freund und Feind aus seiner Zurückhaltung heraustreten zu dürfen und den Gouverneur im Namen der Humanität zur Nachgiebigkeit bewegen zu sollen. Die Antwort, welche er erhielt, war zwar zunächst höflich ablehnend, aber Uhrich appellirte doch schon an den Edelmuth des Siegers. Er schrieb unter Anderem:

„Die Beziehungen, die ich seit Beginn der Belagerung zu General v. Werder gehabt habe, und die von seiner Seite immer den Stempel der Höflichkeit und Loyalität trugen, geben mir das Vertrauen, daß er mit Billigkeit und als ein ritterlicher Feind das Loos der Ueberlebenden bestimmen wird."

Und darin sollte sich General Uhrich nicht täuschen, hatte doch bis jetzt Werder das größte Entgegenkommen bis zur erlaubten Grenze gezeigt. Bis zum 22. September, von wo ab freilich jeder Auszug aufhören mußte, hatte er bei 4000 Einwohnern das Verlassen der Stadt gestattet.

Nun mußte er zunächst über die weiteren Angriffsarbeiten Entscheidung treffen. Der große Erfolg des indirekten Brescheschusses gegen Lünette 53 gab Aussicht, daß die Eskarpenmauer in Bastion 11 bald niedergelegt werden könne; ob auch Bastion 12 zu breschiren, darüber waren die Ansichten getheilt. General Mertens war dagegen, war es doch mit dem Breschschießen allein nicht abgethan; es erwuchsen dem Ingenieur daraus weitere Aufgaben, welche Zeit und Kräfte kosteten. General Decker war dafür, weil die Kräfte des Feindes dadurch zersplittert und vom eigentlichen Sturmobjekt, Bastion 11, abgelenkt würden, auch war es für die Artillerie wichtig, die gute Gelegenheit zu reichen Erfahrungen im indirekten Breschschießen nicht zu versäumen. Werder entschied sich für das Legen von zwei Breschen, weil er die Möglichkeit, auf zwei Stellen stürmen zu können, für wichtig genug hielt, die Vermehrung der Arbeiten verantworten zu können.

Damit war nun der Plan für die weiteren Fortschritte des Angriffs vorgezeichnet. Zuerst mußten die Breschbatterien in Thätigkeit treten, also eine zweite Breschbatterie angelegt werden. Da die Erfahrung gezeigt hatte, daß während des Breschschießens wegen der herumfliegenden Eisen- und Mauerstücke das Arbeitsfeld in der Richtung der Schußlinie nicht betreten werden konnte, Tagesarbeit auf weite Strecken also ausgeschlossen

war, mußten die Geschütze erst ihre Arbeit gethan haben, ehe der Ingenieur in ununterbrochener Arbeit sich der Bresche nähern konnte. Das Couronnement mußte nach dem linken Flügel hin bis über die Kapitale von 54 hinaus verlängert werden. Aus Lünette 52 war im Koffer gegen Kontregarde 51 vorzugehen, man mußte es wegen der tiefen Lage des Koffers vor 53 aufgeben, auch von hier aus vorwärts zu kommen, das Glacis der Kontregarde war zu krönen, der Angriff gegen Lünette 54 war vorzubereiten, kurz, Arbeit und Gefahr genug!

Dazu kam der große Uebelstand, daß die einzige Verbindung nach rückwärts aus den genommenen Werken, die Tonnenbrücke, theils den Dienst versagte, theils durch Feuer so belästigt wurde, daß sie, zeitweise wenigstens, ganz unpassirbar war. Der Feind entwickelte überhaupt jetzt eine sehr eingreifende Thätigkeit, er richtete durch Gewehr- und Mörserfeuer viel Schaden an, brachte dem Angreifer viele Verluste bei und hielt die Arbeit mehrfach auf. Die Schwierigkeiten für den Angriff wuchsen; desto eifriger war der Angreifer, sie zu überwinden, eine desto lebhaftere Thätigkeit entwickelten die Angriffsbatterien.

Am 24. September standen auf beiden Ufern des Rheins 237 Geschütze im Feuer, welche zusammen gegen 9000 Projektile schleuderten. Kein Wunder, wenn der Vertheidiger, wenigstens bei Tage, den Geschützkampf aufgab. Am 23. und 24. schoß Batterie 42 östlich des Kirchhofs mit sechs 15 cm-Kanonen Bresche in Bastion 11, welche Aufgabe mit 629 Schuß in zwei Tagen erfüllt war. Auch Batterie 58, welche in der dritten Parallele auf 700 m von der linken Face des Bastion 12 erbaut und mit vier 15 cm-Kanonen armirt war, begann ihre Arbeit des Breschelegens und vollendete sie am 26. Vormittags.

Je näher nun aber der Ingenieur dem Angriffsobjekt kam, desto vorsichtiger mußte die Angriffsartillerie verfahren, um nicht mit dem Feind den Freund zu treffen. Deshalb mußte bald mehreren Batterien das Feuer verboten werden. Auch die Munition für einzelne Geschützarten wurde knapper. So trat ein bedenklicher Mangel an Schrapnels für 6-Pfünder ein, ebenso fingen 25pfündige Bomben zu fehlen an. Es mußten einige Tage vergehen, ehe Ersatz aus Coblenz und Rastatt eintreffen konnte. So kam es, daß nach der äußersten Kraftentwickelung vom 24. das Artilleriefeuer in den nächsten Tagen abnehmen mußte und die Angriffsobjekte verhältnißmäßig wenig beschossen werden konnten. Dies machte sich auch sofort fühlbar, indem der Vertheidiger die Erdarbeiten unablässig durch Feuer störte und dem Angreifer Verluste beibrachte.

Hauptmann Ledebour, der manche kühne Rekognoszirung in den letzten Tagen unternommen und heil davon gekommen, wurde bei der Sappenarbeit vor Kontregarde 51 in der Nacht zum 26. in die Wade geschossen

und nach Brumath ins Lazareth geschafft. Dort besuchte ihn Werder, welcher den für das ganze Belagerungskorps sehr schmerzlichen Verlust tief beklagte, und heftete ihm das Eiserne Kreuz auf die Brust, das erste Kreuz, welches Werder ausgeben konnte. Nach vier Wochen erlag der kühne Offizier dieser anscheinend leichten Verwundung, noch ehe er durch das Kreuz 1. Klasse, zu welchem Werder ihn vorgeschlagen, belohnt werden konnte.

Der Feind war in der Nacht zum 26. überhaupt sehr thätig, er griff die Stellungen auf Wacken und Jars an, richtete seinen Angriff auch auf den rechten Flügel der dritten Parallele. — Der Lärm des heftigen Gewehr- und Geschützfeuers war so ungewöhnlich groß, daß Werder in Mundolsheim telegraphisch Bericht verlangte. Außer geringen Verlusten erlitten der Angreifer und seine Arbeiten keinen weiteren Schaden. Freilich wurden wieder 3 Ingenieuroffiziere gefechtsunfähig.

Nach den getroffenen Dispositionen sollte nun am 27. die Grabendescente nach Kontregarde 11bis begonnen und zum Einwerfen der Kontreeskarpenmauer Minen angesetzt werden. Ohne besondere Zwischenfälle nahmen diese und die übrigen Arbeiten ihren Fortgang, um zunächst in den Besitz der Kontregarden 51 und 11bis zu gelangen. Auf dem linken Flügel schienen Lünetten 54 und 55 vom Feinde bereits verlassen zu sein, da sich beide Werke am 26. und 27. vollständig still verhielten.

Werder befand sich, wie gewöhnlich, am Nachmittag des 27. mit einigen Offizieren seines Stabes in den Laufgräben, als er durch einen plötzlich sich erhebenden allgemeinen Lärm aufmerksam gemacht wurde. Das Feuer der Batterien schwieg wie auf Kommando; Hurrah rufend und die Wacht am Rhein singend erkletterten Pioniere, Artilleristen und Infanteristen die Schanzkörbe und Brustwehren, schwenkten die Mützen, und unermeßlicher Jubel brach auf der ganzen Linie los. Der Feind hatte auf den Bastionen 11 und 12 die weiße Flagge aufgesteckt und bald erschien auch eine solche auf dem Münsterthurm.

Werder, tief bewegt und im Innersten dankbar, daß seinen Truppen der weitere verlustreiche Kampf erspart bleiben sollte, hielt aber doch für nothwendig, gegen die der Disziplin nicht ganz entsprechenden Freudenbezeugungen energisch einzuschreiten. Als die Ordnung wieder hergestellt war, erhielt der Oberstlieutenant v. Leszczynski die Ermächtigung, die Brustwehr zu ersteigen und bis zur Festung vorzudringen, um Werder von der Absicht des Kommandanten sichere Kunde zu bringen. In seiner Begleitung hierbei befanden sich der Rittmeister Graf Henckel und Hauptmann Friedeburg. Sie vereinigten ihre Taschentücher zu einer Parlamentärflagge. Graf Henckel ergriff einen schwarz-weißen Tracirstock, befestigte sie daran, und unter Vortritt eines blasenden Hornisten kamen sie an den ersten Wassergraben zur verpallisadirten äußersten Wache des Feindes. Mobile

des Elsaß waren hier auf Wache, die unter Freudenbezeugungen, daß nun der Krieg zu Ende sei, an die Herren herankrochen, während der alte Korporal, welcher sie befehligte, seine militärische Würde bewahrte. Der Oberstlieutenant wünschte zur Offizierwache geführt zu werden, und als ein herbeigerufener Offizier erschien, verlangte er den General Uhrich zu sprechen. Sie blieben unter Bewachung bei den Pallisaden, und nach längerem Warten erschien endlich ein Stabsoffizier der Mobilen, ein von Berlin her nicht unbekannter Graf Pourtales, um das Nichterscheinen des Generals zu entschuldigen, jedoch mit dessen Mittheilung, daß auf dem gewöhnlichen Parlamentärwege per Königshofen eine Kapitulationsanbietung abgegangen sei. So wie die Offiziere gekommen, traten sie den Rückweg in der Dämmerung an. Werder wartete schon mit Ungeduld auf die Meldung. Der Großherzog befand sich bei ihm; Werder durcheilte nun im Sturmschritt die Laufgräben bis zum Halteplatz der Pferde, die sogleich bestiegen wurden, und fort ging es in langem Galopp in dunkler Nacht querfeldein bis Mundolsheim, um des Kapitulationsbriefes habhaft zu werden. Er lautete:

Herr Generallieutenant!

Der Widerstand Straßburgs hat sein Ende erreicht.

Ich habe die Ehre, Ihrer Gnade die Stadt, Citadelle und Garnison anheim zu geben.

Ich bitte für die Stadt, die schwer genug geprüft, um möglichst glimpfliche Behandlung sowie Erhaltung ihrer besonderen Rechte.

Für die Einwohner das Leben, das Eigenthum, die Freiheit, sich zu entfernen.

Für die Garnison nichts als eine Behandlung, welche Sie Soldaten, die ihre Schuldigkeit gethan, würdig halten.

Ihrer Menschlichkeit empfehle ich die Verwundeten und Kranken, die augenblicklich sich in den Hospitälern und Ambulancen befinden.

Ich bezeichne Herrn Oberst Ducasse, Platzkommandant, und Herrn Oberstlieutenant Mangin, Kommandeur der Artillerie, um Ihre Entscheidung in Empfang zu nehmen.

Ich bitte, mich Tag, Stunde und Ort der Zusammenkunft wissen zu lassen.

Ich gebe Befehl, das Feuer auf der ganzen Vertheidigungslinie einzustellen, und beehre mich, zu bitten, daß Ihrerseits dasselbe geschehe.

Genehmigen Sie 2c.

Der Divisionsgeneral,
Höchstkommandirender der 6. Militär-Division
Uhrich.

Werder antwortete:

Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vom heutigen Tage empfange ich soeben und beeile mich, den Oberstlieutenant v. Leszczynski, meinen Chef des Generalstabes, den Rittmeister Graf Henckel v. Donnersmarck und Premierlieutenant v. Laroche nach Königshofen zu entsenden, um die weiteren Vereinbarungen betreffs der Uebergabe der Festung zu verhandeln.

Ew. Hochwohlgeboren wollen überzeugt sein, daß ich in voller Würdigung Ihrer tapferen und ehrenvollen Vertheidigung nicht allein die mir ausgesprochenen Wünsche in ausgedehntester Weise erfüllen, sondern auch alle Maßregeln treffen werde, um das Loos Ihrer tapferen Offiziere zu erleichtern und die Wunden der Stadt zu heilen.

Ich werde mich freuen, Ew. Hochwohlgeboren meine persönliche Hochachtung und aufrichtige Anerkennung aussprechen zu können, mit der ich verbleibe Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster
v. Werder,
Generallieutenant und Kommandeur des Belagerungskorps
vor Straßburg.

Dieser sehr höfliche Brief rief auch sofortige Erwiderung hervor:

Herr Generallieutenant!

Den Empfang Ihres Briefes heutigen Datums bescheinigend, muß ich für die Gefühle der Achtung danken, welcher Sie für meine Garnison und mich Ausdruck gegeben haben. Glauben Sie mir, wir zollen der preußischen Armee und dem würdigen Chef, der sie kommandirt, volle Gerechtigkeit.

Herr Oberst Ducasse und Herr Oberstlieutenant Mangin, meine Bevollmächtigten, begeben sich augenblicklich nach Königshofen, um wegen der Grundlage und Details der Kapitulation mit Ihren Abgesandten in Verbindung zu treten. Genehmigen &c.

Uhrich.

Eigenhändige Nachschrift:*)

Ich hoffe, die Ehre zu haben, Sie zu sehen und Ihnen für das Interesse zu danken, welches Sie die Güte hatten, meiner Familie und mir zuzuwenden.

General Uhrich.

---

*) Die Korrespondenz, Uhrichs Briefe in französischem Text, befindet sich in Wagner III, Beilage 36.

Während der bei Königshofen gepflogenen Unterhandlungen meldete Werder an das große Hauptquartier den Beginn der Unterhandlungen, welche Morgens 2 Uhr den 28. September unterzeichnet wurden. Nach dem übrigens mit der Effektivstärke nicht übereinstimmenden Rapport bestand die Garnison, wie sie kriegsgefangen werden sollte, aus 451 Offizieren, 17 111 Mann und 1843 Pferden, außer einem Krankenstand von 2038 Köpfen. Es fehlten im Rapport der ganze Festungsstab und die sedentäre Nationalgarde. Die Garnison zählte also bei der Uebergabe über 500 Offiziere und mehr wie 20 000 Mann. Diese Zahlen mußten überraschen. Den Mangel jeder aktiven Vertheidigung schrieb bis dahin Werder der vermeintlichen Schwäche der Garnison zu.

Im Allgemeinen wurden die Bedingungen von Sedan der Kapitulation zu Grunde gelegt, d. h. die Garnison wurde kriegsgefangen, ausgenommen diejenigen Offiziere, welche einen Revers auf Ehrenwort unterschrieben, in diesem Kriege gegen die Deutschen nicht mehr zu fechten. Ebenso waren die Nationalgarde und Franktireurs ausgeschlossen gegen die Verpflichtung, die Waffen nicht gegen uns zu führen. Unermeßliches Material, dessen Feststellung erst später erfolgen konnte, fiel dem Sieger in die Hände. 1277 bronzene Geschütze, darunter 489 gezogene Kanonen, 140 000 Gewehre, 49 000 Säbel, 5500 Centner Pulver, 146 000 Granaten für gezogene Geschütze, 210 000 Geschosse für glatte Geschütze, 16 000 Spiegelgranaten, 1200 Centner Kartätschkugeln. Wunderbarerweise fanden sich, wie schon früher erwähnt, 105 Leuchtraketen, von denen kein Gebrauch gemacht worden war. Ein großer Reichthum an Geniematerial und Bekleidungsgegenständen, an Tuchvorräthen, 24 000 wollene Decken, eine sehr willkommene Beute, 26 000 Paar Schuhe, für den preußischen Soldaten leider zu klein, kurz, die Beute war eine ungewöhnlich reiche. Lebensmittel fanden sich noch reichlich vor, die Kassen wiesen einen Bestand von mehreren Millionen Franks nach.

So konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei die Kapitulation noch nicht geboten gewesen. Es mußten also andere Gründe den tapferen General Uhrich bestimmt haben, die Waffen zu strecken, ehe die Vertheidigungsmittel erschöpft waren.

Es sind über die Zustände in Straßburg während und nach der Belagerung Bücher geschrieben, hier sei nur soviel erwähnt, daß Uhrich einer durch Proklamirung der Republik fanatisirten Bevölkerung gegenüber, bei einer uns unverständlicher Lockerung der Disziplin unter der Garnison, nicht mehr im Stande gewesen zu sein schien, die Herrschaft zu behaupten. Die Kommune hatte auch in Straßburg bereits ihr Haupt erhoben. Damals schrie man in Straßburg Verrath, heute mag der aufrichtige Straßburger Bürger bereits erkannt haben, welches Glück der alten deutschen

Stadt widerfahren, als ihr die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich durch Werder aufgezwungen wurde.

Die Einnahme von Straßburg erweckte in ganz Deutschland den allgemeinsten Jubel, es war das lebhafte Erwachen deutschen Nationalgefühls. Werders Name fing an, bekannt zu werden, es war der Anfang seiner Popularität, die ihm später so viel Sorgen machen sollte. Er war nicht eitel genug, um sich feiern zu lassen, und zu bescheiden, um sich zum Verdienst anzurechnen, was nach seiner Meinung nur als einfache Pflichterfüllung anzusehen war. Und doch bleibt sein Verdienst unbestritten, daß er durch die Mithülfe der beiden hervorragenden technischen Generale Mertens und Decker sowie seines Chefs Leszczynski durch regelmäßige Belagerung in unglaublich kurzer Zeit eine große Festung zu Falle gebracht hat. Die Generale Mertens und Decker haben ihn durch ihr Wissen und Können redlich unterstützt, an Oberstlieutenant Leszczynski hatte er einen thätigen und einsichtsvollen Chef, auch ihre Namen gehören durch den Fall von Straßburg der Geschichte an. Aber wie es die Größe unseres hochseligen Kaisers Wilhelm war, den von ihm gewählten Männern volle Freiheit des Handelns zu lassen, aber bereitwilligst jede Verantwortung zu übernehmen, so hat auch Werder die Pläne seiner Generale unter stetem Drängen nach Entscheidung ausführen lassen, ohne zu zögern, bei der Kühnheit der entworfenen Dispositionen die volle Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen.

Das große Resultat, in vier Wochen die Festung gewonnen zu haben, war mit verhältnißmäßig geringen Opfern erreicht worden. Der Verlust des Belagerungskorps betrug 39 Offiziere, darunter allein 12 Ingenieuroffiziere und 894 Unteroffiziere und Gemeine. Der Vertheidiger hatte einen Verlust von 94 Offizieren, 2500 Mann. Die Civilbevölkerung büßte 300 Todte und 700 Verwundete ein. Die Belagerungsartillerie hat über 200 000 Granaten, Bomben und Schrapnels verbraucht, die Infanterie und Pioniere verschossen 130 000 Patronen. Während des Bombardements standen deutscherseits 75 Geschütze im Feuer und ihre Zahl wuchs bis auf 237 am 24. September.

Auf die erste Meldung von der Kapitulation an das große Hauptquartier erhielt Werder sofort folgendes Telegramm:

> Ich ernenne Sie hierdurch zum General der Infanterie. Meinen Glückwunsch. Ihren Truppen verleihe Ich 100 Eiserne Kreuze.
>
> gez. Wilhelm.

Eine schriftliche Kabinets-Ordre d. d. Schloß Ferrières den 27. September 1870 lautete:

> Auf Ihre Meldung von der Kapitulation von Straßburg befördere Ich Sie hierdurch zum General der Infanterie und

spreche Ihnen zugleich Meinen Glückwunsch zu diesem wichtigen Erfolge aus.

gez. Wilhelm.

Die Ausführung der Kapitulation, welche dem Sieger die Festung auf Gnade und Ungnade übergab,*) erforderte die schleunigsten Maßregeln. Leben und Eigenthum der Stadt waren nach Aufhissen der weißen Fahne nicht etwa von dem Feinde draußen bedroht; der deutsche Soldat plündert nicht, aber die rohen Haufen der rothen Republik und die die Bande der Disziplin durchbrechenden französischen Soldaten wurden der Schrecken der Bürger. Es lag daher im Interesse der Stadt, daß die deutschen Truppen so rasch als möglich von ihr Besitz nahmen.

Bereits um 8 Uhr Morgens am 28. September sollten die Thore besetzt werden. Um 11 Uhr Vormittags hatten von jeder Division 1 Infanterie-Regiment, 1 Eskadron, 1 Batterie, 2 Abtheilungen preußischer und 1 kombinirte Abtheilung bayerischer und württembergischer Festungsartillerie, sowie 1 preußisches Pionier-Bataillon, 1 badische, 1/2 bayerische Pionier-Kompagnie zwischen Lünette 44 und Redoute Pâté aufzumarschiren, um dem Defiliren der ausrückenden Garnison beizuwohnen. Sämmtliche höhere Stäbe hatten gegenwärtig zu sein. Der Korpsbefehl wurde Morgens 5 Uhr ausgegeben. Losung und Feldgeschrei war Straßburg — Viktoria.

Um 8 Uhr wurden die Thore von je einer Kompagnie besetzt.

Um 11 Uhr trafen der Großherzog von Baden, Prinz Wilhelm von Baden, Werder und die Stäbe am Nationalthor ein, um die Besatzung defiliren zu lassen. Zunächst ließ Werder präsentiren und brachte ein Hoch auf Se. Majestät aus.

Gleich darauf erschien der General Uhrich mit den Generalen und seinem Stabe an der Spitze der ausmarschirenden Garnison. Der Großherzog und Werder stiegen vom Pferde und begrüßten den General Uhrich auf die ehrenvollste Weise. Werder wies seinen Degen zurück und lud die Herren ein, an seiner Seite dem Ausmarsch beizuwohnen. Dieser begann denn nun, und zuerst in ziemlich geordneter Weise, aber bald löste sich die Ordnung, das Thor spie nur Haufen betrunkener und disziplinloser Soldaten aus, deren sich die Bürger, die vom Wall aus dem Auszug zusahen, offenbar schämen mußten.

Die gefangenen Truppen marschirten in ein Biwak bei Herlisheim, um von da weiter nach Rastatt befördert zu werden; die Offiziere kehrten in die Festung zurück, um die Reversangelegenheit zu reguliren. Damit

---

*) Den Wortlaut der Kapitulation siehe Generalstabswerk Heft 10, II. Theil, Anlage 69.

war von Werder der Rittmeister Graf Henckel betraut worden, an den schon während des Auszuges der Truppen eine Menge Offiziere herantraten, um den Revers zu unterschreiben und dadurch von der Rückkehr nach Straßburg entbunden zu sein. Das Geschäft sollte aber, wie Werder befohlen, in Straßburg abgewickelt werden. Die Offiziere wurden also dahin verständigt. Auch der General Barral kam mit seinem Anliegen, wurde vom Rittmeister abgewiesen, und erst auf Verwendung des Großherzogs gestattete Werder die eine Ausnahme. Der General unterschrieb und war einer der ersten Offiziere aus Straßburg, welche wieder gegen uns fochten.

Etwa 200 Offiziere gaben das Ehrenwort, nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, die übrigen gingen in Gefangenschaft. Uhrich verließ am 29. Straßburg, um sich nach Tours zu begeben, wo er mit Enthusiasmus empfangen wurde. Doch bald wurde auch er zum Verräther gestempelt, wieder ein Sündenbock für die Fehler des französischen Gouvernements.

Durch die Orangerie und das Fischerthor rückte das 30. Infanterie-Regiment nach dem Kleberplatz, das Bataillon aus Kehl über den Rhein nach der Citadelle, das badische Leib-Regiment durch das Austerlitzer Thor, endlich das 2. Garde-Landwehr-Regiment durch das Nationalthor in die Stadt. Gegen 3 Uhr Nachmittags traf General Mertens, welchen Werder vorläufig zum Kommandanten ernannt hatte, in Straßburg ein.

Die Ordnung, mit welcher die deutschen Truppen unter klingendem Spiel einrückten, ihre Zurückhaltung dem besiegten Feinde gegenüber, ließen die geängsteten Bürger bald die beschämenden Auftritte vergessen, welche sie soeben an den eigenen Truppen erlebt hatten. Grimm im französischen Herzen, hatte der Straßburger doch schon eine Ahnung von kommenden besseren Zeiten. Einzelne Verbrechen, in der Nacht von sich noch herumtreibenden französischen Soldaten verübt, die durch sofortiges Erschießen gesühnt wurden, abgerechnet, war die Ordnung unter der kräftigen Leitung des Generals Mertens in Straßburg bald wieder hergestellt.

Werder hatte den 30. September, den Geburtstag Ihrer Majestät der Königin Augusta und den Jahrestag, an dem 1681 die Franzosen mitten im Frieden sich Straßburgs bemächtigten, zu seinem Einzug bestimmt. Jedoch schon am 29. begab er sich nach Straßburg, um Anordnungen für den 30. zu treffen; auch interessirte es ihn, den Zustand der Stadt und der Werke in Augenschein zu nehmen. An, wieder wie im Frieden, zu Markt fahrenden Bauernwagen vorbei, ritt Werder durch das Nationalthor (Weißenthurmthor) und die Weißenthurmstraße an der Steinvorstadt vorbei, die zwischen den Wällen und dem ehemaligen Wallgrabenkanal bis zur Finkmattkaserne nur noch ein einziger Trümmerhaufen war. Weiter in der Stadt fanden sich auch noch Brandstellen; das bürgerliche

Leben, Handel und Wandel waren aber schon wieder in Fluß. Die Energie und Fürsorge der Stadtbehörden hatten das Elend namentlich der aus 400 zerstörten Häusern vertriebenen 9000 Obdachlosen möglichst zu mildern gesucht. Man begegnete wohl viel Trauernden, aber wenig Verkommenen. Am Broglieplatz lagen Theater, Stadthaus und Präfektur in Trümmern. Das Gouvernement war verschont. Hier stieg Werder ab und besprach sich mit General Mertens. Dann wurde der Maire Dr. Küß geholt, dessen kräftiger und einsichtsvoller Leitung der Municipalangelegenheiten Straßburg viel zu danken hatte. Werder unterhielt sich mit ihm über die Lage der Einwohner und die Verluste, welche die Stadt erlitten. Der Maire machte auf ihn den besten Eindruck und verabschiedete er sich von ihm auf das Freundlichste, um den republikanischen Präfekten zu empfangen.

Dieser, Republikaner vom reinsten Wasser, ein Apostel der défense à outrance, ein Abenteurer, aber von der Nationalregierung zum Präfekten des Departements du Bas-Rhin ernannt, hatte verschiedene Versuche gemacht, nach Straßburg hineinzukommen, um sein Amt zu übernehmen. Er wurde zwei Mal arretirt, aber aus seinen Papieren war nicht zu erkennen, wen man vor sich hatte. Am 20. September war es ihm endlich von den Gärten von Schiltigheim aus mit großer Kühnheit gelungen, die erste Parallele zu passiren, während gerade die Laufgrabenwache warmen Kaffee empfing, und er hatte, mehrfach beschossen, die Gräben durchschwimmend, Straßburg erreicht, wo er sich dem General Uhrich als neuen Präfekten vorstellte. Es gelang ihm wohl in den ersten Tagen, der Vertheidigung neues Leben einzuhauchen, sein Einfluß schwand aber bald bei dem besseren Theil der Bevölkerung.

Werder begegnete diesem Mann von höchst insolentem Wesen sehr kurz, ließ ihn arretiren und schickte ihn nach Deutschland.

Nach einem kurzen Besuch der Citadelle, die vollständig in Trümmern lag und nicht mehr vertheidigungsfähig war, kehrte Werder nach Mundolsheim zurück.

Am 30. September Vormittags ritt Werder an der Spitze der mit klingendem Spiel einrückenden Truppen durch das Nationalthor in die von ihm eroberte Festung ein.

Nicht am Thor, sondern an den Pforten der St. Thomaskirche ließ er sich von den Stadtbehörden und der Geistlichkeit empfangen. Seinem frommen Sinn entsprechend, wollte er Gott zunächst die Ehre geben, und die ergreifende Predigt des Divisionspredigers Frommel von der Garde-Landwehr-Division über den Text: „Bis hierher hat Gott geholfen" machte auf alle Anwesenden den tiefsten Eindruck.

So hatte nun Werder die ihm von seinem Könige gestellte Aufgabe gelöst. Er hat Straßburg Deutschland zurückerobert, und wenn ihm auch

kein Standbild in der nun wieder deutschen Stadt gesetzt ist, wogegen er sehr entschieden Einspruch erhoben haben würde, so ist sein Name doch eng mit der Geschichte der alten Reichsstadt verbunden. Lange auf seinen Lorbeeren zu ruhen, entsprach nicht seinen Wünschen, war ihm auch nicht vergönnt.

Schon während die französische Besatzung am 28. bei ihm vorbeidefilirte, hatte der König ihm neue Aufgaben gestellt, die ihm neue Lorbeeren verhießen. „Bis hierher hat Gott geholfen, auf Ihn vertraue", dies Wort war der Talisman, der ihn auch in den schwierigsten Lagen der kommenden Tage niemals verlassen und ihn zu Ruhm und Größe geführt hat.

Aber bereits an den ersten Lorbeeren hatte er schwer zu tragen. Von allen Seiten liefen Glückwunschschreiben ein, und man pries ihn als Bezwinger von Straßburg. Er verhielt sich aber sehr ablehnend. Seiner Schwester Charlotte gegenüber sprach er sich über die für ihn werthlosen Anerkennungen des Publikums aus. Ihm lag nur an der Anerkennung seines Königs und seiner Untergebenen:

„Weil Straßburg unter jetzigen besonderen Umständen eine große mehr politische als militärische Wichtigkeit hat, bin ich auf einmal, was man so sagt, ein höllischer Kerl geworden. Wäre Jenes nicht, und wir hätten Heldenthaten ausführen können; wenn z. B. Bitsch von mir belagert und genommen worden, kein Mensch spräche davon. Aber so ist einmal die Welt. Sie könnten Einen eitel machen; davor aber, denke ich, wird mich Gott bewahren. Ich werde Ihm von Herzen dankbar sein, wenn Er mich über jenen Punkt hinwegkommen läßt!"

Der Feldzug in Burgund bis zum Jahresschluß.

Die Uebergabe Touls am 23. September und der Fall Straßburgs am 27. September waren für das große Hauptquartier willkommene Nachrichten, befand sich doch die Armee vor Paris in einer schwierigen Lage. Daß nach der Kapitulation von Sedan und nachdem Bazaine mit seiner Armee in Metz eingeschlossen, der Marsch mit der III. und Maas-Armee nach Paris sofort angetreten wurde, war nothwendig, denn nur der Besitz von Paris konnte den Krieg beendigen. So war man denn auch ohne Zwischenfälle vor Paris angelangt, und seit dem 19. September war die Hauptstadt Frankreichs eingeschlossen.

Kühn war dies Unternehmen, wußte man doch, daß in Paris an 400 000 Mann zur Vertheidigung der Hauptstadt bereit standen, während die anrückenden deutschen Armeen unter König Wilhelm nur 147 000 Mann zählten, und man auf jeden Schritt der ausgedehnten Cernirungslinie wenig mehr als einen Infanteristen zu verwenden hatte.

Durch die Uebergabe von Toul war insofern eine wesentliche Verbesserung in der Lage der Deutschen vor Paris eingetreten, als man nun eine durchgehende Eisenbahnlinie von Weißenburg bis Nanteuil, allerdings noch 8 Meilen von der Cernirungslinie, zur Disposition hatte, und man durfte hoffen, auf dieser einen Linie, nachdem das nothwendige Fahrmaterial aus Deutschland herangezogen war, zunächst Ersatz an Mannschaften und Retablissementsgegenständen, Beides von den Truppen dringend verlangt, sowie auch Verpflegung heranzuführen. Denn auch die Verpflegung der Armee bereitete Schwierigkeiten, weil im näheren Umkreis der Cernirungstruppen das feindliche Land trotz seines Reichthums die Bedürfnisse zu decken sehr bald nicht mehr im Stande war.

So wichtig für die Existenz der Cernirungsarmee diese einzige, 40 Meilen lange Schienenverbindung mit der Heimath hiernach war, so empfindlich wurde jede Gefährdung und Störung des Betriebes durch feindliche Unternehmungen. Wenn auch die reguläre französische Armee gefangen oder gefesselt war, die an Stelle der kaiserlichen Regierung getretenen Machthaber der nunmehrigen französischen Republik sahen ihre nächstliegende Aufgabe in der Organisirung eines hartnäckigen Widerstandes und in der Befreiung der Hauptstadt Paris. Und in der That hat Frankreich in dieser Richtung Bewunderungswerthes geleistet und im wahren Sinne des Wortes Armeen aus der Erde gestampft. Vorläufig waren nur erste Anfänge von Formationen bekannt geworden, aber man erkannte im großen Hauptquartier bereits die Gefahr, wenngleich die Nachrichten über den Fortgang des bewaffneten Widerstandes noch spärlich flossen. Aber ohne Zögern wurden die energischsten Maßregeln vorbereitet, um jeder Gefahr zu begegnen. Der Gedanke, welcher eben so verbreitet wie natürlich war, daß der Vernichtung der französischen Feldarmee bald der Friede folgen müsse, erwies sich nur zu bald als trügerisch.

Als nun Werder am 27. September den Fall von Straßburg melden konnte, erwuchs der Armeeleitung durch Freiwerden des Werderschen Korps vor Straßburg ein höchst willkommener Zuwachs operationsfähiger Truppen, um die Cernirungsarmee vor Paris durch Heranziehung der Garde-Landwehr-Division Loën zu verstärken, das Land westlich der Vogesen und südlich der Eisenbahn Weißenburg—Nanteuil zu okkupiren und die Organisation und Formation feindlicher Truppenkörper in den dortigen Landestheilen zu unterdrücken. Wie bereits ein 13. Armeekorps unter dem Groß-

herzog von Mecklenburg nördlich jener Eisenbahnlinie aufgestellt war, so wurde unter Werder ein 14. Korps aus den Belagerungstruppen von Straßburg formirt und die Allerhöchsten Kabinets-Ordres am 30. September ausgefertigt.

Werder erhielt folgende Kabinets-Ordre d. d. H.-Q. Ferrières, den 30. September 1870:

Ich ernenne Sie hierdurch für die Dauer des mobilen Verhältnisses zum kommandirenden General des 14. Armeekorps und lasse Ihnen gleichzeitig behufs näherer Information Abschrift Meiner heute an das Kriegsministerium erlassenen Ordre zugehen. Sie haben nach Maßgabe dieser Ordre auch die erforderlichen Bekanntmachungen an die sämmtlichen betreffenden Offiziere und Truppentheile zu veranlassen, und bemerke Ich insbesondere noch, daß auch der zum Chef des Generalstabes ernannte Oberstlieutenant v. Leszczynski in Rücksicht auf seine gegenwärtige Eigenschaft als Großherzoglich Badischer Offizier keine direkte Benachrichtigung erhalten hat. Sobald die Formation des Armeekorps nach Maßgabe Meiner Ordre eingetreten ist, haben Sie mir eine ordre de bataille desselben, mit Angabe der Kommandeure bis einschließlich zum Bataillonskommandeur, einzureichen.

gez. Wilhelm.

Die Kabinets-Ordre an das Kriegsministerium von demselben Datum lautete:

„Nachdem Straßburg nunmehr kapitulirt, bestimme Ich in Betreff der ferneren Verwendung und Eintheilung der bisher unter dem Oberbefehl des Generals der Infanterie v. Werder gestandenen Belagerungstruppen Nachstehendes:

Die Garde-Landwehr-Infanterie-Division, die Großherzoglich badische Feld-Division, die kombinirte Infanterie-Brigade der 1. Reserve-Division, das 2. Reserve-Dragoner-Regiment und die drei nicht zur 1. Landwehr-Division gehörig gewesenen Reserve-Batterien treten unter Benennung 14. Armeekorps in einen Korpsverband. Zum kommandirenden General des 14. Armeekorps ernenne Ich für die Dauer des mobilen Verhältnisses den General der Infanterie v. Werder, bisherigen Kommandeur der Belagerungs-Armee vor Straßburg, und zum Chef des Generalstabes beim 14. Armeekorps für die Dauer des mobilen Verhältnisses den Oberstlieutenant v. Leszczynski vom Großherzoglich badischen Generalstabe. Ferner treten die zum Generalstabe und zu Adjutanten beim Stabe des Generals v. Werder kommandirten Offiziere

sämmtlich in gleicher Eigenschaft zum Generalkommando 14. Armeekorps über. Die innere Gliederung des Korps muß zunächst noch eine provisorische sein, da die Garde-Landwehr-Infanterie-Division excl. des 2. Reserve-Husaren-Regiments durch die raschere Beförderung hierher für eine Zeitlang aus der unmittelbaren Beziehung zum Armeekorps tritt. Es sollen daher bis zur Wiedervereinigung des 14. Armeekorps die kombinirte Infanterie-Brigade (unter der nunmehrigen Benennung: kombinirte Infanterie-Brigade des 14. Armeekorps), sowie die unter Befehl des Generalmajors Krug v. Nidda zu einem Brigadeverbande kombinirte Kavallerie-Brigade des 14. Armeekorps zusammentretenden beiden Kavallerie-Regimenter (2. Reserve-Husaren-Regiment und 2. Reserve-Dragoner-Regiment) und die drei Reserve-Batterien unter dem Befehl des Majors Weigelt der 9. Artillerie-Brigade direkt unter den Befehl des kommandirenden Generals des 14. Armeekorps treten, welcher in Bezug auf diese Truppentheile einstweilen auch die Funktionen des Divisionskommandeurs zu übernehmen hat."

Außer dem so formirten 14. Armeekorps war noch Ende des Monats bei Freiburg im Breisgau unter General v. Schmeling eine 4. Reserve-Division versammelt worden, mit welcher der General das südliche Elsaß okkupiren und die Festungen Schlettstadt und Neu-Breisach einschließen und später belagern sollte.

Endlich erhielt Werder aus dem Hauptquartier noch folgende Direktiven:

Se. Majestät befehlen, daß Ew. Excellenz mit dem Ihnen unterstellten Armeekorps, unter vorläufigem Ausschluß der bereits per Eisenbahn in Bewegung gesetzten Garde-Landwehr-Division, baldigst den Vormarsch gegen die obere Seine in der Richtung auf Troyes und Chatillon s. S. antreten. Die weitere Verwendung des Armeekorps von dieser Linie ab bleibt zunächst vorbehalten. Im Vormarsch haben Ew. Excellenz in den Departements Vosges, Haute-Marne und Aube Versuche zu Formationen von Truppen zu verhindern, die Bevölkerung zu entwaffnen und möglichst für Herstellung und Nutzbarmachung der Eisenbahn Blainville—Epinal—Faverney—Chaumont ꝛc. zu sorgen. Da Langres letztere Strecke sperrt, so ist ein Handstreich auf diese Festung event. die Beschießung derselben mit schwerem Geschütz in Aussicht zu nehmen und die Heranziehung desselben von Straßburg bei dem Generalgouvernement im Elsaß seiner Zeit zu beantragen, sofern durch eine derartige Unternehmung nicht ein wesentlicher Zeitverlust in Erreichung des eben genannten vorläufigen Marschzieles hervorgerufen wird.

Der dem General v. Schmeling ertheilte Auftrag bleibt unverändert, und wollen Ew. Excellenz sich mit diesem Offizier namentlich auch wegen gemeinsamer Sicherung gegen Belfort in Verbindung setzen. In gleicher Weise ist in nördlicher Richtung die Kommunikation mit dem General-Gouvernement in Rheims aufzunehmen und das Generalgouvernement im Elsaß, sowie das Generalgouvernement in Lothringen von dem Antritt und Fortgang der Bewegungen des 14. Armeekorps im Allgemeinen zu informiren. Die Sorge für die Deckung etwaiger besonderer Etappenlinien des 14. Armeekorps liegt diesem selbst ob, sobald die Grenzen der Generalgouvernements in Elsaß und Lothringen überschritten werden.

Ew. Excellenz werden endlich ersucht, hierher über den Fortgang der Operationen zu melden und möglichst einige Tage vorher die Etappen Ihres Hauptquartiers anzuzeigen. Abschrift des über den Zustand der Festungen Belfort und Langres hier Bekannten ist beigefügt.

gez. v. Moltke.

Alle diese Ordres trafen am 4. Oktober in Straßburg ein. Zunächst war Werder etwas enttäuscht, daß vorläufig das 14. Armeekorps nur in einer so geringen Stärke formirt werden konnte, besonders, wenn er die ausgedehnten Aufgaben erwog, welche er mit einem so kleinen Korps lösen sollte. Werder gehörte noch zu Denjenigen, welche nach Sedan an eine baldige Beendigung des Krieges geglaubt hatten. Als er am 1. Oktober seinen Bruder Albert an den Rhein begleitete, um von ihm bei seiner Rückkehr nach Deutschland Abschied zu nehmen, trennten sich Beide „auf baldiges Wiedersehen". Einige Tage später schrieb Werder an ihn:

„Das Belagerungskorps ist aufgelöst. Was mir davon geblieben, heißt 14. Armeekorps. Loën ist mit seiner Garde-Landwehr-Division abkommandirt."

Die Garde-Landwehr-Division befand sich bereits auf dem Wege zur Armee vor Paris und kam überhaupt nicht mehr zum Korps zurück, und dem von Werder angenommenen baldigen Ende des Krieges ging noch ein monatelanges blutiges Ringen voraus.

Die Ordre de bataille des 14. Armeekorps ist in Anlage 81 des zweiten Theils des Generalstabswerkes vollständig mitgetheilt. Die Stärke des Korps betrug hiernach 23 Bataillone, 20 Eskadrons, 72 Geschütze und 1 Pionier-Kompagnie. Ein Uebelstand von großer Tragweite war, daß die Trains nicht vollständig vorhanden und zum Theil erst später zum Korps stießen. Auch war es schwierig, eine geeignete Truppeneintheilung unter Festhaltung der Verbände herzustellen, weshalb Werder vorläufig Marschkolonnen aus allen drei Waffen formirte, um erst die Vogesen zu überschreiten.

Als nächstes Marschziel war Werder also das Plateau von Langres gegeben, „ein hungriges Land, wo es mit der Verpflegung seine Schwierigkeiten haben wird", wie er sich ausdrückte. Er erkannte wohl, daß der Besitz der Festung Langres für ihn von größter Wichtigkeit werden müsse, denn diese bedeutende Festung mußte seinen Verbindungen beim weiteren Vormarsch stets gefährlich sein, abgesehen davon, daß sie ja auch die Eisenbahnlinie Blainville—Chaumont sperrte, welche in Besitz zu bekommen nicht bloß für das 14. Armeekorps, sondern auch für die deutschen Heeresabtheilungen vor Paris von größter Wichtigkeit war. Mit Feldgeschützen den Kommandanten zur Uebergabe zu zwingen, versprach bei den an verschiedenen Festungen gemachten Erfahrungen keinen Erfolg. Belagerungsgeschütz aus Straßburg heranzuschaffen, kostete viel Zeit. Den Gedanken also, Langres zu nehmen, mußte Werder zu seinem Leidwesen von vornherein aufgeben. Die Festung konnte nur nördlich oder südlich umgangen werden, um die obere Seine zu erreichen. Die nördliche Direktion auf Chaumont war die kürzeste und sicherste, weil man nur Langres zu berücksichtigen hatte. Die südliche Umgehung der Festung brachte das 14. Armeekorps zwischen die Festungslinie Belfort—Besançon—Auxonne einerseits und Langres andererseits. Werder behielt sich die Entscheidung je nach Lage der Dinge vor, erst mußte aus den Vogesen-Defileen debouchirt und der zu erwartende Widerstand gebrochen sein.

Daß die Organisirung des bewaffneten Widerstandes jenseits der Vogesen bereits bemerkbare Fortschritte gemacht, ging aus den Meldungen hervor, welche bereits Ende September in Straßburg eingelaufen waren. Auch das Generalgouvernement in Lothringen hatte um Unterstützung ersucht, und Werder hatte am 1. Oktober die bereitesten Truppen unter General Degenfeld bei Barr und Mutzig in der Stärke von 6 Bataillonen, 2¼ Eskadrons, 2 Batterien und 2 Sanitätszügen der badischen Division versammelt, der in den nächsten Tagen die Vogesen in zwei Kolonnen überschreiten und sich am 5. Oktober bei Raon l'Etape konzentriren sollte.

Als nun am 4. Oktober die Allerhöchsten Ordres über Formation und Aufgaben des 14. Armeekorps in Straßburg eintrafen, konnte Werder die bereits in den Vogesen befindliche Kolonne des Generals Degenfeld als Avantgarde ansehen, unter deren Schutz der Vormarsch des Korps in drei aus allen Waffen zusammengesetzten Kolonnen unter den Befehlen der Generale Keller, La Roche und Krug v. Nidda am 6. Oktober angetreten wurde, denen St. Dié, Etival und Raon l'Etape als Marschziele bezeichnet wurden.

Werder verließ mit seinem Stabe am 6. Oktober ebenfalls Straßburg. Von Molsheim aus schrieb er:

„Die Tage vor und in Straßburg sind vorbei. Sie bilden eine merkwürdige Episode in meinem Leben. Bis jetzt habe ich weder Zeit noch Gemüthsruhe gehabt, um mehr wie dürftige Notizen zu machen. Nachdem Straßburg mit seinen großartigen, zum Theil aber auch wehmüthigen Erinnerungen hinter mir liegt, wird mir Gelegenheit gegeben, das Versäumte nachzuholen.“ *)

Den nächsten Tag nahm Werder in Schirmeck Quartier. Gegen Abend ließ sich bei ihm ein als Franktireur verkleideter Deutscher melden. Erst als er angab, wichtige Nachrichten vom General Degenfeld zu bringen, wurde er vorgelassen und nun übergab er eine schriftliche Meldung des Generals, welcher am 6. ein sehr ernstes verlustreiches Gefecht bei Etival gehabt hatte.

Als sich nach dem Gefecht von Etival die Unmöglichkeit herausgestellt hatte, vermittelst Kavalleriepatrouillen die Verbindung mit dem Generalkommando durch die Vogesen aufzusuchen, weil das Gebirge durch Franktireurbanden zu unsicher gemacht wurde, wählte General Degenfeld jenen Boten.

Den General Degenfeld hatte am 5. Nachmittags in Raon l'Etape der Befehl Werders erreicht, den Marsch des Korps über das Gebirge, sowie den Aufmarsch desselben im Meurthe-Thal zu sichern, Raon l'Etape, St. Dié und Etival zu besetzen und in diesen Orten Magazine für das Korps einzurichten. Der General hatte bereits Raon l'Etape nur durch Gefecht erreichen können, außerdem hatte er sichere Nachrichten, daß St. Dié stark besetzt sei. Unter Festhaltung von Raon und Etival wandte sich der General mit dem Rest seines Detachements, nachdem um 9 Uhr Morgens am 6. der Nebel gefallen war, nach Süden, das Meurthe-Thal aufwärts, und traf bald, besonders bei Nompatelize, auf starken Widerstand. Er wurde gegen bedeutende Ueberlegenheit in ein sehr heftiges Gefecht verwickelt, so daß er um 1 Uhr Mittags mit seinen wenigen Truppen in sehr dünner Linie eine Terrainstrecke von über einer halben Meile zu vertheidigen hatte und die Gefahr sehr nahe lag, in die Defileen des Gebirges geworfen zu werden. Der Energie des Oberst v. Wechmar, der mit den in Raon und Etival zurückgebliebenen wenigen Truppen nach 2 Uhr heraneilte, und einer rücksichtslosen Offensive, bei welcher sogar abgesessene Dragoner ins Feuergefecht eingriffen, gelang es, sich nicht allein der kritischen Lage zu entziehen, sondern den Feind in großer Unordnung zurückzuwerfen.

---

*) Werder ist im Verlauf des Feldzuges und auch später nicht dazu gekommen. Vom Abmarsch aus Straßburg ab aber hat er oft unterbrochene Tagebuchnotizen gemacht, die sich in seinem Nachlaß fanden und hier verwendet sind.

Der Sieg wurde freilich mit einem Verlust von 25 Offizieren, über 400 Mann und 33 Pferden erkauft. Der Feind dagegen verlor 300 Todte, 500 Verwundete und 600 Gefangene. Die badischen Truppen kämpften gegen dreifache Ueberlegenheit und dürfen mit Stolz auf den Tag von Etival zurückblicken.

Die unter General Cambriels neu organisirte Vogesen-Armee mußte schon in beträchtlicher Stärke in die Aktion einzugreifen in der Lage sein, dies hatte das Gefecht von Etival gezeigt, wo man es doch wahrscheinlich nur mit einer unter General Dupré vorgeschobenen Abtheilung zu thun gehabt. Dies gab Werder zu denken, und kam es ihm nun zunächst darauf an, den Aufmarsch des Korps im Meurthe-Thal auszuführen. Das Auftreten bewaffneter Banden im Gebirge, die feindliche Haltung der Bevölkerung, endlich der bei Etival entgegengesetzte Widerstand ließen erkennen, daß Werder die ihm gestellten Aufgaben nicht ohne Schwierigkeiten würde lösen können, und daß die rücksichtsloseste Energie nicht bloß der renitenten Bevölkerung gegenüber, sondern auch in den Operationen geboten sei.

Werder ließ die beiden Kolonnen Keller und La Roche noch vor Tagesanbruch am 8. aufbrechen, so daß sie noch an demselben Tage St. Dié und Etival erreichten. Er selbst marschirte mit der preußischen Kolonne Krug v. Nidda, welche am 9. nach Raon l'Etape kam. Der Stadt, deren Bewohner sich zum Theil den Vortruppen des Generals Degenfeld gegenüber am 5. Oktober feindlich gezeigt, wurde eine Kontribution von 185 000 Francs auferlegt und dieselbe sofort eingezogen.

Die Fühlung mit dem Feinde war nach dem Gefecht bei Etival verloren gegangen. Die von General Degenfeld vorgeschickten Rekognoszirungen hatten nirgends wesentlichen Widerstand gefunden, die Straßen waren abgegraben oder durch Verhaue gesperrt, einzelne bewaffnete Banden leisteten hier und da kurzen, nutzlosen Widerstand. Die in Auflösung zurückgegangenen Truppen Cambriels sollten sich nach Epinal gewendet haben; Cambriels selbst sollte bei Remiremont stehen. Werder ließ nun am 9. unter Oberstlieutenant Nachtigal auf St. Benoit und Rambervillers rekognosziren. In letzterem Ort fand dieser heftigen Widerstand und die Stadt konnte erst nach verlustreichem Gefecht genommen werden.

Nachdem das 14. Armeekorps das Meurthe-Thal erreicht, seine Verbindungen mit Straßburg abgebrochen und auf Luneville basirt hatte, strebte Werder nach einer die Befehlsführung erleichternden Truppeneintheilung. Die badische Division war ein selbstständiges kleines Armeekorps, mit Kolonnen und Branchen versehen; die preußische Brigade hatte noch keinen Train. Man hatte ihr in Straßburg nur ein aus französischem Material zusammengesetztes Sanitätsdetachement mitgeben können, und die badische Division mußte daher aushelfen. Eine Ordre de bataille nach

preußischem Muster ließ sich nicht aufstellen; außerdem verlangten die dem Korps gestellten Aufgaben Bewegung in breiter Front mit selbstständigen Kolonnen, um überall feindlichen Widerstand niederwerfen zu können. Werder formirte also vier kleine Divisionen, wie sie bei der Mobilmachung 1850 gebräuchlich waren, also 1 Infanterie-Brigade, 4 Eskadrons, 2 bis 3 Batterien unter den Befehlen des Oberst Beyer, der Generale Degenfeld, Krug und La Roche.

In dieser Formation wurde der Weitermarsch auf Epinal am 11. angetreten, nachdem am 10. auf allen Straßen Rekognoszirungen vorgetrieben und die Ortschaften im innehabenden Rayon entwaffnet worden. Am 11. in Rambervillers, welche Stadt den Widerstand gegen den Oberstlieutenant Nachtigal mit einer Kontribution bezahlen mußte, erfuhr Werder, daß eine starke feindliche Abtheilung unter Befehl des Generals Cambriels südlich Bruyères stehen sollte. Der Angriff wurde für den 12. in der Art eingeleitet, daß die Kolonnen Beyer und Degenfeld in der Front, Krug in der linken Flanke von Charmois aus angreifen sollten. Werder wartete zunächst in Girécourt die Nachrichten von den vorausgeschickten Rekognoszirungsabtheilungen ab, und als diese den Abzug des Feindes nach Remiremont meldeten, bestimmte Werder die Brigade Krug zur Besetzung von Epinal, die Brigaden Beyer und Degenfeld sollten aber versuchen, den Feind zum Stehen zu bringen und am folgenden Tage angreifen. Er wich aber fortgesetzt aus.

Auch der Widerstand, den die Brigade Nachtigal vor Epinal fand, war ein geringer. Werder schrieb:

„Eine Viertelmeile vor Epinal wurde zur Befriedigung der Batterie Ullrich gegen vereinzelte Banden eine etwas spaßhafte Kanonade eröffnet, die einige Feinde getödtet, aber jedenfalls viele Menschenleben geschont und den Bewohnern der Stadt einen heilsamen Schrecken eingejagt hat. Wir machten eine Anzahl sogenannter Gefangener, denen eine Theilnahme am Gefecht nicht nachzuweisen war und deshalb später theilweise entlassen, theils als verdächtiges Gesindel vom Schauplatz ihrer Thätigkeit entfernt und nach Nancy gebracht wurden. Auf dem Marktplatz angekommen, ließ ich den Maire, der Präfekt Mr. George war entflohen, und den Munizipalrath zu mir citiren und eröffnete ihnen, daß der geschehene Widerstand eine Kontribution nach sich ziehen müsse, deren Höhe ich noch bestimmen würde; ich erwartete vollkommene Ruhe, Abgabe der Waffen und drohte mit Einäscherung des resp. Hauses, aus dem irgend Widerstand oder Angriff erfolgen würde."

Werder nahm mit seinem Stabe Quartier in der Präfektur, mußte aber lange auf sein Diner warten; das Essen war wohl fertig, aber es

fehlte an Geschirr. Man begnügte sich vorläufig mit heißem Kaffee, da der Marsch bei recht unfreundlichem kalten Wetter ausgeführt worden war.

Die Nachrichten über den Feind waren in hohem Grade schwankend, es war nur gewiß, daß alle Rekognoszirungen, von Infanterie auf Wagen und Kavallerie ausgeführt, wenn sie auf zurückweichende Banden trafen, ihr Ausweichen nach Süden konstatirten. Werder hielt es seiner Aufgabe nicht entsprechend, einem stets weichenden Feinde ins Ungewisse zu folgen und sich von der Marschrichtung durch die Departements Haute Marne und Aube zu entfernen ohne Aussicht, nennenswerthe Resultate zu erreichen. Er beschloß daher, den sehr fatiguirten Truppen, die sechs bis sieben Tage bei schlechtem Wetter Gebirgsmärsche ausgeführt und viele selbst bei dem kleinsten Gefecht doch nothwendige Umwege gemacht hatten, einen Ruhetag zu gönnen, über die Sachlage aber an das Hauptquartier zu berichten.

Er that dies schriftlich und ausführlich, telegraphirte aber noch am 12. an das Hauptquartier, da es ihm andererseits doch bedenklich erschien, den Schutz der großen Eisenbahn den Etappentruppen allein zu überlassen, weil das Bestehen von feindlichen Truppenkörpern unter Cambriels doch feststand und die allgemeine Volksbewaffnung organisirt war. Von Cambriels erfuhr man, daß er in der Nacht zum 13. in großer Unordnung auf Lure abgezogen sei. Er wäre also auch ohne den den Truppen so nothwendigen Ruhetag doch nicht zu erreichen gewesen. Diese Nachricht hatte Werder von dem Receveur général, der Cambriels nach Remiremont hatte Geld bringen müssen und von dort nach Epinal zurückkam.

Am 13. kam Geheimrath Bitter nach Epinal, um die Civilverwaltung in dem nunmehr okkupirten Vogesen-Departement zu übernehmen. Auch kamen General v. Beyer (badischer Kriegsminister) und der Prinz Wilhelm von Baden an. Werder übergab Ersterem das Kommando über die badische Division für den General v. Glümer, welcher, in Straßburg erkrankt, noch nicht angekommen war; Prinz Wilhelm aber die 1. Brigade (Oberst Beyer), und erstattete von dieser Stellenbesetzung, die dem Wunsche des Großherzogs entsprach, dem Könige Meldung.

Am Nachmittag ertönte plötzlich Kanonendonner. Werder begab sich sofort in die Richtung auf Dompaire, wohin auf Befehl des Generals Krug das 34. Infanterie-Regiment, das Reserve-Dragoner-Regiment und zwei Batterien vorgeschoben werden sollten. Hierbei war Major Graf Hertzberg in ein Gefecht mit einer Abtheilung Franktireurs verwickelt worden. Als Werder auf dem Gefechtsfelde bei Les Forges, nahe bei Epinal, erschien, war das Gefecht bereits beendigt und der Feind geworfen. Alle diese kleinen Gefechte waren aber immer mit Verlusten verbunden, welche bei der Schwäche des Korps mit der Zeit empfindlich wurden.

Werder befahl deshalb, daß jedem Engagement mit dem Feinde, wenn irgend thunlich, eine Vorbereitung durch Artillerie vorangehen sollte.

Alle am 14. vorgetriebenen Rekognoszirungen fanden die Straßen frei. Eine am Morgen vom General La Roche gemeldete Konzentration Cambriels bei Remiremont bestätigte sich, wie wir wissen, nicht. Er fand beim Herankommen den Ort von den Franzosen verlassen.

Werders Lage wurde peinlich, da eine Antwort vom Hauptquartier bis jetzt nicht eingetroffen war. Sollte er dem stets weichenden Cambriels nachziehen oder sollte er im Sinne seiner Aufgabe über Neufchâteau und Chaumont nach Westen marschiren? Die Eisenbahn Blainville—Langres—Chaumont war überhaupt vorläufig nicht fahrbar zu machen, denn abgesehen von der Festung Langres hatten die Franzosen so gründliche Zerstörungen vorgenommen, daß eine monatelange Arbeit zur Wiederherstellung erforderlich war. Allein die Herstellung des über 100 m hohen Viadukts bei Xertigny konnte vor Januar kaum beendet sein. Marschirte Werder aber nach Westen ab, so war ein Vorstoß des Feindes auf Luneville möglich, die große Verbindungslinie der deutschen Armee vor Paris gefährdet. Nach der Werder gestellten Aufgabe war aber wieder eine Verzögerung des Marsches an die obere Seine zu vermeiden. Es war also dem gewissenhaften Werder nicht zu verdenken, wenn er am 14. nochmals ans große Hauptquartier telegraphirte und um Befehle bat.

Die verschiedenen Anfragen mußten nun wohl im Hauptquartier nicht angenehm berührt haben, da man zu dieser Zeit bei der obersten Heeresleitung die Streitkräfte des Feindes im östlichen Frankreich erheblich unterschätzte und eine völlige Zersprengung derselben für vollkommen ausführbar hielt.*) Daraus erklärt sich der Ton der am 15. einlaufenden Antwort aus dem Hauptquartier:

„Der König habe den Angriff des Feindes befohlen, es könnten dem 14. Armeekorps gegenüber nur Depottruppen und Mobilgarden versammelt sein.“

Werder war diesem kategorischen Imperativ gegenüber jetzt zwar außer Zweifel, was er thun sollte, konnte und wollte sich jedoch nicht versagen, zu antworten, daß er sich seit acht Tagen vergeblich bemühe, den Feind anzugreifen, er halte nirgends Stand. Nunmehr werde er ihm auf die Linie Lure—Vesoul folgen, bäte aber nochmals um Befehl, ob er weiter nachgehen oder die Erreichung der oberen Seine als seine weitere Aufgabe ansehen sollte.

---

*) Wie solches im II. Theil des Generalstabswerkes Seite 321 au sdrücklich zugegeben wird.

Demgemäß wurde am 16. der allgemeine Vormarsch in gedachter Richtung angetreten. Werder blieb noch in Epinal, dort die verschiedenen Meldungen abwartend, und ritt dann am 17. mit dem Stabe nach St. Loup. Hier erhielt er von Moltke ein Telegramm, „wonach nicht Vesoul, sondern der Standpunkt des Feindes als Ziel für die nächsten Operationen zu nehmen, und für die Herstellung der Eisenbahn Blainville—Epinal zu sorgen sei".

Es wurde nun zunächst Vesoul besetzt, und die Eisenbahn in der Richtung auf Belfort einerseits, auf Langres andrerseits unterbrochen. Werder selbst nahm sein Hauptquartier am 19. in Vesoul. Nach allen Nachrichten aber hatte General Cambriels jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß die Division Schmeling im oberen Elsaß vordringe. Er hatte seine Truppen theils auf Belfort, theils auf Besançon zurückgehen lassen. Werder konnte nun doch unmöglich gegen die Festung Besançon vorgehen, sondern er entschloß sich, auf Langres zu operiren. Die Befehle hierzu wurden ausgefertigt, als ein weiteres Telegramm von Moltke eintraf, daß die Fortsetzung der Offensive bis Besançon gestattet, dann aber das 14. Korps über Dijon auf Bourges zu dirigiren sei.

In dem Buche des Hauptmanns Loehlein über die Operationen des Korps des Generals v. Werder, welche Darstellung auf volle Authenticität Anspruch machen kann, da es nach den Akten des Generalkommandos zusammengestellt, vom damaligen Chef des Generalstabes, Oberstlieutenant v. Leszczynski eingehend revidirt und von Werder, nachdem es ihm vorgelesen worden, vor dem Druck genehmigt wurde, ist die augenblickliche Situation des 14. Korps treffend wie folgt geschildert:

„Es wird von Interesse sein, die Situation im Allgemeinen und die Anordnungen anzuführen, welche zur Ausführung jenes bestimmten Befehls vom 18. Oktober*) getroffen wurden.

Im Hauptquartier war ein Nachrichtenbureau etablirt, welchem der Premierlieutenant La Roche, Adjutant der Großherzoglich badischen Division, mit großem Geschick vorstand. Alle Verhöre der Gefangenen, die aufgebrachten Posten, Zeitungen und sonstige Nachrichten wurden hier tageweise zusammengestellt und bildeten die einzigen zuverlässigen Nachrichten, welche für die Entschlüsse maßgebend waren. Alle anderen Nachrichten waren stets veraltet oder höchst unsicher, namentlich die über die Schweiz gekommenen.

Man wußte hierdurch vom Feinde, daß bei Besançon das Korps Cambriels in Unordnung angelangt war. Einige Bataillone, etwa sechs, waren von Rambervillers über den Ballon d'Alsace auf Belfort abge-

---

*) Ausdehnung der Offensive bis Besançon und Marsch über Dijon auf Bourges.

gangen, die Hauptkräfte aber über Lure auf Besançon dirigirt worden. Zahlreiche Verstärkungen sollten dort aus Lyon eingetroffen sein. Die in der Beilage befindliche Ordre de bataille*) des Korps Cambriels wurde in diesem Lager formirt. Ueber ihre Richtigkeit konnte ein sicherer Aufschluß bisher nicht erlangt werden. Man wußte ferner, daß Garibaldi in französische Dienste getreten und bei Dôle die Formation eines Korps begann. Die Festüng Langres sollte 9000 Mann Besatzung haben und rekognoszirte mit kleinen Detachements auf mehrere Meilen weit täglich die Saône.

Die Bevölkerung war durch die vorhergegangenen Gefechte äußerst eingeschüchtert, an allen den Orten aber, wo die deutschen Truppen vorher noch nicht erschienen waren, zeigte sich eine große Rührigkeit, und die Gerüchte sprachen bereits von erheblichen Erfolgen des Massenaufgebots von Gambetta. In den Vogesen waren zahlreiche Freikorps, die bald im Elsaß, bald gegen Remiremont und St. Loup Unternehmungen ausführten.

Die Disposition des Generalkommandos für den Marsch zwischen den vier Festungen hindurch war in allgemeinen Zügen folgende. Es wurde beabsichtigt, über Fresnes, St. Mamès und Gray auf Dijon derart zu marschiren, daß letztgenannter Ort am 24. erreicht wurde. Nach Passiren der Saône bei Gray sollten alle Brücken abgebrochen werden, um ein Nachfolgen des Korps Cambriels zu erschweren. Nach Ausnutzung der Hülfsquellen von Dijon wurde ferner beabsichtigt, den Marsch auf Bourges in zwei Kolonnen und mit einem Feldlazareth und einer verstärkten Munitionskolonne anzutreten und zwar derart, daß als erster Haltepunkt Sémur und Montbard in Aussicht genommen wurde. Von hier aus sollte wieder mit Châlons sur Marne, welches allerdings 22 Meilen entfernt war, in Verbindung getreten werden, nach welchem Ort sämmtliche Trains, Posten, Nachersatz von Epinal resp. der Heimath instradirt wurden.

Der auszuführende Marsch auf Bourges betrug 48 geographische Meilen. Man vermied aber so den südlichen, einige Meilen näher führenden Weg über Saulieu und Corbigny, der durch das steilere Gebirge führte, dessen Gipfel bereits mit Schnee bedeckt waren.

Seit dem Ueberschreiten der Vogesen war das Wetter äußerst schlecht. Man konnte sagen, es gab nur Stunden, wo es nicht regnete, und das Schuhwerk, welches letztere bei den oft sehr nassen Trancheearbeiten vor Straßburg bedeutend gelitten hatte, war nicht in günstigem Zustande.

---

*) Nach dieser Ordre de bataille bestand das Korps Cambriels aus 24 Bataillonen, 3 Eskadrons und 2 Batterien um Mitte Oktober.

Die gestellten Aufgaben enthielten der Schwierigkeiten viele; sie alle zu erwägen, war kaum möglich, es blieb nur der feste Entschluß übrig, geschlossen und möglichst schnell, also unter Zurücklassung aller Trains vorwärts zu gehen und den bestimmten höheren Befehl, ohne den bereits einmal betretenen Weg der Rückfrage, auszuführen.

Wie es bei dem Feldzuge des 14. Armeekorps von Beginn an eine Signatur der Situation überhaupt ist, daß fast nie der folgende Tag sicher zu übersehen war, so geschah es auch mit den so eben besprochenen und beabsichtigten Bewegungen."

Die Ansicht, Besançon ganz liegen zu lassen und auf Dijon zu marschiren, vertrat namentlich der Oberstlieutenant v. Leszczynski und Werder stimmte ihm zu, weil es auch ihm zwecklos erschien, zwei Tagemärsche bis unter die Kanonen von Besançon zu gehen, bei der sehr zweifelhaften Möglichkeit, den Feind zum Schlagen zu zwingen. Nachdem man aber erfahren, daß der Hauptsammelplatz für die neu zu formirende Armee Besançon sei, und namentlich die Korrespondenz einer aufgefangenen Post immer mehr auf bedeutende Ansammlungen in der Gegend von Besançon hinwies, nachdem man weiter erfahren, daß die Dörfer am Ognon vom Feinde belegt wurden, daß Garibaldi in Besançon eingetroffen und Gambetta dort erwartet werde, beschloß Werder doch, gegen den Ognon vorzurücken.

Werder war von dem kurzen Aufenthalt in Vesoul sehr befriedigt. Den renitenten Präfekten hatte er arretiren und nach Epinal schaffen lassen, weil er sehr thätig bei der Organisirung der Landesvertheidigung gewesen war, die zerstörten Wegweiser nicht wieder herstellen lassen wollte und sich um Werder gar nicht kümmerte, obgleich er in der Präfektur wohnte. „Der Maire", schreibt Werder, „war ein verständiger Mann, der sich der Gewalt mit Anstand fügte." Die schöne Gegend übte, wie überall, auf Werder trotz der nicht günstigen Witterung einen besonderen Reiz aus. Er ritt deshalb nicht gern auf den sogenannten Reisemärschen in unmittelbarer Begleitung der Truppen, sondern lieber allein mit dem Stabe, weil er sich dann freier bewegen und seine Aufmerksamkeit der Gegend zuwenden konnte. So hatte er, eigentlich ein großer Leichtsinn, den Ritt von Epinal nach St. Loup und dann von St. Loup nach Vesoul mit den Herren seines Stabes ohne Eskorte gemacht. Die Straßen waren aber keineswegs sicher, und hätte leicht in den zu passirenden Ortschaften oder in den Wäldern eine hinterlistige Franktireurkugel, wie damals im Kaukasus, Werder treffen können. Werder sah gewohnheitsgemäß von jeder persönlichen Gefahr ab, nannte aber doch diese Ritte „etwas dickfellig".

Am 19. Abends war das Korps um Vesoul versammelt. Es war festgestellt, daß der Feind Rekognoszirungen über den Ognon vorgetrieben.

Man konnte hoffen, ihn auf beiden Ufern des Ognon zu finden, zu schlagen und auf Besançon zurückzuwerfen. Dann konnte Werder nach Dijon abmarschiren, ohne fürchten zu müssen, im Rücken beunruhigt zu werden. Der Vorstoß sollte in drei Kolonnen, auf Voray, Etuz und Pin geschehen, während General La Roche mit der Kavallerie-Brigade und zwei Kompagnien auf Wagen gegen Dôle und Auxonne vorgehen sollte.

Den 21. erreichten die Kolonnenspitzen Bucey, Oiselay, Courboux; Vesoul blieb besetzt. General La Roche machte die Eisenbahn in Gray unbrauchbar. Werder war den 21. in Vesoul geblieben. Er erfuhr hier aus den Zeitungen den Tod des Hauptmanns Hermann v. Werder vom 81. Regiment, eines Neffen von ihm, der bei Ladonchamps vor Metz geblieben.

„Drei Brüder und mein Vetter Bruno v. Werder, letzterer als Johanniter, sind bereits Opfer dieses Krieges geworden. Wer wird das nächste sein? Denn kaum ist anzunehmen, daß die Familie in ihm das letzte bringt. Die jungen lebenslustigen Männer gehen hinüber, warum nicht lieber die alten, die im Ganzen abkömmlicher sind. Doch Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Wir wollen uns seinen Rathschlägen in Demuth fügen!“

Es war in der That auch nicht das letzte Opfer. Obige drei Brüder waren Brüder des jetzigen Divisionskommandeurs, Hans v. Werder in Königsberg. Er verlor noch einen vierten Bruder bei Le Mans am 12. Januar 1871. Diese vier Brüder waren: Hermann, geb. 1839, Hauptmann im 81. Infanterie-Regiment, am 7. Oktober vor Metz geblieben. Carl, geb. 1842, Premierlieutenant und Kompagnieführer im Grenadier-Regiment Nr. 11, am 16. August bei Gorze verwundet und seinen Wunden erlegen am 22. September 1870 im Diakonissenhause zu Frankfurt a. M. Franz, Premierlieutenant und Kompagnieführer im 95. Infanterie-Regiment, im Gefecht von St. Croix bei Le Mans am 12. Januar 1871 verwundet und den nächsten Tag im Feldlazareth daselbst gestorben. Endlich Heinrich, Sekondlieutenant im 32. Infanterie-Regiment, verwundet bei Sedan den 1. September und in der folgenden Nacht in der Vorstadt St. Algérie bei Sedan verstorben. Aber noch ein sechster Werder war ein Opfer des Krieges, Gebhard v. Werder, Sohn des oben erwähnten Forstmeisters a. D. und Johanniters, welcher als Lieutenant im 1. Garde-Regiment zu Fuß in Rheims am Typhus gestorben.

Als am 22. früh Werder zu Pferde stieg, schmückte ihn das Eiserne Kreuz 1. Klasse, welches ihm der König am 18. Oktober für die Einnahme von Straßburg verliehen hatte. — Mit seinem Stabe machte er einen flotten Ritt nach Oiselay, vier Meilen in vier Stunden, zwar auf guter

Straße, welche aber in steten Senkungen und Steigungen auf die Wasserscheide führte, auf der Oiselay lag.

Wenn sich nun am 22. die Hoffnungen Werders auf einen bedeutenden Erfolg nicht erfüllten, so wirkten eben mancherlei Umstände zusammen, welche dem Feinde günstig waren. Zunächst gebot die Schwäche des Korps Vorsicht. — Wenn man auch die Qualität der feindlichen Truppen nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu hoch anschlug, kannte man doch seine numerische Stärke zu wenig. Werder hatte aber nur 16 Bataillone, 9 Eskadrons und 10 Batterien zur Disposition, der Rest des Korps war zu Seitendeckungen und zur Besetzung von Vesoul verwendet.

Das Terrain zwischen Saône und Ognon ist vollständig gebirgsartig, sehr coupirt, schluchtenreich, wenig wegsam, so daß die Verbindung der Kolonnen untereinander und die Befehlsertheilung äußerst schwierig war. Werder mußte also auf das sebstständige Handeln und Eingreifen der Unterführer rechnen. Zunächst hatte er den Kolonnen aufgegeben, den Ognon möglichst bald zu erreichen. Als er um 11 Uhr bei Oiselay eintraf, fand er bereits die Meldung des Prinzen Wilhelm vom rechten Flügel vor, daß der Ognon bei Marnay und Pin unbesetzt gefunden. Die Kolonne Degenfeld war bei Etuz im Gefecht, vom General Keller wußte man noch nichts. Der Prinz Wilhelm erhielt nun Befehl, über Pin und Montelay den Feind in die Flanke zu nehmen, während Degenfeld ein hinhaltendes Gefecht führen sollte, bis das Eingreifen der Seitenkolonnen wirksam werden würde. Um 1 Uhr meldete General Keller, er sei im Gefecht südlich Rioz und Verstärkung dringend erwünscht. Diese konnte nun Werder nicht schicken, er orientirte aber den General über die Sachlage; nöthigenfalls solle er sich defensiv verhalten, erreichte er aber Voray, so solle er dies sofort melden.

Werder hatte dem General Degenfeld 2 Bataillone und 2 Batterien Verstärkung geschickt, denn ein erfolgreiches Vordringen des Feindes auf dieser Straße hätte das Korps auseinandergesprengt. Degenfeld befand sich im harten Kampf, es gelang ihm aber schließlich, den Feind vom linken Thalrand hinab und über den Ognon zu werfen. Nach 3 Uhr setzte er sich sogar in Besitz von Cussey auf dem rechten Ufer. Der Feind wich auf Auxon dessus zurück. Wäre jetzt der Prinz von Baden hier gewesen, so hätte er dem Feinde großen Abbruch thun können. Die 1. Brigade hatte wegen des Westwindes nichts von dem Gefecht gehört. Als den Prinzen um 2 Uhr der Befehl erreichte, über Pin und Montelay dem Feind in die Flanke zu gehen, standen seine Vortruppen wohl am Ognon, sein Gros aber noch bei Autoreille. Das Gros hatte also bis Montelay noch 10 km zu marschiren, konnte mithin kaum vor 5 Uhr zur Wirksamkeit kommen. Auch von General Keller war nichts zu spüren. Er hatte nach hartnäckigem

Gefecht um 4 Uhr aber doch den Ognon bei Voray gewonnen und schickte nun schwache Abtheilungen über den Fluß, welche keine Wirkung ausüben konnten. Werder, der auf der Höhe von Geneuille das Gefecht bei Cussey geleitet und dem Oberstlieutenant Nachtigal mit 2 Bataillonen 30. Regiments Gelegenheit zu einem glänzenden Infanterieangriff gegeben hatte, zog bei Einbruch der Dunkelheit seine Truppen über den Ognon unter Festhaltung von Cussey zurück. Noch am Abend, in tiefer Dunkelheit, war von der Kolonne des Prinzen Wilhelm ein rechtes Seitendetachement unter Oberst Wechmar bis Auxon dessous gekommen, welches hier zwei Zuaven-Bataillone auseinandersprengte. Es wurde aber dann nach Pin zurückgenommen. Oberst Wechmar hatte an diesem Tage 5 bis 6 Meilen marschirt und ein Nachtgefecht siegreich bestanden.

Am Morgen des 23. rekognoszirte Werder persönlich das Gefechtsfeld und ordnete eine größere Rekognoszirung unter Oberst Kraus an, die der Hauptmann Friedeburg vom Generalstabe begleitete. Der Feind hatte seinen rechten Flügel an Chatillon le Duc gelehnt, wo er Positionsgeschütze aus der Festung etablirt hatte, die auch am gestrigen Tage durch Eingreifen in das Gefecht sich bemerkbar gemacht. Seine starke Stellung zog sich über Valentin und Ecole gegen die Festung. Die Position auf den bewaldeten Felshängen war um so schwieriger anzugreifen, als sich für die deutsche Artillerie keine geeigneten Aufstellungen fanden. Eine Wegnahme der Position, wenn sie nur einigermaßen vertheidigt wurde, konnte nur mit großen Opfern erkauft werden, und selbst wenn die Position genommen, setzten die nahen Festungswerke jeder Verfolgung ein Ziel. Werder entschloß sich daher, von einem weiteren Angriff abzustehen und nunmehr die Richtung auf Dijon einzuschlagen. Er war sicher, daß die Truppen Cambriels nach den bestandenen Gefechten nicht in der Lage seien, ihm zu folgen.

Er nahm in Oiselay bei einem Mr. Branche, einem 84jährigen, körperlich und geistig noch frischen Manne, Quartier, wo er liebenswürdig aufgenommen, sich außerordentlich gefiel und beim Abschied der 40jährigen, zwar häßlichen, aber sehr artigen gesprächigen Frau vom Hause seine Photographie hinterließ.

Der Abmarsch in das Saône-Thal resp. nach Gray vollzog sich in den nächsten Tagen, nicht ohne daß die Bevölkerung den Truppen des 14. Armeekorps besonders feindlich sich zeigte. Es war die Wirkung des Regierungs-Dekrets vom 14. Oktober, welches die aktive Vertheidigung des Landes durch die Einwohner gebot und jeden Schaden, der dem Feinde durch die bewaffnete Hand verursacht werde, zu einer patriotischen That stempelte. In den Zeitungen wurde der Abmarsch des 14. Armeekorps vom Ognon als fluchtartiger Rückzug bezeichnet, und die Bevölkerung dadurch so auf-

geregt, daß den Truppen wiederholter, wenn auch leicht zu überwindender Widerstand entgegengesetzt wurde. Durch alle möglichen Hindernisse wurden die Straßen schwer passirbar gemacht, und wenn auch Verhaue, Barrikaden u. s. w. selten vertheidigt wurden, den Truppen erwuchs durch Beseitigung derselben doch Aufenthalt und Arbeit, da außerhalb der Wege bei dem völlig aufgeweichten Boden und beständig schlechten Wetter nicht fortzukommen war.

Erschwert wurde durch die Unsicherheit der Straßen die Befehlsertheilung. Einzelne Offiziere oder Ordonnanzen kamen nirgends mehr durch, und selbst bei Anwendung von Gewalt, namentlich bei Herbeischaffung von Lebensmitteln, begegneten die zuerst stets rücksichtsvollen deutschen Truppen der größten Widerwilligkeit. So erreichten die Truppen das Saône-Thal, nicht ohne daß einzelne Theile Gefechte zu bestehen hatten. Dieser offenen Feindseligkeit der Landeseinwohner konnte seitens des Führers nur mit äußerster Strenge begegnet werden, und doch entschloß sich Werder nur sehr schwer, einzelne Todesurtheile vollstrecken zu lassen. Wir geben hier seine Tagebuchnotizen über die nächsten Tage wörtlich wieder, weil wir daraus seine Anschauung und Stimmung am besten erkennen können:

„Am 24. nach La Chapelle. Miserables armes Dorf. Der Curé nahm uns nach besten Kräften auf. Der gefangene Feldwächter, der sehr gravirt erschien, war durch Stimmenmehrheit des Kriegsgerichts freigesprochen. Mir war es au fond Recht, denn solche Todesurtheile zu bestätigen ist keine Kleinigkeit, wie ich einige Tage darauf in Gray zu meinem Schmerz erfahren mußte. Am 25. waren nämlich mehrere Gefechte mit Bauern gewesen (Graf Herzberg), zuerst bei La Vaivre, dann bei Sevaux.*) Bei letzterem Ort hatten sich wohl schließlich einige Hundert betheiligt, davon wurde im Gefecht eine Anzahl getödtet und verwundet oder gefangen. Etwa 7 Gefangene wurden vor das Kriegsgericht gestellt, dasselbe verurtheilte Einen einstimmig, die anderen 4:1 zum Tode. Ich mußte nach Lage der Sache die Bestätigung ertheilen, es wurde mir sauer genug, besonders da mir zweifelhaft erschien, was nach den ungenauen Bestimmungen bei Bekanntmachung der Proklamation unter Bezirk zu verstehen sei. Das Kriegsrecht hatte auch keine Bedenken, der Dolus der feindlichen Absicht war genügend festgestellt; ein Beispiel zu statuiren war außerdem wegen Wohlfahrt meiner Leute erwünscht. Daher mit schwerem Herzen „Ja“! Sie sind am 27. nach geschehener Beichte und Absolution in Gray erschossen worden.

*) Fanden am 24. resp. 27. statt.

26. nach Gray. Sehr gutes Quartier. Deutsch sprechende Bonne aus Homburg v. d. Höhe. Ein sehr angenehmer Wirth, die Stadt nicht übel, schöne Mairie. Der Scuspräfekt, ein lebhafter Republikaner (du coeur), aber verständiger Mann. Aufnahme und Verhalten gut.

26. nach St. Eglise*). Major Wolff vom Grenadier-Regiment 2 hatte vor dem Dorf ein hübsches Gefecht bestanden, eigentlich nur eine Kompagnie und die Batterie Hecht ins Gefecht gebracht und damit den Feind derart geschlagen, daß er im Schloßhofe 400 bis 500 neue Armaturstücke zurückließ und nach Fontaine le Français floh. Einige Chassepots aufgefunden. Ich habe keine Todten mehr gesehen, sie sollen fortgeschafft sein. Wenige Verwundete von beiden Seiten. Kavallerie zur Verfolgung nicht zur Hand. Nachts wurden etwa 500 Gefangene geschickt, die zwei Kompagnien von Wechmar eingebracht haben. Wir 1 Todten, 17 Verwundete.

27. (29.) nach Renève le Château, um Fühlung mit dem Feinde zu behalten. Zeitungen und andere Nachrichten stimmen überein, daß Dijon der Hauptsammelplatz der Garibaldianer sein soll. Alles wird eingeleitet, um in zwei Kolonnen darauf loszugehen und es zu nehmen. An Moltke wird geschrieben, daß ich nunmehr alle Kommunikationen abbrechen müsse und hier nur noch durch fliegende Kolonnen mich würde event. unterhalten können. Die Sache war sehr bedenklich, denn das Korps war ohne alle Verbindungen, ohne Nachrichten, und sah sich von drei Seiten bedroht (Auxonne, Cambriels, Dôle—Lyon, Côte d'or Langres), aber die Direktiven waren einmal gegeben, also aut, aut.

In der Nacht ging mir die Sache sehr im Kopfe herum, schlechte Wege, Verhaue, Guerrillas, miserables Wetter, außerhalb der Wege grundlos. Da erschien, es war, als wolle mir Gott auf mein dringendes Gebet unmittelbar ein Zeichen Seiner Einwirkung geben, der Feldjäger Engels mit Depeschen von Moltke. Alles verändert! Metz wird bald kapituliren, Friedrich Karl alsdann auf Troyes marschiren. Ich erhalte die 1. und 4. Reserve-Division zum Korps, soll sämmtliche elsässischen Festungen belagern, Besançon beobachten, Elsaß und Lothringen schützen, Etappen einrichten, Eisenbahnen herstellen resp. sichern und auch Dijon stark besetzen, dabei kleine feindliche Abtheilungen anzugreifen nicht zögern, event. auch über Besançon hinaus südwärts gehen. Alles dies augenblicklich mit einem schwachen Armeekorps. Es wird hiernach Alles, was gestern befohlen, für die Konzentration bei Vesoul befohlen. Zugleich soll aber auch Dijon und Pontailler rekognoszirt werden. Letzteres

---

*) Die Data verwechselt Werder oft in seinen Notizen. Der Marsch nach Eglise erfolgte erst am 28.

unbesetzt. Von Dijon erst spät die Nachricht, daß der Feind auf Lyon abgegangen, die Bürgerschaft sich nicht vertheidigt, die Gewehre bereits gesammelt und zur Abgabe vorbereitet habe. Der Offizier hat aber 40 Schüsse, anscheinend von Bürgern, erhalten. Keine Verhaue, Alles glatt. Diesen Fang kann man sich nicht entgehen lassen. General Beyer marschirt daher nach abermaliger Kontreordre nicht rück- sondern vorwärts, mit zwei Brigaden, um Dijon zwei bis drei Tage zu besetzen und möglichst dann zurückzukommen. Die Zeitungen schreien viel; was man nicht selbst sieht, muß man nicht glauben. Moltke wird sich wundern, da heut bereits Bericht über meine früheren Entschließungen abgegangen. 30. Von Renève nach Gray. Scheußliches Regenwetter. Kurz vor dem Abreiten hörte ich, daß auf den Posten vor dem Gewehr geschossen, und der (armen) Kommune 5000 Francs Kontribution auferlegt und auch bezahlt sei. Auf dem Marsch hierher hörte ich wieder von Graf Herzberg, daß ein Zündnadelgeschoß den Posten verwundet habe. Die Sache ist durchaus unklar, und scheint es mir angemessen, mindestens die Kontribution zu vermindern. Nachmittag war der Maire hier und beklagte sich über die ungerechte Requisition. Ich glaube gern, daß viel Willkürlichkeiten stattfinden, und thue das Mögliche, um ihnen zu steuern. Aber ganz ordnungsmäßig wird diese Branche nie zu regeln sein.

In Essertenne habe ich mit General Beyer die Details seiner Expedition nach Dijon verabredet. Ich hoffe, heut Nacht noch zu erfahren, ob die Nachrichten genau waren, und er den Ort ohne Schwierigkeiten besetzt hat. (Folgen Familien-Details aus der Heimath.)

An allen Straßenecken ist die Bekanntmachung der kriegsrechtlich verurtheilten und füsilirten Landleute angeschlagen. Ich mag gar nicht hinsehen. Es kommt mir vor, als hätte ich einen Mord begangen. Ich habe die Akten nochmals durchgelesen. (Es folgt nun eine längere Deduktion, ob das Urtheil auch gerecht gewesen; schließlich erkennt Werder an, daß er wohl nicht anders hätte handeln dürfen.)

31. in Gray. Gestern Abend kam der Ordonnanz-Offizier mit der Meldung von Beyer, daß Dijon stark vom Feinde besetzt sei, daß er mit der gesammten Artillerie im Feuer gewesen, die Lisiere (?) genommen, da indeß Keller bei Abgang (4¾ Uhr) noch nicht herangewesen, er das Gefecht abgebrochen und westlich des Orts Biwaks bezogen. Verlust nicht unbeträchtlich, wie der Offizier meldete 70 bis 80 Verwundete. Der erste Eindruck war, weil überraschend, ein unangenehmer; ich hatte mich durch die Meldung von vorgestern Abend verleiten lassen, Dijon besetzen zu lassen, während es mir bis dahin klar war, daß es vorläufig bei Seite liegen gelassen werden müsse. Diese Inkonsequenz schien zunächst eine nachtheilige Lage des Korps herbeigeführt zu haben,

da event. der Zweck, sich in Dijon zu restauriren, nicht erreicht und alle Nachtheile der Zersplitterung dennoch herbeigeführt waren. Bei näherer Erwägung erschien jedoch die Sache so schlimm nicht, da durch Gefangene erfahren, Regimenter scheinen gestern in der Frühe oder auch bis Mittag von Besançon über Auxonne gekommen zu sein; es sind meist Depot-Truppen, also Cambriels' Korps. Er hatte demnach das Lager bei Besançon verlassen, und könnte er, sofern er in Dijon bleibt, dort besser gefaßt werden, als bei Besançon. Ich habe Grolman sofort nach Dijon geschickt. Der Besitz von Dijon ist militärisch nicht von der Bedeutung für mich, daß er unter allen Umständen mit Aufwand bedeutender Kräfte und Opfer errungen werden müsse. Durch die Gewißheit, daß starke feindliche Kräfte bei Dijon stehen, ist ein Resultat erreicht. Kann der Platz nicht mit Leichtigkeit genommen werden, so ist der Rückzug event. auf zwei Straßen über Fontaine française und Mirebeau geboten. Stellung am Vingeanne. Feind nicht aus den Augen lassen! Ich habe 2 Bataillone, 1 Feldlazareth, 1 Munitionskolonne mit etwas Kavallerie nach Mirebeau geschickt. Vielleicht bezwingt Beyer den Ort durch Kanonade. Um 11 Uhr kann wieder Nachricht von Beyer hier sein, was er zu thun gedenkt. Grolman ist dahin informirt, daß der event. Rückzug derart anzutreten sei, daß ein acharnirtes Gefecht, welches keine Chancen des Gelingens habe, unter keinen Umständen zu entriren sei. Man muß alsdann zeigen, daß man gar keinen ernstlichen Angriff wolle, wie das ja auch der Fall ist.

Soeben, 10½ Uhr, kommt ein Ordonnanz-Offizier von Beyer, daß Unterhandlungen wegen Uebergabe der Stadt im Gange seien. Aus den Meldungen, den mündlichen Aeußerungen des Offiziers und der Zusammenstellung mit anderen Nachrichten ergiebt sich Folgendes bis jetzt:

Die Nacht vom 28. zum 29. haben die Feinde Dijon verlassen. Sie scheinen nach Besançon marschirt resp. gefahren zu sein. Den 29. findet der Rittmeister Schneeberger den Ort unbesetzt, bis auf einige Nationalgarden Sedentaires, die einige 40 Schuß auf den Rekognoszirenden abgeben. Am 30. findet Beyer die Umgebung von Dijon stark besetzt und zwar von Marsch-Regimentern (Linien-) aus Besançon, Langres, wohl auch Mobilgarden. Der Feind hält sich leidlich in den Weinbergen, er läuft fort, sobald Artillerie eine Zeit lang gewirkt. Die Infanterie will mit dem Feind gleichzeitig in die Stadt dringen, wird in hartnäckigen Häuserkampf verwickelt, verliert viel Menschen (150 bis 200). Thätig war nur eine Brigade und Artillerie. Die zweite Brigade war noch gar nicht heran. Bei Dunkelwerden wird die Stadt verlassen, Biwaks und Kantonnements bezogen. Heut Morgen meldet sich Deputation

bei Beyer und kündigt Unterwerfung an. Jedoch vertrat sie nur einen Theil der Einwohnerschaft; es ist die Frage, wie das Proletariat, welches sehr fanatisirt sein soll, sich verhalten werde. Jedenfalls ist die Wendung eine unerwartet günstige, wenn schon es scheint, daß der Häuserkampf mit seinen Verlusten zu vermeiden gewesen wäre.

Nachmittags. Die Besançoner Rekognoszirungen sind bis ½ Meile von hier vorgetrieben worden. Man hat Korrespondenzen eines Hauptmannes aufgefunden, wonach Metz kapitulirt habe, der Rückzug der Abtheilungen empfohlen werde, da Gray wieder von den Preußen besetzt sein sollte. Wir sehen daraus, daß der Feind, wie nie bezweifelt worden, stets gute Nachrichten hat und die Saône-Linie bald verloren sein würde, sobald wir sie nur schwach besetzt hätten. Gaben wir sie ganz auf, was noch vor zwei Tagen beabsichtigt war, so würde irgend eine Verbindung durch das Saône-Thal herzustellen sehr schwierig gewesen sein.

1. November. Ich habe gestern an Moltke und Prinz Friedrich Karl telegraphirt, Beyer heut wissen lassen, daß es meine Absicht sei, Dijon vorläufig besetzt zu halten, da die Wichtigkeit des Ortes, nachdem Metz gefallen sein soll, bedeutend erhöht worden. Entgegenstehende Bedenken sofort melden. In Mirebeau muß eine Station errichtet werden; ob er Pontailler stark besetzen wolle und könne, ihm überlassen. Jedenfalls Deckung gegen die Berge, Langres, Lyon, Besançon. Ueber Gray hinaus kann diesseits nichts geschehen. Letztere Notiz mündlich durch Windslow. Außerdem ein Korpsbefehl erlassen, wegen Deutung des Passus in der Proklamation: „qui sera prit — sera fusillé.“ Ferner soll die Proklamation kein falsches Departement nennen, entweder das richtige, oder gar keins. Die Avantgarden sollen besonders für Anschlag sorgen, hauptsächlich in den Kantonorten.

Mein Wirth ist ein Mr. Jobard, wie es scheint Rentier. Er wohnt allerwärts, wenig in Gray, hat ein Haus in Paris, eins in Frankfurt a. M. Seine Bonne ist ein hübsches Mädchen aus Homburg v. d. Höhe. Frau Jobard und Tochter sind in Besançon. Er wollte neulich für sie einen Geleitschein nach der Schweiz, er mußte wohl glauben, daß ich Besançon belagern wolle. Ich habe ihn bedeutet, daß dies später sicher geschehen werde. Für jetzt wäre das meine Sache nicht, er sollte sich an den Kommandanten von Besançon wenden.

2. November. Von Gray nach Vesoul. Garibaldianer rühren sich nicht. Mit dem nach Dijon zurückkehrenden Infanterie-Offizier, der mir am 1. Abends nähere Nachrichten vom General Beyer gebracht hat, bei Uebersendung des Präfekten von Dijon, Mr. d'Azincourt, habe ich Beyer benachrichtigt, daß er definitiv in Dijon bleiben solle; in einem eigenhändigen Briefe vom 2. früh, Prinz Friedrich Karl darf von

Dijon nicht bedroht werden, oder in die Lage gebracht werden, es nochmals nehmen zu müssen. Dann Abmarsch mit den Truppen, zu Pferde, dann per Wagen. Ankunft nach Dunkelwerden über Dampierre und Port sur Saône."

Soweit die Tagebuchnotizen, die leider selten so ausführlich sind. Wir haben jetzt noch die Darstellung der Ereignisse im Zusammenhange nachzuholen.

Am 26. Oktober war das Korps im Allgemeinen in und um Gray versammelt. Neue, nicht unbeträchtliche Streitkräfte stellten sich den Rekognoszirungen entgegen. Es war unter einem gewissen Lavalle eine Armee de la Côte d'or in der Organisation, die sich den deutschen Truppen in der Front entgegenstellte. Cambriels hatte den Ognon wieder besetzt. Garibaldis Korps hatte eine ansehnliche Stärke durch Zuzug aus dem Süden erreicht. Dijon sollte stark besetzt sein. Also Feinde ringsum! Daher mußte Werder Bedenken tragen, den Marsch nach Westen ohne Weiteres fortzusetzen, zumal er seit längerer Zeit ohne Nachrichten vom Hauptquartier und den anderen Kriegstheatern war. Seine Zweifel, nach Westen abzumarschiren, waren um so berechtigter, als die Linie Luneville—Nancy feindlichen Unternehmungen von Süden her offen stand, wenn Werder über Dijon weiter nach Westen abmarschirt war. Ein klarer Einblick in die allgemeinen Verhältnisse war ihm ohne Mittheilungen vom Hauptquartier nicht möglich, da die Feldpost ihn nicht erreichen konnte. Deshalb hoffte er von Tag zu Tag auf solche Verständigung und benutzte den 27. zu größeren Rekognoszirungen, die zu Gefechten führten, in denen der Feind unter bedeutendem Verlust zurückgetrieben oder gefangen genommen wurde. Am 28. rückte das Korps an den Vingeanne-Abschnitt. Am 29. wollte Werder die bei Dijon vermutheten starken feindlichen Kräfte angreifen. Da erschien der sehnlichst erwartete Feldjäger, brachte Klarheit in die Situation und erlöste Werder von seinen berechtigten Zweifeln. Eine Depesche Moltkes, die schon am 23. abgegangen war, hatte ihn leider nicht erreicht.

Nach den Direktiven des großen Hauptquartiers vom 23. Oktober (Anlage 84 des II. Theils des Generalstabswerks) war der Marsch nach Westen aufzugeben, weil bei der obersten Heeresleitung die immer mehr anwachsenden feindlichen Streitkräfte im Süden scheinbar nicht mehr unterschätzt wurden. Da es galt, den Abmarsch des Prinzen Friedrich Karl nach Troyes nach der Kapitulation von Metz in der linken Flanke zu sichern, wurde Werder vorgeschrieben, zunächst Stellung bei Vesoul zu nehmen, gegen die bei Besançon befindliche feindliche Armee, Dijon stark zu besetzen, und sich gegen Langres, Besançon und Belfort zu sichern. Von Dijon bis Belfort beträgt die Entfernung in der Luftlinie 19 Meilen,

von Vesoul bis Dijon 12 Meilen, also 4 Tagemärsche. Wenn nun eine Verzettelung des schwachen Korps vermieden werden sollte, mußten an die Bewegungs- und Leistungsfähigkeit der Truppen noch erhöhtere Anforderungen als bisher gemacht werden, wobei Werder keine Bedenken hatte, denn er hatte die Tüchtigkeit seiner Infanterie kennen und schätzen gelernt und es war der ungünstige Gesundheitszustand der Truppen nach der Belagerung von Straßburg im Bewegungskriege bei ausreichender Verpflegung vollständig normal geworden.

Weiter war Werder der Befehl über die 1. und 4. Reserve-Division übertragen, ihm damit aber auch die Aufgabe gestellt, die elsässischen Festungen einzuschließen und zu belagern. Werder hatte dadurch vorläufig keinen Zuwachs an Kräften, wohl aber Verantwortlichkeit erhalten. Denn die 1. Reserve-Division unter General Tresckow konnte vor 14 Tagen kaum vor Belfort eintreffen und General Schmeling mit der 4. Reserve-Division hatte eben Schlettstadt eingenommen und sich zur Belagerung von Neu-Breisach angeschickt. Deshalb gab Werder zunächst den Angriff auf Dijon auf und beschloß im Sinne der Direktiven Aufstellung bei Vesoul zu nehmen, um von hier aus die Sicherung des Marsches der II. Armee und das Festhalten der feindlichen Truppen vor seiner Front zu erreichen, auch jede sich bietende Gelegenheit zu erfolgreichen Offensivstößen zu benutzen.

So wurde die weitere Operation gegen Westen am 29. sistirt und Werder beabsichtigt am 30. nach Gray und Vesoul zu marschiren. Alles war darauf vorbereitet, die Befehle ertheilt, als am Nachmittag Werder plötzlich die Meldung des Rittmeisters Stehberger erhielt, daß die Straße nach Dijon frei, die Stadt selbst aber vom Feinde verlassen sei, wenn die Rekognoszirenden an der Lisiere auch einige Schüsse erhalten hatten. Wir wissen aus dem Tagebuch, daß Werder sich sofort entschloß, Dijon, wie er hoffte, ohne Schwertstreich zu besetzen. Er bestimmte die Brigaden Prinz Wilhelm und Keller unter Befehl des Generals Beyer zur Besetzung von Dijon. Gegen alles Vermuthen traf dieser auf hartnäckigen Widerstand. Die Meldung des Rittmeisters war ganz richtig gewesen. Die Truppen des Oberst Lavalle, der in Unordnung auf Besançon zurückgegangen, waren angehalten worden, weil in Dijon nach Abmarsch der Truppen eine Arbeiteremeute ausgebrochen war. So kamen in der Nacht zum 30. die Truppen unter dem nunmehrigen Kommando des Oberst Fauconnet, aber bedeutend stärker in Dijon mit der Eisenbahn wieder an, und General Beyer wurde schon mehrere Kilometer vor Dijon in ein Gefecht verwickelt. Der Feind wich nach St. Apollinaire zurück, dieser dominirende Punkt wurde nach hitzigem Gefecht vom Oberst Wechmar ebenfalls genommen. Von hier aus sah man aber, daß die Stadt sehr stark besetzt sei, gegen

welche der Oberst Wechmar bereits sein ganzes Regiment entwickelt hatte. Prinz Wilhelm brachte drei Batterien ins Feuer und hielt zwei Bataillone gegen feindliche Flankirungen bereit. Ein Abbrechen des Gefechts erschien nicht mehr angängig; General Beyer ließ die drei Batterien, welche mit der Brigade Keller marschirten, heranholen und der Brigade die Beschleunigung ihres Marsches empfehlen. Bis zum Dunkelwerden wurde der Kampf in der erbittertsten Weise fortgesetzt. In der Nacht aber im Häuserkampf zu verbleiben, erschien doch nicht räthlich, deshalb befahl General Beyer, nach Eintreffen der Infanterie des Generals Keller, das Gefecht abzubrechen und nach St. Apollinaire zurückzugehen. Daß dieses schwierige Manöver zwar mit Verlusten, aber doch mit großer Ordnung ausgeführt werden konnte, ist für die Disziplin der Truppen und die Gewandtheit der Führer gleich ruhmvoll. Durch das fortgesetzte Artilleriefeuer entstanden in der Stadt wiederholt Feuersbrünste, so daß die Bewohner den Anfang des Bombardements gekommen glaubten. Nun suchten die Behörden die Truppen, welche sie erst zum Schutz der Stadt herbei gerufen, zum Abmarsch zu bewegen, um Dijon zu retten. Dann unterwarfen sie dem General Beyer die Stadt, welche von den deutschen Truppen um Mittag des 31. besetzt wurde.

Die Opfer, welche die Besitzergreifung Dijons gekostet (10 Offiziere, 252 Mann todt und verwundet), hatten doch wenigstens den Erfolg, daß die französische Heeresleitung in die größte Besorgniß gerieth, der Feind werde weiter nach Süden auf Lyon vordringen. Man nahm Bedacht, die Armee Garibaldis nach Autun, die Armee von Besançon aber nach Chagny zu ziehen. Vorläufig standen aber noch 45 000 Mann mit 7 Batterien bei Besançon, Garibaldi mit 12 000 Mann bei Dôle, im Saône-Thal abwärts 18 000 Mann aus neu gebildeten Korps. Von dieser ansehnlichen Stärke der feindlichen Truppen hatte das große Hauptquartier noch keine Kenntniß.*) Werder stand nun aber auf 12 Meilen auseinandergezogen und Langres mit mindestens 12 000 Mann im Rücken. Die 1. Reserve-Division war bei Belfort eingetroffen und hatte die Festung cernirt, so daß wenigstens die linke Flanke gedeckt war; zur Verbindung mit General Tresckow vor Belfort mußte aber vom 14. Korps noch nach Lure detachirt werden, denn General Tresckow war so schwach, daß er kaum die Cernirung bewerkstelligen konnte. Somit war nun eine Linie von 16 Meilen vom 14. Korps besetzt.

Am 3. November erhielt Werder ein Chiffretelegramm aus dem großen Hauptquartier, wonach Prinz Friedrich Karl am 8. bei Châtillon sur Seine und Troyes eintreffen müsse, Tresckow nach Belfort abmarschirt sei, und

*) Generalstabswerk II. Theil Seite 338.

es nun Werder möglich sein werde, gegen Dôle und Arc et Senans vorzugehen. Von Dijon aus sei gegen Châlons sur Saône vorzugehen und Besançon zu beobachten.

Diese neuen Aufgaben waren nur zu erfüllen, wenn bei Besançon keine größere Truppenmacht mehr stand, welche den Verbindungen der Deutschen gefährlich war, so daß Werder sich mehr konzentriren konnte. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ordnete er größere Rekognoszirungen an. Diese stellten fest, daß die Gegend nördlich Besançon frei, östlich Besançon bei Isle sur Doubs sich noch feindliche Truppen befanden, welche aber sichtlich im Abmarsch auf Besançon begriffen waren. Bei Dôle verstärkte sich der Feind und zeigte dies durch Vortreiben seiner Rekognoszirungen gegen Gray. General Beyer stellte fest, daß der Feind bei Chagny in größerer Zahl stand. Dies bewog den General Beyer, der einen Angriff auf Dijon oder Gray für bevorstehend hielt, eine von Werder intendirte Unternehmung in Gemeinschaft mit Oberstlieutenant Nachtigal in Gray auf St. Jean de Losne oder Pontailler zu unterlassen, welche den Vormarsch Werders auf Dôle erleichtern sollte. Auch hatte Werder ihm anheim gestellt, auf Auxonne zu gehen und es von zwei Seiten zu bombardiren. Auch dies wurde vorläufig nicht ausgeführt.

Inzwischen stimmten alle weiter eingehenden Nachrichten darin überein, daß der Feind sich nach Westen zöge, und in der That geschah dies, indem der General Michel, welcher den Befehl über Cambriels' Korps übernommen, ebenso wie Garibaldi seit dem 8. im Abmarsch auf Chagny resp. Autun begriffen waren. Es war dies der Ausdruck der Besorgniß, daß nach Besitzergreifung von Dijon, Werder, durch Truppen des Prinzen Friedrich Karl verstärkt, auf Lyon rücken würde.

Wir geben nun Werders Notizen stellenweise wieder:

„Vesoul den 10. November. Gestern ist definitiv beschlossen, einen Vorstoß auf Dôle zu machen, obschon alle Anzeichen vorhanden sind, daß Garibaldi nicht mehr dort ist und die Freischaaren, die 14 000 Mann betragen sollen, mitgenommen hat. Die Rekognoszirungen von Lure, Vesoul und Gray gegen den Ognon haben ergeben, daß in den letzten Tagen die Gegend frei ist, nur kleinere feindliche Patrouillen haben sich gezeigt, die gestern den Lieutenant v. Froben erschossen, als er die Saône-Uebergänge bei La Marche rekognosziren sollte. Nachtigal wurde, wegen eines drohenden Angriffs auf Gray, mit 1 Bataillon, 2 Eskadrons und 1 Batterie verstärkt und angewiesen, mit Beyer in Uebereinstimmung behufs Abwehr feindlicher Angriffe zu handeln. Nachtigal ist nach Meldung von gestern auf dem rechten Ufer nach Pontailler abmarschirt, Beyer dagegen stehen geblieben. Letzterer hat ihm den Befehl ertheilt,

nunmehr Pontailler zu besetzen, während Beyer nur leicht auf St. Jean (Auxonne?) patrouilliren läßt. Gestern habe ich Beyer und Nachtigal benachrichtigt, daß heut meine Bewegung auf Dôle beginnen werde, und Beide nach eigenem Ermessen eingreifen möchten. Als wünschenswerth ist bezeichnet, daß Beyer St. Jean de Losne besetzt und Nachtigal sich irgendwie mit der Brigade Wahlert*) auf dem linken Ufer zu vereinigen sucht. Von den dortseitigen Entschlüssen ist mir nach Frasnes le Château am 11. Meldung zu machen. Wahlert ist heut zur Avantgarde nach Grandvelle abmarschirt. Morgen kommt er nach Gy.**) Drei Bataillone mit Artillerie und Kavallerie von Degenfeld rücken morgen nach. In Frasnes erwarte ich allseitig Meldung, um Weiteres zu bestimmen.

Die Aufgabe des Korps ist, wenn nicht unerfüllbar, so doch schwierig und erfordert Vorsicht und gutes Nachrichtenwesen, welches letztere viel zu wünschen übrig läßt. So viel scheint sicher, daß in Belfort viel neu formirtes Volk steht, daß die Gegend von Besançon dagegen schwach besetzt ist. Wohin Cambriels' Korps (jetzt Michel) gegangen ist, ob nach Belfort oder Lyon (Chagny), weiß man nicht, eben so wenig, wo Garibaldis Schaaren, die fast gar nicht bewaffnet und ohne Munition sein sollen, stecken. Es heißt, zwischen Besançon und Rochefort (Dôle) am Doubs. Wir werden ja sehen.

Von den vier Divisionen meines Korps steht Schmeling (4. R. D.) vor Breisach und kann nichts abgeben, Tresckow vor Belfort kann nichts abgeben, Beyer mit zwei Brigaden in Dijon kann auch nichts abgeben, Nachtigal mit vier Bataillonen bei Gray, bleiben für Vesoul 6 Bataillone, 7 Batterien und 8 Eskadrons. Damit soll Tresckow unterstützt, Elsaß und Vogesen gesichert event. Beyer unterstützt, auch gegen Dôle und den Straßenknoten südlich Besançon operirt, Eisenbahn bei Arc et Senans zerstört, seitens Beyers gegen Châlons sur Saône vorpoussirt werden. In der That, viel auf einmal. Das Korps steht in vier getrennten Haufen von Breisach bis Dijon! Hätte der Feind den gehörigen Murr, so müßte er im Besitz von Langres, Besançon, Auxonne uns tüchtig an die Hosen fassen und schütteln können. Man hat aber bereits ein Gefühl von Verachtung gegen diesen Feind. Ob es nicht doch noch einmal bestraft werden möchte, so sorglos zu sein?

11. Von Vesoul nach Frasnes le Château. Nachts trifft von Schmeling die Meldung ein, daß Breisach kapitulirt hat. 5000 Gefangene, 100 Offiziere, 108 Geschütze. Antwort, er solle so bald als möglich nach Vesoul marschiren, sofern er von Moltke keine anderen Direktiven erhalten.

*) Für den erkrankten General Krug v. Nidda.

**) Straße Vesoul—Pesmes.

In Frasnes kamen Nachrichten von Beyer, Nachtigal und Wahlert, daß am 5. St. Jean de Losne stark besetzt gewesen, daß dagegen in Etuz, Marnay, Pin kein Feind gestanden. Die Brücke bei Pontailler ist nicht herzustellen, bei La Marche eher. Nachtigal ist von Pontailler auf Gray zurück. General Beyer soll, wenn angängig, mit allen disponiblen Kräften, selbst mit Aufgabe von Dijon, auf St. Jean de Losne gehen und den Feind, der augenscheinlich im Abzuge ist, in der Flanke fassen. Am 14. gedenke ich Dôle anzugreifen. Nachtigal und Wahlert marschiren nach Pesmes, links beobachtend. Hauptquartier am 12. voraussichtlich Pesmes. Wenn Beyer seine Aufgabe erfaßt, und Garibaldi einigermaßen Stand hält, so kann letzterer scharf gefaßt werden. Die Bewegung auf Auxonne behalte ich mir vor, und ist dies Beyer mitgetheilt worden. General Krug ist gestern nach Stettin abgereist. Er ist sehr krank, ich fürchte, er hat Gehirnerweichung.*) General La Roche II. ist auch krank, Glümer geht nach Trier zwei bis drei Wochen, Boswell ist noch auf vier Wochen in Luneville. General Goltz ist zur Führung des preußischen Detachements kommandirt. Vor einigen Tagen habe ich das Kreuz 1. Klasse und den Georgen-Orden 3. Klasse erhalten. Nunmehr habe ich zum Kreuz 1. Klasse vorgeschlagen: Decker, Mertens, Degenfeld, Leszczynski, Wechmar, Ungar, Nachtigal."

Die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 30. Oktober, mit welcher Werder den Georgen-Orden erhielt und welche den 9. November in Vesoul eintraf, lautete:

> Se. Majestät der Kaiser von Rußland, von dem Wunsche beseelt, Ihrer Anerkennung der ruhmvollen Leistungen Meiner Armee durch Verleihung des St. Georgen-Ordens an die Würdigsten einen Ausdruck zu geben, haben Sich mit Meiner Wahl einverstanden erklärt und Ihnen die dritte Klasse dieses Ordens verliehen. Indem Ich Ihnen zu dieser Auszeichnung Meinen Glückwunsch ausspreche, lasse Ich Ihnen die Ordensinsignien zugehen.
>
> gez. Wilhelm.

Ueber den Operationen des 14. Korps schwebte in den nächsten Tagen ein Unstern, der zu keinen nennenswerthen Resultaten, wohl aber zu äußerster Ermüdung der Truppen führte. Werder rechnete bei seinem Abmarsch auf Dôle, wie wir gesehen haben, auf die Mitwirkung der Division Beyer, dem St. Jean de Losne als Operationsobjekt empfohlen war; denn nur so war es möglich, die im Abmarsch begriffenen feindlichen Kolonnen

*) Er starb bereits den 10. März 1871 zu Stettin.

zu erreichen. Ein bestimmter Befehl, auf St. Jean zu marschiren, erreichte den General Beyer leider erst, als er bereits im Marsch auf Pontailler sich befand. Die Ueberschwemmung des Saône-Thals, und die Wahrscheinlichkeit, daß die Brücke bei St. Jean zerstört, waren für ihn bestimmend gewesen, nicht die Richtung auf St. Jean zu nehmen. So konnte ein weiterer Vorstoß Werders auf Dôle weiter keinen anderen Effekt haben, als die Truppen zu ermüden, deshalb mußte er ihn aufgeben.

Am 13. wollte er nun, er hatte sich übrigens stark erkältet, denn auf die rauhe Jahreszeit war man mit der Bekleidung noch nicht eingerichtet, Auxonne durch Bombardement zur Uebergabe zu bewegen suchen. Er fand aber die Festung eines Angriffs gewärtig, den Rayon freigelegt und Truppen im Vorterrain. Wenn diese auch zurückgeworfen wurden, und die Kolonnen Werders von drei Seiten herankamen, von unschädlichen Granaten begrüßt, so schien doch eine Beschießung aus Feldgeschützen wenig Erfolg zu versprechen. Als Werder mit General Sponneck, Oberstlieutenant Leszczynski und Major Albrecht die Chancen und Formen eines Bombardements besprach und alle drei wegen des Munitionsverbrauchs und Schwierigkeit des Ersatzes dagegen waren, gab Werder den Plan auf. In diesem Augenblick wurde eine aufgefangene Depesche des Präfekten von Beaune überbracht, wonach Garibaldi und Michel auf Dijon marschiren sollten. Wenn man derselben auch nicht unbedingten Glauben schenkte, bewog sie Werder doch, über Pontailler auf Dijon zu marschiren, woselbst die deutschen Kranken und Verwundeten zurückgeblieben waren.

Am 13. nahm Werder in Pontailler bei einer Madame Paris Wohnung. Die schöne Brücke bei Pontailler hatte der Oberst und Doktor Lavalle ohne alle Raison sprengen lassen, zur großen Entrüstung der Einwohner. Madame gab Werder eine interessante Beschreibung von dem breitspurigen Lavalle, der während ihrer Abwesenheit ihr Haus bezogen. Auch Garibaldi hatte sie gesehen, wollte aber gleich allen anständigen Franzosen wenig von ihm wissen.

Bei schönem, warmem Wetter kam Werder am 14. nach Dijon. Da General Beyer am 16. auch dorthin kommen wollte, überließ ihm Werder seine alte Wohnung in der Präfektur und nahm im Hotel Cloche d'or Quartier. Das Armeekorps war nunmehr von Dijon bis zur Saône konzentrirt, Front nach Süden, durch starke Vorposten geschützt. Gray und Vesoul blieben als Etappenstraße nach Epinal besetzt. In seinem Tagebuch beklagt sich Werder wiederholt über die üble Lage, in der er sich dadurch befand, daß ein großer Theil der höheren Führer krank.

„Kurz, es ist ein Jammer, ohne Glück riskirt man Alles, aber freilich mag der Feind noch schlechter daran sein!“

Obgleich den Truppen des 14. Armeekorps einige Zeit der Ruhe recht nothwendig gewesen wäre, namentlich um das Schuhzeug zu retabliren, konnte Werder ihnen doch wenig Ruhe gönnen, um die ihm gestellten Aufgaben zu erfüllen. Wenn durch dauernde Anstrengungen siegreiche Erfolge, Ruhm und Ehre zu gewinnen sind, dann kennt der deutsche Soldat keine Ermüdung. Wenn aber bei schlechter Witterung und grundlosen Wegen hin- und hermarschirt werden muß, wenn der Vorpostendienst eine Menge Kräfte absorbirt, der Feind nicht zu fassen ist, aber in allen Büschen und Gräben, auf den Straßen und in den Ortschaften die Hinterlist lauert, dann geht leicht die freudige Stimmung beim Soldaten verloren, die ihn zu außergewöhnlichen Leistungen fähig macht. So wurde der viele Wochen dauernde Aufenthalt des Korps in und um Dijon keineswegs eine Zeit der Ruhe. Werder mußte im Gegentheil an seine Truppen große Anforderungen stellen.

Die schöne Stadt Dijon mit ihren berühmten Kirchen und prachtvollen Gebäuden interessirte Werder sehr, und zu Fuß und zu Pferde lernte er dieselbe und ihre Umgebung kennen Zu Vergnügungspartien kam es freilich nicht, denn Hannibal oder vielmehr die Garibaldischen Horden zeigten sich vor den Thoren, und in der Stadt war eine zahlreiche aufgeregte und beschäftigungslose Arbeiterbevölkerung im Zaume zu halten.

Nach den bei Werder gesammelten Nachrichten hatte das Korps des Generals Michel, der das Kommando an Crouzat abgegeben, bei Chagny sich verschanzt und die Brücke unterminirt, war dann weiter westlich nach Autun und dann nach Nevers mit der Eisenbahn abgefahren. Dagegen waren Italiener in der Côte d'or angetroffen worden, Garibaldi selbst mit etwa 20000 Mann sollte bei Chagny stehen. Deshalb wollte Werder sofort auf Chagny marschiren, gab es aber vorläufig auf, obgleich er es bereits an Moltke gemeldet, weil seine Unterführer erklärten, die Truppen seien zu fatiguirt, um etwas Ordentliches leisten zu können. Außerdem zeigte sich der Feind nicht bloß im Süden bei Nuits, sondern auch nördlich des Ouche-Thales, und am 19. waren sogar die Etappentruppen in Châtillon sur Seine überfallen worden, wovon Werder allerdings erst am 23. aus Versailles Kenntniß erhielt, da die Depesche wegen Störung der Leitung nicht früher in seine Hände gelangte. Die Aufmerksamkeit des Korps war daher zunächst mehr auf Autun, die Côte d'or und Chatillon, als auf Chagny zu richten.

Die 4. Reserve-Division war inzwischen in Vesoul angekommen und hatte Gray besetzt, so daß die dort gestandenen Werderschen Truppen nach Dijon herangezogen werden konnten. Auch war General v. d. Goltz zur Uebernahme der preußischen Brigade angekommen, und derselbe übernahm sofort die Vorposten südlich Dijon. Es lag nun in der Möglichkeit, daß

der Feind von Nordwesten her sich Dijon nähern könne, deshalb gab Werder dem General Schmeling auf, mit Truppen seiner Division Mirebeau stark zu besetzen und die Gegend im Westen durch fliegende Kolonnen zu sichern. Diese erhielten bereits in Thil-Châtel Schüsse, infolge dessen Werder die Brigade Keller noch am 24. nach Beire le Châtel vorschob, wohin sich Werder ebenfalls begab, um das Terrain nördlich Dijon, eine fruchtbare Gegend mit schönen Dörfern und Schlössern, persönlich zu rekognosziren.

Loehlein giebt Seite 87 folgende Schilderung der Situation dieser Tage:

„Inzwischen hatte aber die französische Regierung zur Bildung einer großen Loire-Armee in der Zeit vom 17. bis 20. November den General Crouzat (Nachfolger des abberufenen Generals Michel) mit seinem Korps auf Gien gezogen. In Autun war Garibaldi geblieben. Im Saône-Thal trieben sich einzelne Theile des Generals Bonnet herum, von welchem aber der Kern, die Brigade des 18. Korps (6 Bataillone), an letzteres zurückgegeben worden war. Auch Oberst Bourras rührte sich wieder. Am lebhaftesten zeigte sich der Feind auf den Straßen von Seurre. Längs des Gebirges aber rückten frische Truppen vor, die nach Aussage von Gefangenen unter den Befehlen der Generale Cremer, Crévisier, sowie der Obersten Celler und Bourras stehen sollten. Letzterer nannte sich der Kommandant der Freikorps der Vogesen.

Diese feindlichen Abtheilungen hingen sich an die Vorposten des 14. Korps im Südosten und Süden an, am zähesten an den rechten Flügel an den Hängen der Côte d'or, so daß es sich empfahl, um unnütze Verluste zu vermeiden, die hier stehenden Truppen hinter den Vouge-Bach zurückzunehmen. Die Straße Nuits—Dijon wurde stärker belegt.

Im Westen und Nordwesten der Stadt wurden einzelne Garibaldische Schaaren gespürt, die sich bis zur Seine ausdehnten und am 19. Detachirungen gegen St. Seine nothwendig machten, wobei 1 bis 2 Kompagnien Franktireurs aus der Ferme de la Casquette östlich St. Seine vertrieben wurden.

Uebten alle diese kleinen Abtheilungen, wenn ihnen gleich einzelne unbedeutende Unternehmungen, Ueberfälle auf Patrouillen &c. glückten, auch keine große Wirkung direkt gegen das 14. Armeekorps, so bereiteten sie indirekt durch Einengung der Operations- und hauptsächlich der Verpflegungszone demselben manche Schwierigkeiten, und andererseits trug ihre Anwesenheit zu einer günstigen Entwickelung der Nationalgarden im Saône-Thal bei.

Ein Hauptschlag war gegen dieses Unwesen nicht zu führen. Ein Theil der feindlichen Kräfte trat als fliegende Kolonnen auf, die, nur

des Nachts marschirend, täglich an anderen Punkten der Vorpostenlinie erschienen, Ueberfälle gegen Patrouillen, Angriffe auf kleinere Detachements versuchten, eine bedeutendere Operation im Zusammenhang aber nicht zu unternehmen im Stande waren, da sie zum größten Theil von einander unabhängig und, ohne sich gegenseitig verständigt zu haben, manövrirten, auch nach Aussage von Gefangenen und Einwohnern der innere Geist des Korps nicht der beste war.

Der Eigenart des Gegners entsprechend beschränkten sich die Operationen des 14. Korps während mehrerer Tage auf Entsendung zahlreicher Streif- und Requisitionskommandos, Abweisung der kleinen feindlichen Abtheilungen und Vorstöße gegen Punkte, wo stärkere Ansammlungen gefühlt oder angesagt waren.

Bei ständiger Bewegung aller Arten von Patrouillen fanden täglich Gefechte, oft an drei oder vier Punkten, statt. Eine gute Wirkung hierbei machten namentlich für das Kundschaftswesen die Wagenpatrouillen der Infanterie. Für die Nacht wurde ein besonders angelegter Beobachtungsdienst eingerichtet. Hauptsächlich bewährte sich das weite Vorlegen kleiner Horchpatrouillen seitwärts der Straßen, wodurch die Unternehmungen der meist von der Bevölkerung mit Nachrichten gut bedienten feindlichen Trupps stets rechtzeitig entdeckt und vereitelt wurden.

Von den übrigens nicht häufigen nächtlichen Unternehmungen der Franzosen ist nicht eine einzige geglückt; die wenigen ins Werk gesetzten, wie z. B. der Angriff auf eine Kompagnie des 2. Grenadier-Regiments in Villebichot, wurde blutig abgewiesen.

Die Betheiligung der Bevölkerung am Kampfe fand in praktisch richtiger Weise nur auf dem Ostabhang der Côte d'or statt, wo eine Art Guerrillakrieg im weiteren Sinne sich entwickelt hatte. Den Vorpostendienst hierbei versah die Bevölkerung. Wie harmlose Spaziergänger, ein Knabe und in Reserve dahinter ein älterer Mann, trieben sich die Doppelposten auf Schußweite von den deutschen Vorposten an den Bergabhängen und in den Reben bei Tage umher. Dergleichen Dienst versahen oft auch Frauen. Hinter diesen Posten war von Dorf zu Dorf eine Kette von Läufern bereit gestellt, die die Meldungen von vorn rasch weiter brachten und die Nachrichten mit den diesseits belegten Orten vermittelten. Es war erstaunlich, wie trefflich und prompt in den besetzten Gegenden die Behörden, die Maires und Geistlichen stets mit Mittheilungen von der Regierung (allerdings vielen sehr unwahren) bedient und in Zusammenhang mit letzterer erhalten wurden.

Die auf jener Straße nach Nuits stehenden deutschen Truppen (Leib-Grenadier-Regiment Oberst v. Wechmar) verstanden es aber mit ebenso viel Geschick als Thatkraft, sich trotz ihrer bedrohten Situation

des Feindes zu erwehren, dem in den täglichen kleineren, wie in den bedeutenderen Gefechten schwere Verluste beigebracht wurden."

Wie wir wissen, war Châtillon sur Seine am 19. von Ricciotti Garibaldi mit Erfolg überfallen worden. Bei Nuits stand Cremer. Im Ouche-Thal hatten sich Garibaldische Truppen gezeigt, der Feind war also im Süden, Westen und Norden konstatirt. Was der Feind eigentlich beabsichtigte, war nicht zu übersehen, es war aber anzunehmen, daß eine kombinirte Unternehmung auf Dijon im Werke sei.

„Dijon bot in diesen Tagen einen interessanten Anblick. Man fühlte es leicht durch, daß die Bevölkerung einer Entscheidung entgegensah. Zu Hunderten sammelten sich trotz strengen Verbots Gruppen kräftiger Blousenmänner. Die alten Stadtwälle waren von vielen mit Fernrohren ausschauenden Leuten besetzt, und die bisher so niedergeschlagenen Blicke der zahlreichen Schönheiten sahen triumphirend den Deutschen ins Auge."*)

Zur weiteren Erkenntniß der Lage Werders und seines Korps geben wir nachfolgend auszugsweise einen Brief Werders an seine Schwester Charlotte vom 25. November wieder:

„— Auch mir geht es gut. Deine Voraussetzungen bezüglich dürftigen Lebensunterhalts rc. treffen nicht zu. Im Gegentheil, die Verpflegung ist im Allgemeinen eine gute und die der Offiziere im Besonderen eine vorzügliche, wenigstens was Dijon betrifft, wo die Letzteren von der Stadt 10 Francs erhalten und leider — eine verhältnißmäßig luxuriöse Lebensweise führen können. Freilich ist es theuer in den Hotels, und schließlich werden sie keine Reichthümer sammeln und sollen es auch nicht, aber — sie verwöhnen sich bei sechs Gerichten. Wir wissen wahrlich nicht aus eigener Erfahrung, was Hunger heißt. Freilich ist es manchmal in den verlassenen Schlössern mäßig, da ich aber einen Koch mitführe und Wilhelm in Gemeinschaft mit einem Adjutanten eventuell Vorsorge trifft, so hat sich noch überall etwas zu essen gefunden. Was die Leute anlangt, so ist mit Ausnahme einzelner Fälle die Verpflegung bisher immer noch eine mehr wie ausreichende gewesen; Wein überall in Fülle, was mir gerade nicht angenehm ist, weil es zu Exzessen mancher Art führt und das übermäßige Weintrinken der Gesundheit nachtheilig ist. In Straßburg hatte ich gegen Bier, hier gegen Wein zu kämpfen. — — —

Aber auch die Garibaldianer fangen an, unangenehm zu werden, die Italiener, Spanier und Pyrenäen-Schützen scheinen ihr Handwerk doch besser zu verstehen, als die erbärmlichen Franktireurs, von denen

---

*) Loehlein Seite 94.

man im Ganzen wenig hört. Dagegen nehmen die Dorfbewohner, wo sie vom Terrain und den Verhältnissen begünstigt werden, in dieser Gegend regeren Antheil an der Landesvertheidigung. Das Côte d'or-Gebirge liegt unmittelbar an meiner Front und Flanke, es fängt am Westende der Stadt an. Die Schaaren scheinen sich wirklich besser zu organisiren. Vielleicht daß Garibaldi und seine Unterführer sich vor Räuberhauptleuten den Ruf von Generalen in gewissem Sinne erwerben wollen. Die Kerls sind überall und nirgends. Wo sie nicht überraschend werden können, weichen sie unseren überlegenen Truppen aus, man kann sie nicht fassen. Soweit wir wissen, sind Schaaren in der Gegend von Dôle, bei Châlons sur Saône, bei Chagny, Autun &c. Gestern war ein hartnäckiges Gefecht eine Meile von hier bei Gilly, und auf den angrenzenden Bergen, wobei der Feind sogar mehrere gezogene Gebirgsgeschütze in Aktion brachte, was bisher noch nicht der Fall. Wir, d. h. meine Vorposten, hatten etwa 20 Todte und Verwundete, mehr als nöthig. Wir müssen von den Kerls lernen, auszuweichen, wo wir keine Chancen haben. Der Ochse soll nicht immer bei den Hörnern gefaßt werden, wie im Kleinen, so im Großen. Jedenfalls haben wir es mit anderen Leuten zu thun als bisher. Wir müssen Dreistigkeit und Kühnheit mit Vorsicht und Ueberlegung zu verbinden trachten. Das Land wird übrigens successive vollständig ausgesogen. Wie das weiter werden wird, ist mir nicht klar, besonders wenn die Schauplätze nicht gewechselt werden und zwar vorwärts. Denn hinter uns ist schon Alles aufgefressen. Aus dieser Rücksicht würden wir gezwungen sein, immer mehr Terrain zu gewinnen, und doch wird es schwerlich meine Aufgabe sein, ganz isolirt etwa gegen Lyon vorzugehen. Vorläufig muß ich in dieser Gegend verbleiben, um den mir gegenüberstehenden Feind möglichst in Schach zu halten, damit er nicht auf unsere rückwärtigen Verbindungen fällt oder die Belagerung von Belfort stört. — — Er wird signalisirt als Garibaldi oder Garibaldisches Freikorps in Belfort, Besançon, Dôle, Châtillon, Autun. Sehr möglich, daß er sich plötzlich auf Vesoul und Epinal wirft. Die in seinen Händen befindlichen Festungen Langres, Auxonne, Besançon und Belfort, die alle in meinem Okkupationsterrain liegen, begünstigen seine Pläne ungemein. Bis an die Loire-Armee oder bis Lyon komme ich auf diese Weise wohl nicht, ich muß mich trösten, daß der Großherzog von Mecklenburg, Tann und Friedrich Karl mit der Loire-Armee allein fertig werden und ich Lyoner Seidenkleider für Euch auch anderwärts kaufen kann. — —

Meine Aufgabe hier mag interessant, sogar romantisch sein, sie ist aber sehr schwierig, deshalb Fehlgriffe aller Art in der Leitung ganz natürlich. Auch wird die Kritik zweifelsohne manches harte Urtheil

fällen. Ich bin mir meiner menschlichen Schwächen sehr wohl bewußt und kann nur unsern lieben Herrgott täglich bitten, mich zu erleuchten und meine Entschlüsse zu segnen. Unsere eigene Weisheit reicht nicht aus. Bis jetzt ist unter Gottes Beistand Alles so leidlich abgelaufen; Er wird ja weiter helfen! 2c."

Am 26. schickte Werder den General Degenfeld auf St. Seine, um zu rekognosziren und zu fouragiren.*)

„Bei Prénois traf er auf Garibaldi, Vater und Sohn, lieferte ein zweckmäßig geleitetes Gefecht, zwang den Feind zur Entwickelung und zog sich rechtzeitig auf Hauteville und Daix zurück. Die Streitmacht des Feindes wird auf 12 000 Mann, 50 Reiter und 12 Geschütze geschätzt, ich glaube, zu hoch. Er soll ganz vernünftig aufmarschirt sein und die Absicht gehabt haben, energisch anzugreifen. Beim Aussetzen der Vorposten wurde Major Widmann mit dem Füsilier-Bataillon 4. Regiments überraschend angegriffen und in der Dunkelheit zum Weichen gebracht. Die Meldungen klangen sehr übel, der Feind sollte auch Talant überrumpelt haben. Jedenfalls beabsichtigte er einen kühnen Vorstoß auf Dijon. Hier war, ehrlich gestanden, der Anfang einer Panique, wenigstens was Train und Branchen anlangte, die auf Apollinaire dirigirt wurden. Das Proviantmagazin, auf Wagen geladen, wurde sich selbst überlassen und einigermaßen vom Pöbel geplündert. Es war auf die alarmirenden Nachrichten Generalmarsch geschlagen. Ungeachtet strömenden Regens blieb Alles unter dem Gewehr."

Der Ueberfall des Bataillons Widmann, der mit Unterstützung des herbeieilenden Bataillons Unger blutig abgewiesen wurde, ließ Werder hoffen, daß es ihm gelingen werde, Garibaldi zur Annahme des Kampfes zu bringen. Er hatte für den Morgen des 27. einen konzentrischen Angriff angeordnet und hatte namentlich die Brigade Keller nach Vantoux und Messigny wieder herangezogen. Aber die Hoffnung auf einen entscheidenden Erfolg sollte sich wieder nicht erfüllen. Werder schreibt:

„Es war auf Vernichtung des Gegners abgesehen, der Plan war ganz gut kombinirt, und klappte Alles — nur war der Feind leider verschwunden. Er hatte noch in der Nacht sich der eisernen Umarmung entzogen und war in einer mir heute noch unerklärlichen Panique in, wie sich später zeigte, ziemlich regelloser Flucht über Pasques auf Sombernon, zum Theil über St. Seine abgezogen. Oberst Renz und die Avantgarde des Generals Goltz trafen bei Prénois und Pasques auf mehrere Bataillone Mobilgarden und Linien und brachten dem Feinde erhebliche

*) Tagebuchnotiz mit unrichtigem Datum.

Verluste bei. Ich selbst traf auf dem Gefechtsfelde ein, als der Angriff auf den Wald von Lantenay eingeleitet und durchgeführt wurde. Die Hauptsache hat Renz und dessen Batterie gemacht. Prénois und Pasques wurden von den 34ern genommen; die Ermüdung der Truppen, der aufgeweichte Boden und die einbrechende Dunkelheit hinderten mich, eine energische Verfolgung zu befehlen. Auch schien mir das Gefecht nicht von der Bedeutung, wie sie sich späterhin herausstellte. Renz marschirte nach Plombières zurück, Keller ging nach Lantenay, Goltz nach Pasques. Am 28. erhielt General Goltz durch Major Albrecht Befehl, auf Châtillon zu marschiren, um den Major L., der dort von 5000 bis 6000 Franktireurs eingeschlossen sein sollte, zu befreien. Es geschah dies auf telegraphischen Nothschrei des Generals Tiedemann (Etappeninspekteur). Goltz bat um einen Ruhetag. Nachdem am 28. die Meldungen von der Deroute beim Feinde eingingen, erhielt Keller durch Major Grolman Befehl zugeschickt, auf Autun den Feind zu verfolgen. Goltz stellte ich frei, nur mit der halben Brigade auf Châtillon zu gehen, mit der andern Hälfte Kellers Bewegung auf Sombernon zu unterstützen; er zog es aber vor, seine Brigade zusammenzuhalten."

Ein Brief Werders an seine Angehörigen d. d. Dijon, den 2. Dezember, giebt weitere Details über den Verlauf der letzten Tage und seine geringe Befriedigung mit seiner gegenwärtigen Thätigkeit.

„Ich weiß nicht, ob ich mein Vorhaben, Euch zu schreiben, heute werde endlich ausführen können, denn Ansammlungen feindlicher Streitkräfte in ziemlicher Nähe, drei Meilen von hier, lassen einen Angriffsversuch auf Dijon vermuthen. Wir sind vorbereitet. Freilich bin ich augenblicklich durch Detachirungen nicht stark, morgen dagegen kann ich schon anders auftreten und übermorgen habe ich über 20 000 Mann versammelt. Ich gedenke sodann offensiv zu werden und den Feind aus den Bergen zu vertreiben, der übrigens nicht mit Garibaldi zu verwechseln ist, vielmehr aus französischen Linien und Mobilen besteht und ein ziemlich anständiger Gegner zu sein scheint.

Garibaldi und seine beiden Söhne wollten am 26. Dijon Nachts überfallen. Seine Schaaren, die etwa 12 000 Mann mit 12 Geschützen betragen haben sollen, wurden etwa eine halbe Meile von Dijon durch einige Gewehrsalven von solcher Panik ergriffen, daß sie in regelloser Flucht in die Berge und nach Autun (drei starke Tagemärsche) zurückeilten, viel Armatur, Gewehre, Todte und Verwundete zurücklassend. Als ich am andern Morgen ihn mit drei Brigaden in eiserne Umarmung zu nehmen gedachte, war Alles verschwunden. Nur die Arrieregarde wurde noch durch einen Angriff in die Flanke gefaßt. Den Gesammtverlust des

Feindes taxirt man auf 300 bis 400 Todte und Verwundete, eine unberechenbare Zahl Versprengter, dagegen wenig Gefangene, weil der Feind bereits einen zu großen Vorsprung hatte, der Abend hereinbrach und ich wegen Ermüdung der Truppen befahl, das Gefecht abzubrechen. Hätten wir am 27. um diese Zeit gewußt, was wir später erfahren, so hätten wir doch mit Einsetzung unserer letzten Kräfte einen schönen Erfolg erreichen können.

Des alten Garibaldis Wagen soll angeschossen, die Pferde erschossen gewesen sein, so daß die Italiener den Wagen ins nächste Dorf gezogen haben. Auch soll einer der ehrenwerthen Garibaldis blessirt sein. Kurz, es war nicht unmöglich, daß wir diese saubere Bande abfaßten. Auch wußten wir erst später ihre Rückzugslinie genau. Sie wurde in fluchtartiger Weise nach Autun genommen. Erst am 28. Nachts wurde dies klar gestellt. Ich ließ den Feind durch 8 Bataillone, 30 Geschütze und 5 Eskadrons verfolgen. Zu spät! Meine Truppen fanden Autun schwach besetzt, zwangen den Feind zum Rückzug, konnten die Stadt nicht einmal gehörig brandschatzen (die war Hauptquartier Garibaldis gewesen), weil ich sie zurückberufen hatte, um sie hier baldigst verwenden zu können.

Die Loire-Armee, der letzte Hoffnungsanker der Pariser, ist am 28. auch geschlagen; wenn auch nicht total vernichtet, so doch zur Zeit gefechtsunfähig. Nun denke ich, wird sich Paris um so mehr ergeben, als Manteuffel ja die französische Nord-Armee auch gänzlich bei Amiens geschlagen hat. Aufrichtig gestanden, halte ich es auch an der Zeit, ein Ende zu machen, wenn nicht anders, so durch Bombardement. Jetzt nur keine Milde mehr, wenn Aushungern überhaupt als Milde gelten kann. Ich meine, ein tüchtiges Bombardement ist vorzuziehen. Vor Paris wird es besser wirken, als vor Straßburg, und es schont alsdann Blut. Der Opfer sind in Ueberfülle gebracht, wer weiß, was uns noch bevorsteht!

Diesmal haben die Werders das Ihrige reichlich beigetragen. Es ist freilich hart, daß es den einen Familienzweig so wesentlich betroffen hat. Andere, z. B. ich, wären weit abkömmlicher gewesen. Mein Leben geht so wie so zu Ende, und rechte Lebensfreude habe ich seit langer Zeit nicht mehr, werde sie nach dem Kriege, wenn Körper und Geist zur Ruhe gelangt, erst recht nicht gewinnen. Dann kommen die Bedenken und Selbstquälereien, wie man es anders und besser hätte machen können. Lieber einen ehrlichen Soldatentod als ein hypochondrisches Weiterleben. Mein Haus ist bestellt, was Gott auch schicken möge, ich will es demüthig und vertrauensvoll aufzunehmen suchen. Aber, wenn es sein kann, möge Er die lebensfrischen Kinder erhalten. Nach den letzten Nachrichten war mein Sohn Hans wohlauf. Sie sind freilich alt. Wir haben in den Neffen herbe Verluste erlitten.

Dieser Brief kann erst am Abend abgehen, dann weiß ich vielleicht noch mehr, oder Alles, je nachdem. Meine Aufgabe ist für die Truppen aufreibend, und doch noch ohne eklatante Resultate. Mein Wunsch, noch einmal gegen die französische Armee vor meiner großen Retirade zu zu kämpfen, ist mir nicht erfüllt worden. Ich hoffte Vergleiche mit meinen Erfahrungen von 66 anstellen zu können. Erst Schanzarbeit gegen Straßburg und successive Einäscherung, mit möglichster Schonung der Belagerer einerseits, und jetzt Buschklepperkrieg, Sengen, Brennen, Kontributionen und Requisitionen eintreiben, dabei kleine Neckereien gegen einen alten „Ueberall und Nirgends". Wäre ich bei der großen Armee, so hätte ich, was ich wünschte, es möchte sein, was es wolle! Am 3. Dezember. Die Nacht ist ohne alle Störung vorübergegangen, der Feind vielmehr wieder in die Berge zurückgekehrt, um die erwähnte Brigade, die von Autun zurückkam, zu inkommodiren. Diese Brigade (Keller) ist auch heute Morgen in der Flanke mit Geschützfeuer behelligt worden, ohne jedoch besondere Verluste zu erleiden.

Die Lage ist mißlich, und wir sind überall im Nachtheil, wo wir nicht mit großer Ueberlegenheit auftreten, namentlich, was Artillerie betrifft, die der Feind gar nicht leiden mag. Ihre Gewehre schießen enorm weit, und wenn auch nicht gezielt wird und sie ihres Schusses in keiner Art so sicher sind wie unsere Infanterie, so vergeuden sie zwar ihre Munition, tödten und blessiren uns aber die Leute aus Entfernungen, aus denen wir sie nur noch mit Artillerie erreichen können."

Nach einem den Truppen recht nöthigen Ruhetage waren also am 29. November die Generale Goltz und Keller in ganz divergirenden Richtungen abmarschirt, ersterer auf Châtillon sur Seine, letzterer zur Verfolgung Garibaldis nach Autun. Es blieben zur Niederhaltung des großen und unruhigen Dijon und zur Abwehr des sich auf der Straße von Nuits immer stärker zeigenden Feindes (General Cremer) nur zwei Brigaden übrig. Werder glaubte den Feind im Süden durch kurze Offensivstöße am besten von einem Vorgehen auf Dijon abhalten zu können, er wollte ihn dadurch auch verhindern, den auf Autun vorgehenden General Keller in der Flanke zu beunruhigen. Zu dessen weiterem Schutz wurde Oberst Wechmar mit 3 Bataillonen, 2 Eskadrons und 2 Batterien ins Gebirge entsendet. Am 30. rückte Oberst Renz zu einer gewaltsamen Rekognoszirung auf Gevrey ab, welches man unbesetzt fand. Eigentlich lag es nun in dem Plane, bei Gevrey stehen zu bleiben, den andern Tag das Detachement zu verstärken und dann weiter auf Beaune vorzugehen. Werder aber, der die Rekognoszirung mit Prinz Wilhelm begleitete, in der Meinung, daß Nuits auch unbesetzt sein würde und fouragirt werden könne, befahl den Weitermarsch auf Nuits. Es war auch unbesetzt oder wieder verlassen, auf den

Höhen zeigten sich feindliche Trupps. Der Ort war völlig todt, Männer nirgends sichtbar bis auf Einen, der Werder in ein Hotel führte, wo dieser Burgunder bestellen wollte, als die Meldung einging, der Feind rücke an. Er kam von der Beauner Straße und griff Nuits von der Südwestseite her an, wurde aber abgeschlagen und verschwand wieder in den Weingärten und Bergen. Werder ließ nun das Detachement Renz, nachdem er die Sache beendet glaubte, nicht in Nuits, sondern befahl, daß dasselbe in den Dörfern jenseits der Eisenbahn Alarmquartiere beziehen, den Feind nicht aus den Augen lassen und Befehl für den nächsten Tag erwarten sollte. Darauf begab sich Werder nach Dijon zurück. Hauptmann v. Roeder vom Generalstabe war zurückgeblieben, holte aber Werder noch vor Dijon ein und brachte die Meldung, der Abzug des Detachements Renz wäre vom Feinde stark behelligt worden, und es werde die Eisenbahn nicht ohne Verlust erreicht haben.

Und in der That hatte Oberst Renz Mühe gehabt, mit der Infanterie und Artillerie die Eisenbahn zu erreichen, und nicht ohne Verlust. 17 Verwundete mit 2 Aerzten konnten nicht fortgeschafft und mußten dem Feinde überlassen werden. Unverfolgt war Oberst Renz bis in seine Vorpostenstellung vor Dijon zurückgegangen.

Werder mußte nach den am folgenden Tage eingehenden Meldungen annehmen, daß der Feind bei Beaune stark sei und General Keller gefährlich werden könne. Deshalb ließ er denselben zur Umkehr auffordern, insofern sich ihm nicht ein größerer Coup böte. General Keller, der nur ein kleines Gefecht mit der Arrieregarde Garibaldis gehabt und beim Eintreffen der Mittheilung des Generalkommandos mit den Vorbereitungen zum Angriff auf Autun für den folgenden Tag begriffen war, kehrte um, denn er glaubte Dijon in Gefahr. Deshalb hielt er sich auch nicht mit Detachirungen nach der Seite von Nuits auf, von wo ihm nach Mittheilung des Generalkommandos Gefahr drohen konnte, schickte auch den Oberst Wechmar, der nach dem Gebirge detachirt war, auf Dijon zurück, und so kam es, daß er bei Vendenesse und Châteauneuf von Cremer am 3. Dezember mit Artillerie- und Infanteriefeuer in der Flanke gefaßt wurde. General Keller nahm den Kampf sofort auf, die badische Infanterie schlug sich ausgezeichnet, der Feind wurde zurückgedrängt und der General konnte den Weitermarsch auf Sombernon ziemlich unbelästigt vom Feinde fortsetzen. Aber er hatte Verluste gehabt, und es fehlte an Wagen, um alle Verwundeten fortzuschaffen. So fielen 2 Offiziere, 50 Mann mit 6 Aerzten auf dem Verbandplatze dem Feinde in die Hände. General Keller, dessen Truppen seit dem 29. täglich an 5 Meilen gemacht und Gefechte gehabt hatten, hielt am 4. in Plombières einen Ruhetag.

Auch General Goltz kehrte am 6. von seiner Expedition auf Châtillon zurück. Er hatte gar keinen Feind getroffen, Châtillon war nicht cernirt.

So waren die Truppen ohne jedes Resultat im hohen Grade angestrengt worden. Es war seit dem 1. Dezember starke Kälte und Schnee eingetreten. Die Winterbekleidung war noch nicht ausgegeben. Die fortgesetzten Bewegungen ohne sichtliches Resultat schienen die Truppen in eine gewisse Unruhe zu versetzen, die Kommandeure baten um einige Ruhe, so daß Werder einen geplanten Vorstoß auf Vendenesse um so eher aufgab, als das äußerst ungünstige Wetter weite Bewegungen, besonders mit Kavallerie und Artillerie, kaum gestattete. Auch stimmten alle Nachrichten überein, daß ein starker Feind in Châlons sur Saône, Chagny, Beaune und Nuits sich sammele und heftiger auf Dijon dränge, so daß ein Angriff auf Dijon gewärtigt werden mußte. Eine Konzentrirung des Korps schien deshalb geboten, die in den nächsten Tagen den Truppen gestattete, sich auf den Winterfeldzug vorzubereiten.

„Der kommandirende General war zu Fuß und zu Pferde, bald hier, bald dort. Wo die taktischen Verhältnisse in der Umgegend seine Aufmerksamkeit verdienten, fand er sich gewiß ein. Aber während die bei Tag und Nacht eingehenden Meldungen seinen Generalstab beschäftigten, wußte er die Zeit auch für friedliche Wege zu finden, denn er interessirte sich für Alles und erfrischte bei dieser ermüdenden, der großen Schläge entbehrenden Kriegführung seinen Geist, indem er die weitläufige alte Stadt und ihre Parks durchstreifte und alle Sehenswürdigkeiten nach und nach betrachtete.“ *)

Dijon schildert Werder „als eine interessante, zum Theil schöne Stadt, in einer prachtvollen Gegend an der Ouche gelegen. Seine Kirchen sind berühmt, die Mairie und Präfektur magnifique Gebäude. Unmittelbar an der Westseite beginnt das Côte d'or-Gebirge mit seinen steilen Abhängen. Der linke Thalrand der Ouche nach Plombières zu ist steil und steril. Oben Plateaus mit Rebgärten. Talant, Fontaine les Dijon (St. Bernhard) merkwürdige steile Bergkegel mit schöner Rundsicht. Der Park und die Avenuen dort sind sehr hübsch.“

Wenn es Werders wohlwollendem Charakter und seiner Pflicht als Kommandirender ganz entsprechend war, daß er für das leibliche und geistige Wohl der Truppen soviel als möglich sorgte, so war die Ernährung des Korps in dieser Zeit für ihn doch eine besonders schwere Sorge; denn es begann entschiedener Mangel fühlbar zu werden. Die Gegend war von Freund und Feind ausgesogen, eine Eisenbahnverbindung nach Dijon,

*) Hartmann, Seite 160.

die das Korps zur Disposition gehabt hätte, gab es nicht, und nun trat ein klimatischer Umschwung ein, der den Bewegungen der Verpflegungskolonnen die größten Schwierigkeiten bereitete. Besonders fehlte es an Futter. Selbst die Pferde des Generalkommandos waren bereits auf halbe Ration gesetzt. Heu gab es wenig, Stroh fast gar nicht.

„Hatte die Herbeischaffung der Verpflegung des Korps bei dem Mangel einer Eisenbahnverbindung schon im November ebensoviel Kräfte absorbirt, als der Vorpostendienst, so konnte sie seit Eintritt der großen Kälte nur noch mit der größten Anstrengung bewältigt werden. Die Versuche der Intendantur, ihre Bedürfnisse durch Landeslieferung zu befriedigen, brachten, so sehr sie im Interesse des Landes selbst lagen, keine Resultate, da die französische Regierung solche bei Todesstrafe verboten hatte. Selbst Salz mußte in großen Transporten bezogen werden. Nunmehr saßen die Proviantkolonnen auf den Etappen, oder unterwegs im Schnee fest. Ein Hauptmangel an Fourage war um so mehr eingetreten, als für die Bedürfnisse des Korps eine große Zahl, in kleine Kolonnen eingetheilte, requirirte Fuhrwerke bei dem Korps festgehalten werden mußte, deren ausreichende Verpflegung unumgänglich nothwendig war. — — Die Thätigkeit der Intendantur war in diesen Tagen eine besonders anerkennenswerthe; sie wurde aber auch in vorzüglicher Weise unterstützt durch die große Sorgfalt der Truppenkommandeure, sowie durch die gesteigerte Felderfahrung der Truppen selbst, die mit Hülfe der eigenen Bäcker- und Schlächterabtheilungen möglichst unabhängig zu leben gelernt hatten. Für die Truppen des 14. Armeekorps war die Pause Anfang Dezember höchst erwünscht. Die Versorgung mit warmer Bekleidung konnte gründlich vorgenommen werden. Es ist Pflicht, hierbei der kräftigen Unterstützung zu erwähnen, die der sorgsamen und umsichtigen Intendantur aus den Gaben der freiwilligen Privatpflege erwachsen ist. Letztere wirkte auch günstig auf die Versorgung der Truppen mit Tabak.“ *)

Der dem deutschen Soldaten innewohnenden Gottesfurcht stets neue Nahrung zu geben, war Werders eifrigste Sorge; denn sein frommer Sinn führte ihn in allen Lebenslagen, bei allen Entschlüssen, in seinem ganzen Denken und Fühlen auf Gott zurück, und eifrig suchte er Seine Wege zu erkennen. Er hielt sehr auf die äußere Würde des Gottesdienstes, welcher namentlich in der Liturgie durch die Mitwirkung der schönen Musik des 34. Regiments, unter dem rühmlichst bekannten Musikmeister Parlow, und des vierstimmigen Chors sehr ergreifend wirkte. In Dijon wurde der Gottesdienst zuerst in der Kirche St. Michèle abgehalten. Da er aber,

*) Loehlein, Seite 114.

wie es schien, absichtlich, einmal durch französische Konfirmanden gestört wurde, requirirten die im besten Einvernehmen wirkenden Feldgeistlichen beider Konfessionen die Domkirche. Der Bischof hatte die Dreistigkeit, sich bei Werder darüber zu beschweren, daß durch den protestantischen Gottesdienst die katholischen Kirchen entweiht würden. Die tiefe und zarte Gewissenhaftigkeit Werders, mit der er die religiösen Gefühle und Gewissen selbst der Feinde zu verletzen fürchtete, hatte ihn bewogen, den Bischof nicht ohne Weiteres abzuweisen; er hatte ihm sogar das Versprechen gegeben, einen Ausweg zu suchen. Trotz der Einsprache beider Geistlichen, die ihm nachzuweisen suchten, daß durch Benutzung der Kirchen zum Gottesdienst beider Konfessionen kein Dogma verletzt würde, auch die Soldaten beider Konfession bis jetzt Alles gemeinsam gehabt, Kampf und Tod, so auch die Gotteshäuser, und es eine Unduldsamkeit des Feindes sei, wenn er die Benutzung der Kirchen den Protestanten verweigere, war es Werder doch lieb, als der Salle des pas perdus (Vorsaal in jedem französischen Justizpalast), ein schöner gothischer Bau, wo auch ein Altar stand, als genügend zum Gottesdienst befunden wurde. Er schrieb an den Bischof, daß, obwohl er als Befehlshaber in dieser Gegend das Recht sich vorbehielte, die kirchlichen Gebäude nach seinem Ermessen zu benutzen, er doch, um die Gewissen und Gefühle zu schonen, von dem weiteren Gebrauch der Kirchen zum Gottesdienste absehen wolle; er müsse sich aber doch über die Intoleranz einer Nation wundern, die sich rühme, an der Spitze der Civilisation zu marschiren.

Später, nach dem Gefecht bei Nuits wurden in eben jener Kirche St. Michèle 500 französische Gefangene untergebracht, welche die Kirche besudelten und ihre Pfeifen an den Kerzen des Hochaltars anzündeten. Ueber solche Entweihung der Kirche durch seine Landsleute beschwerte sich der Bischof aber nicht!

Werder überkam nach und nach ein Gefühl tiefster Verachtung der französischen Nation, die er in ihren Schwächen kennen zu lernen so vielfach Gelegenheit hatte. Eines Tages beschwerte sich bei ihm ein französischer Arzt, daß ihm ein Pferd, das er zur Ausübung seiner ärztlichen Praxis nöthig habe, requirirt sei. Da die Aerzte neutral seien, ließe sich dies Verfahren nicht rechtfertigen. Werder fragte nach dem Namen des Arztes, und als er ihn gehört, erwiderte er: „Ihr Name ist mir bekannt. Sie haben einen Sohn, der Franktireur ist, und der sich im Augenblick bei Ihnen versteckt hält." Der Arzt gab in der ersten Bestürzung die Thatsache zu mit den Worten: „„Aber woher wissen Sie das?"" Werder erwiderte: „Man hat mir wohl gesagt, daß die Franzosen verderbt seien, aber ich hätte nicht geglaubt, daß die Verworfenheit so weit geht, wie sie sich jetzt zeigt. Ich habe einen dicken Band von Denunziationsbriefen, und

beabsichtige, dieselben zu veröffentlichen.“ Das hat Werder nun nicht gethan, das Pferd aber gab er dem Doktor wieder.

Um diese Zeit traf auch General v. Glümer ein, um das Kommando der badischen Division zu übernehmen. General Beyer kehrte auf der beständig bedrohten Etappenstraße über Epinal nach Karlsruhe zurück. Für den General La Roche hatte Oberst v. Willisen, der ebenfalls in größter Gefahr gewesen, auf der Etappenstraße aufgehoben zu werden, und dabei seinen Adjutanten eingebüßt hatte, das Kommando der badischen Kavallerie-Brigade übernommen.

Vor der Front des 14. Armeekorps blieb in den nächsten Tagen Alles ruhig. Es war die Ruhe vor dem Sturm!

Der erste Versuch der französischen Regierung, der bedrängten Hauptstadt von außen Hülfe zu bringen, war durch den Sieg der deutschen Truppen bei Orléans gescheitert, ebenso die Ausfallsversuche der Pariser Armee am 30. November und 2. Dezember. Die geschlagene Loire-Armee hatte sich auf dem Rückzuge getheilt, Chanzy war nach Le Mans, Bourbaki nach Vierzon und Bourges zurückgegangen. In Chaumont war, um das 14. Armeekorps zu entlasten, der General Zastrow mit dem 7. Korps (exkl. 14. Division) eingetroffen, zur Deckung der Verbindungen der II. und III. Armee. Nach dem Siege bei Orléans wurde Zastrow auf Châtillon sur Seine dirigirt.

In Versailles verhehlte man sich nicht, daß es der Thätigkeit der französischen Regierung in kürzester Zeit gelingen werde, die geschlagene Armee zu retabliren, um sie zu erneuter Offensive verwenden zu können.

Neben der Erhaltung von Paris hatte die französische Heeresleitung von jeher die Erhaltung von Belfort, als Schlüsselpunkt für das südöstliche Frankreich, im Auge behalten. Das Schicksal von ganz Südfrankreich schien an die Erhaltung von Belfort geknüpft, hatte man doch bereits gegen eine Belagerung von Lyon Vorkehrungen getroffen. Durch den Verlust von Orléans keineswegs entmuthigt, hatte der fanatisch-thätige Gambetta die Retablirung der geschlagenen Armee sofort in die Wege geleitet, hoffte er doch, in wenig Wochen sie dem Feinde wieder entgegenführen zu können. Jetzt, nach 20 Jahren, kennen wir den Operationsplan, der dem neuen großen Unternehmen zu Grunde gelegt wurde, welches zur Vernichtung des Feindes und zur Befreiung der Hauptstadt führen sollte. Man muß den Muth, die Zähigkeit und Energie, aber auch die Einsicht bewundern, mit welcher die leitenden Männer, Gambetta und Freycinet, auf die Rettung ihres Vaterlandes bedacht waren. Chanzy von Westen,

Faidherbe von Norden, Bourbaki aber von Osten sollten vereint auf Paris marschiren. Bourbaki hatte vorher Werder zu beseitigen, die Verbindung der deutschen Armeen vor Paris mit der Heimath vollständig zu unterbrechen, ihnen jede Zufuhr an Munition, Lebensmitteln u. s. w. abzuschneiden und Belfort zu entsetzen.

In der That begannen die Korps der Armee Bourbakis bereits am 22. Dezember die Eisenbahnfahrt nach Osten, während ein bei Vierzon stehengelassenes Korps diesen Rechtsabmarsch decken sollte. Diese Maske ist vollständig geglückt, und war zum Theil die Veranlassung, daß die Nachrichten des Hauptquartiers zu Versailles in der Folge so oft nicht mit denen übereinstimmten, welche bei Werder eingingen, und gerade dadurch an die Entschlußfähigkeit des Letzteren so große Ansprüche gemacht wurden. Der Abmarsch der Bourbakischen Armee nach Osten wurde von der Regierung sorgfältig geheim gehalten. Kein Telegramm wurde über ihren Weg durch die Departements Cher, Nièvre, Côte d'or, Haute Saône veröffentlicht. Nur unter vier Augen durfte man davon sprechen, wie etwa: „Bourbaki ist sehr weit, und bald werden wir von ihm reden hören." Man verschwieg seine Etappen, und die öffentlichen Kundgebungen nannten nie seinen Namen. Die Regierung hielt das Geheimniß seiner Bewegungen so streng, daß der Redakteur einer Bordelaiser Zeitung, die nur wenige Angaben über die Bourbakische Armee gebracht hatte, sofort verhaftet wurde. So kam es, daß das große Hauptquartier lange an der Ansicht festhielt, Bourbaki stehe in Bourges und werde über Montargis auf Paris marschiren.

Wir halten es für nothwendig, bereits hier darauf hinzuweisen, daß Werders Aufgabe besonders dadurch erschwert wurde, daß er mitunter Aufträge erhielt, die unerfüllbar erschienen, denn die Situation vor seiner Front stimmte oft nicht mit den Suppositionen überein, auf Grund deren jene Aufträge gegeben wurden. Für einen Heerführer entsteht auf diese Weise leicht ein Konflikt zwischen Gehorsam und abweichendem Handeln nach eigener Ueberzeugung. Die Erziehung der deutschen Generale ist aber darauf gerichtet, daß sie sich in solchen Konflikten als selbstständige Charaktere erweisen, und es ist das unbestreitbare Verdienst Werders, nach Pflicht und Gewissen die richtigen Wege zum Ruhme der deutschen Waffen eingeschlagen zu haben. Aber welche Kämpfe mußten in einer so schwierigen Lage seinen Entschlüssen vorangehen. Wir werden sie kennen lernen. Aber er hatte auch einen treuen Berather zur Seite, seinen Generalstabschef, den Oberstlieutenant v. Leszczynski, dem Werder bis an sein Lebensende dankbare und anerkennende Anhänglichkeit bewahrt hat.

Verfolgen wir nun den weiteren Verlauf des Feldzuges unter dem Gesichtspunkt, daß Werder stets bestrebt war, den ihm vom Hauptquartier

zugehenden Direktiven zu folgen, so weit die Situation, wie sie sich ihm wirklich darstellte, es nur irgend gestattete. In seinen Notizen schreibt er:

„12. Dezember. General Moltke empfiehlt Beobachtung von Langres und stellt die Ankunft eines Feldjägers in Aussicht. Ich warte also auf neue Direktiven. Was von Langres drohen sollte, ahne ich nicht, möglich, daß sich Garibaldi dorthin wirft. Zastrow ist in Châtillon und Chaumont. Er soll die Verbindungen decken und kann auf längere Zeit nichts entbehren. Ich wünschte, er sollte zur Deckung meines rechten Flügels nach Sémur detachiren. Er antwortete, nur auf kurze Zeit könne er ein Regiment dorthin entsenden, vom 15. ab. Das nützt mir aber nichts, da ich nicht wissen kann, ob und wann der Feind seinen Coup auf Dijon ausführen wird. Gevrey und die Dörfer in gleicher Höhe sind vom Feinde ab und zu besetzt. Gestern ist Gevrey konstant von ihm in Besitz genommen und viel Spektakel darin gehört worden. Glümer hat eine starke Rekognoszirung angeordnet, noch ist keine Nachricht da (12 Uhr Mittags).

13. Dezember. Die Rekognoszirung hat ergeben, daß die Dörfer doch noch frei sind. Heut Nacht ist der erwartete Feldjäger mit neuen Direktiven angelangt. Vor Allem soll Belfort mit allen Kräften belagert, und die Belagerungstruppen geschützt werden. Langres ist zu isoliren, und Ausfälle, wie sie in letzter Zeit stattgefunden (Bonin hat das nach Versailles gemeldet, auch Zastrow führt in seinen heutigen Mittheilungen einige Fälle an), absolut gehindert worden. Auf die Gegend zwischen Dôle und Senans, südöstlich von Besançon, wird besonders hingewiesen, ihre dauernde Besetzung als wichtig bezeichnet, weil dadurch die Verbindung zwischen Besançon und Lyon unterbrochen wird, die Ausführbarkeit jedoch diesseitiger Beurtheilung anheimgestellt.*)

Alle diese Aufträge lassen sich mit der Festhaltung von Dijon nicht wohl vereinigen. Andererseits ist das Aufgeben des Orts bedenklich, weil es den Muth des Feindes heben und großes Halloh verursachen würde. Mit weniger als zwei Brigaden, wovon die eine in Dijon selbst, die andere in der Nähe und zu Operationen verwendbar bleiben müßte, ist aber die Stellung gar nicht zu halten, sobald irgend ein ernstlicher Angriff gemacht würde. Die Bevölkerung ist böswillig und würde sofort theilnehmen. Eine Brigade nebst zwei Kavallerie-Regimentern und zwei Batterien geht nach Langres, bleibt nur noch eine Brigade, wahrscheinlich Keller, mit fünf Bataillonen für Gray oder

*) Den Wortlaut des Schreibens des Generals Moltke siehe Th. II Anlage 112 des Generalstabswerkes.

Mirebeau bis Vesoul, weil Schmeling an Tresckow jedenfalls bedeutend abzugeben, und weil der Rest, vielleicht nur fünf Bataillone, sich links schieben, Fresnes, Vesoul und Lure zu besetzen und von da aus noch mobile Kolonnen gegen Besançon und Montbéliard zu entsenden haben würde, wofür die Kräfte zu gering sind.

Wird dagegen Dijon aufgegeben, so könnten die zwei Brigaden zur Deckung von Goltz gegen die Côte d'or, zur Sperrung von Besançon und zur größeren Sicherung der Etappenstraße, die jetzt häufig, namentlich zwischen Gray und Fresnes, beunruhigt wird, verwendet werden. Ich habe heut dem General Moltke dem Sinne nach telegraphirt: General Goltz wird mit seinem Detachement im Verein mit Truppen des Generalgouvernements von Lothringen Langres isoliren. Ich beabsichtige, General Glümer mit zwei Brigaden für einige Zeit nach der Gegend von Dôle zu schicken und Dijon aufzugeben. Da jedoch politische Gründe hiergegen sprechen könnten, so bitte ich über Zulässigkeit meines Vorhabens um baldige Mittheilung. Etwa 500 nicht transportfähige Kranke befinden sich in Dijon.

Den 23. Dezember. Am 15. kam eine ausweichende Antwort auf meine Depesche vom 13. Dijon könne vorübergehend aufgegeben werden, sobald dem Feind mit konzentrirten Kräften ein empfindlicher Schlag beizubringen sei. Meine Aufgaben können weit besser gelöst, und der Feind event. leichter geschlagen werden, wenn ich Dijon vorläufig ganz aufgebe, vorausgesetzt, daß der Feind darüber hinausgehen wollte. Besetzt er es einfach mit Franktireurs, so hätte dies gar nichts zu sagen, wenn es nicht einen Halloh gäbe und den Muth des Feindes höbe. Allerdings ist Dijon besser in unseren als in Feindes Händen, wegen der Hülfsquellen, wegen des moralischen Eindrucks und der Möglichkeit, daß der Feind von hier aus mit starken Kräften, die er alsdann unbemerkt in der Côte d'or sammeln könnte, Châtillon und Chaumont bedrohen, Langres entsetzen, auch Gray im Verein mit Ausfällen aus Besançon und Auxonne leichter nehmen könnte, wenn er im Stande wäre, die badische Division in Schach zu halten und zu täuschen. Der Haken liegt aber darin, daß 1. Dijon bei einem ernstlich gemeinten umfassenden Angriff, da man zu spät Kenntniß davon erhalten wird, gar nicht zu halten ist, und 2. daß es besser ist, es freiwillig als gezwungen zu räumen, und 3. daß ich in der Sorge, es gewaltsam zu verlieren, eigentlich meine drei Brigaden in der Nähe konzentrirt halten muß und dadurch gehindert bin, die mobilen Kolonnen in genügender Stärke und Zahl zur Rekognoszirung des Feindes und Niederhaltung des Guerillakrieges zu entsenden. Wie der Vogel Strauß sitze ich mit dem Kopf im Busch und weiß und erfahre gar nichts Bestimmtes. Fatale Lage!"

Diese Notizen vom 23. hatte Werder schon in der Ahnung niedergeschrieben, daß seine Situation anfing, sich recht ernst zu gestalten. Wir müssen nun seine Erlebnisse vom 14. an nachholen.

General Goltz war am 14. auf Langres abgerückt, von Werder ein Stück begleitet.

Auf Grund der am 13. vorgenommenen Rekognoszirungen, die nirgends auf den Feind gestoßen, schickte Werder eine telegraphische Meldung an das große Hauptquartier mit dem Zusatz: „Es scheint, daß sich der Feind aus dem Saône-Thal abgezogen hat". Als er nun am 13. die Direktiven aus Versailles erhalten, ließ er nicht allein am 14. General Goltz auf Langres abrücken, er verstärkte auch die Belagerungstruppen vor Belfort noch weiter aus der Division Schmeling, so daß dieser nun im Ganzen 8 Bataillone, 3 Eskadrons und 2 Batterien unter Oberst Zimmermann abgegeben hatte. Weiter beschloß, wie wir gesehen haben, Werder eine Operation auf Dôle, die er nur unter Aufgabe von Dijon ausführen zu können glaubte. Die Operation schien Erfolg zu versprechen, zumal alle bis zum 14. eingehenden Meldungen zu dem Glauben berechtigten, daß der Feind mit seinen Hauptkräften nach Westen abmarschirt sei.

Seine Zuversicht, unter Aufgabe von Dijon einen Coup ausführen zu können, spricht aus einem Briefe vom 15. Dezember:

„Meines Bleibens hier wird schwerlich lange währen. Erfährst Du durch die Zeitungen, daß ich nach anderen Gegenden abgegangen, so glaube nur das Eine, daß ich nämlich dem Feinde auf anderem Wege besser beizukommen hoffe, wenn auch für einige Zeit Gambetta und Konsorten wüstes Geschrei erheben mögen. Thee trinken und abwarten! Wer am Letzten lacht, lacht am besten. Ich hoffe, ich lache zuletzt!"

Auf obige Meldung nach Versailles hin verfügte die oberste Heeresleitung unter dem 15., daß das 14. Armeekorps nunmehr auch Nuits sur Armançon und Sémur zu besetzen habe. Hauptkräfte bei Dijon seien bereitzuhalten, Bahn bei Arc et Senans sei gründlich zu zerstören. Diese Aufträge waren in Versailles unter der Annahme gestellt, daß die Meldungen des Generals Werder richtig seien, daß der Feind sich nämlich vor seiner Front so geschwächt, daß der Vormarsch ohne Anstand ausgeführt, auch die Beobachtungssphäre des Korps von Belfort bis Nuits sur Armançon, also auf 27 deutsche Meilen, ausgedehnt werden konnte. Aber die Situation Werders vor seiner Front hatte sich bereits geändert.

Nicht allein faßte der Feind im Saône-Thal wieder festen Fuß und leistete bei den Renkontres hartnäckigen Widerstand, sondern es trafen auch längs der Bahn Lyon—Beaune immer mehr Truppen ein. Wenn Werder trotzdem seine Aufträge erfüllen sollte, mußte er sich zunächst wieder vor

der Front, wo er den General Cremer in Beaune und Garibaldi in Autun gegenüber hatte, Luft machen. Er ließ von einer Abtheilung der 4. Reserve-Division Pesmes nehmen, wo sich von Dôle aus feindliche Truppen festgesetzt hatten, und befahl dem General Glümer, mit zwei Brigaden einen Vorstoß gegen Süden zu machen, womöglich Beaune zu nehmen und dann durch die Côte d'or auf Sémur zu detachiren. Dieser Auftrag führte am 18. Dezember zu dem ruhmvollen aber verlustreichen Gefecht von Nuits. Es ist dieser Tag einer der Ehrentage für die tapfere badische Division.

Werder, der dem Gefecht beigewohnt, faßte die Verdienste der Truppen in einem am Abend ausgegebenen Tagesbefehl zusammen:

> Die 1. und 2. Brigade haben am 18. in dem blutigen und siegreichen Gefecht bei Nuits wieder die ausgezeichnetste Tapferkeit und Mannszucht bewiesen, die das Deutsche Reich groß, stark und geachtet macht. Die Regimenter, welche den Sturm auf die Eisenbahn und die Stadt Nuits ausführten, haben eine der höchsten militärischen Leistungen erfüllt. Ohne einen Augenblick zu wanken, gegenüber einer vorzüglichen Stellung, die von einem gut bewaffneten und an Zahl überlegenen Feinde hartnäckig vertheidigt wurde, sind die Bataillone musterhaft vorgegangen und haben glänzend gesiegt. Wenn wir leider unter den Verlusten so viele tüchtige Offiziere und brave Soldaten, auch den Tod des tapferen Oberst v. Renz zu beklagen haben, so freuen wir uns doch, daß die Verwundung zweier verehrter Führer, des Generals v. Glümer und des Prinzen Wilhelm, nur leicht ist, und ihre Wiederherstellung bald wieder zu erwarten steht. Die Erfolge des Tages waren bedeutend, der Feind verlor etwa 1000 Mann an Todten und Verwundeten, 700 Gefangene, ein Gewehr- und Munitionsdepot und zahlreiche Waffen. Ich danke allen Führern und Soldaten, allen Aerzten und Beamten für ihre so glänzend bewiesene Tüchtigkeit und Ausdauer an diesem ehrenvollen Tage!*)
>
> gez. v. Werder.

In fast beständigem Kampfe hatten nur 8000 Mann einen über doppelt so starken Gegner, der mit großer Zähigkeit kämpfte und dessen Artillerie mit bis dahin nicht gekannter Präzision schoß, aus Positionen vertrieben, die die Vertheidigung besonders begünstigten. Es war in der Gefechtsdisposition des Generals Glümer darauf gerechnet, daß es dem in das Gebirge detachirten General Degenfeld gelingen werde, durch Vordringen über Concoeur und Turnirung des feindlichen linken Flügels, den Angriff des Gros auf die Front zu erleichtern. General Degenfeld war aber zu schwach, den überaus starken Feind zu werfen, und so blieb dem

*) Loehlein, Seite 138.

General Glümer nichts übrig, als die Front zu forciren oder das Gefecht abzubrechen. Die Tapferkeit der Truppen und das rechtzeitige Eingreifen der detachirten Bataillone Unger und Arnold von der Kolonne Degenfeld trugen zur Erringung des Sieges wesentlich bei. Der Verlust der Division Glümer betrug allerdings 55 Offiziere, 885 Mann. Den Hauptverlust hatten die beiden Grenadier-Regimenter zu tragen. Der Feind hat seinen Verlust später selbst außer den Gefangenen auf 1500 Mann angegeben, Werder giebt in seinen Notizen noch nähere Details über diesen Gefechtstag:

„Glümer als Divisionskommandeur hatte selbstverständlich die Leitung; ich wollte nur Zuschauer sein und habe dies auch festgehalten bis zu Glümers Verwundung, wenngleich ich ab und zu einen Rathschlag nicht vorenthielt. Die Leitung war sehr sachgemäß, ruhig, überlegt. Es gab einen Moment, wo die Einnahme der Stellung aufgegeben war. Nach Eroberung des Eisenbahndammes sollte nicht weiter vorgegangen, kein Häuserkampf entrirt werden. Die Befehle zum Abbrechen des Gefechts waren bereits ertheilt, als zu unserer Ueberraschung die Meldung einging, daß Nuits genommen und der Feind im vollen Rückzuge sei. Es wurde dunkel, Glümer verwundet, desgleichen Prinz Wilhelm und eine Menge Offiziere. Oberst Renz todt, desgleichen der junge Degenfeld. Es mußte Ordnung und namentlich eine tüchtige Reserve geschaffen werden; denn wenn uns der Feind am andern Morgen, wie ich für gewiß annahm, angriff, so waren wir in der augenblicklichen Verfassung nicht in der Lage, einen geordneten Widerstand zu leisten. Ich gestehe gern, daß ich froh war, so weit reüssirt zu haben, den Platz behaupten und auf dem Gefechtsfelde biwakiren zu können. Die Bagage war bereits zurückgeschickt. — — — Die Leute hatten nichts zu essen, dabei starke Kälte. In Bergerie 300 Verwundete und Sterbende, in Boncourt 200, bei Nuits eben soviel. Deshalb unterblieb jede Verfolgung, selbst der Kavallerie — — — Infanterie und Artillerie waren famos, fast zu tapfer. — — Von meiner Begleitung, die aus 4 Offizieren und 5 Reitern bestand, wurden ein Offizierpferd und zwei andere blessirt. Die Flintenkugeln flogen auf 1500 Schritt wie die Erbsen, und Gottes besonderer Wille war es, wenn Jemand innerhalb dieser Entfernung nicht getroffen wurde. Nuits wurde von Wechmar bei Tagesanbruch geräumt, Eisenbahn besetzt, Avantgarde bei Bergerie, Gros bei Boncourt, woselbst auch ich die Nacht verblieben. Arnold und Unger sollten den alten Weg zurückgehen (rechter Flügel), in Agencourt der linke Flügel; die Uebergänge gegen Beaune über den Menzin-Bach besetzt. So erwartete ich den Angriff. Er erfolgte nicht. Nuits wurde von Neuem besetzt, das Gefechtsfeld aufgeräumt, die Todten begraben, die Blessirten nach Dijon geschafft und dann erst abmarschirt.“

Von einer weiteren Ausbeutung des schwer erkämpften Sieges und einem weiteren Vordringen auf Beaune mußte Werder Abstand nehmen. Es war zur Gewißheit geworden, daß ihm ein weit stärkerer Feind entgegenstand. Die Hartnäckigkeit, mit welcher sich der Feind am gestrigen Tage geschlagen, die Verstärkungen, die er während des Gefechtes mit der Eisenbahn heranzog, bestätigten die schon früher aufgetauchten Gerüchte, daß längs der Eisenbahn über Beaune und Chagny starke feindliche Truppenabtheilungen echelonnirt seien. Ein weiteres Vordringen auf Beaune mit zwei schwachen Brigaden hätte leicht zu einer Katastrophe führen können. Deshalb war es für Werder nicht zweifelhaft, daß er wieder auf Dijon zurückgehen mußte, um dort die weiteren Eventualitäten abzuwarten.

Wir wissen, daß General Goltz am 14. auf Langres abmarschirt war, am 16. warf er einen bei Longeau stehenden Feind zurück, eroberte zwei Geschütze und drängte weiter alle außerhalb der Festung befindlichen Truppen in den nächsten Tagen in die Festung zurück. Er war der festen Ansicht, daß wenn er nur 50 schwere Geschütze bekäme, er Langres sicher bald zur Kapitulation zwingen würde. Er beantragte dieselben und bereitete eine kurze Belagerung vor, als er von Werder mit seinen Truppen eine andere Bestimmung erhielt.

Nach Dijon zurückgekehrt, konnte Werder aus der gehobenen Stimmung in der Bevölkerung bald entnehmen, daß sich Außergewöhnliches vorbereite. Die bedenklichsten Gerüchte schwirrten in der Luft. Sicher war, daß die Eisenbahnen im Rayon des Feindes eine erhöhte Thätigkeit entwickelten. Truppentheile, mit denen man bisher noch nicht in Kontakt gewesen, erschienen vor der Front. Die vorgeschickten Rekognoszirungen trafen auf hartnäckigen Widerstand. Was jenseits der Saône vorging, konnte man in Werders Hauptquartier nicht erfahren. Aufgefangene Briefe deuteten auf große Unternehmungen hin. General v. Zastrow war infolge Befehls aus Versailles am 16. von Châtillon, wo er eine Besatzung zurückgelassen, nach Auxerre aufgebrochen. Es herrschte damals in Versailles die Ansicht, Bourbaki werde auf Montargis marschiren. Bald darauf jedoch schien es wieder, als ob Bourbaki von Bourges und Nevers in östlicher Richtung abmarschirt sei, und wurde Zastrow angewiesen, zur Unterstützung Werders wieder nach Châtillon zurück zu marschiren. In den letzten Tagen des Monats aber gewann die oberste Heeresleitung nach den eingegangenen Nachrichten erneut die Ansicht, Chanzy und Bourbaki würden gemeinsam auf Paris operiren. Infolge dessen erhielt Zastrow die Weisung, auf seinem Rückmarsch nach Châtillon am Armançon vorläufig stehen zu bleiben, um entweder Werder zu unterstützen oder Bourbaki auf seinem Marsch nach Paris flankiren zu können.

Werder aber war nicht im Zweifel, daß sich gegen ihn ein großer Schlag vorbereite und er erwog, wie dem zu begegnen. Wir haben ge-

sehen, wie er schon früher die Frage der Räumung von Dijon eingehend erörtert hatte. Jetzt schienen die Verhältnisse eine Räumung nothwendig zu machen. Wenn am 21. Moltke telegraphirte, er stelle der Beurtheilung Werders anheim, ob er Sémur besetzen könne; jedenfalls sei die Bahnstrecke Chaumont—Nuits sur Ravières durch mobile Kolonnen zu decken, so wurde zwar eine solche Kolonne am 22. unter Major v. Roeder nach Villeneuve abgesandt, um über Montbard Verbindung mit General Zastrow zu suchen; Werder ließ aber doch mit allen Kräften die Evakuirung der Lazarethe von Dijon betreiben, um jederzeit Dijon verlassen zu können. Am 22. telegraphirte Moltke, daß in Rougemont (Richtung Besançon—Villersexel) feindliche Truppen eingetroffen seien und daß überlegeneren Kräften gegenüber sich der Rückzug auf Chaumont empfehle. Würde der Feind dann auf Belfort detachiren, so könne die Offensive wieder aufgenommen werden.

Werder sah nach den eben erhaltenen Direktiven es als seine Hauptaufgabe an, die Belagerung von Belfort zu schützen. Ein Rückzug auf Chaumont erschwerte ihm aber die rechtzeitige Unterstützung von Tresckow. General Zastrow stand am Armançon, eine Vereinigung mit ihm konnte daher erst in den nächsten Tagen stattfinden, und war es dann vielleicht zu spät, dem General Tresckow Hülfe zu bringen, wenn der Feind jenseits des Doubs nur mit ein paar Divisionen sich auf ihn warf und der Besatzung von Belfort die Hand reichte. Deshalb war Werder mit sich einig geworden, daß, wenn er einmal Dijon aufgebe, er sich nach Vesoul wenden müsse. Dort war er nahe an Belfort und konnte sich leichter über die Vorgänge hinter dem Doubs orientiren, als wenn er nach Norden ausgewichen wäre. Den Schutz der Verbindungen der Armee vor Paris mußte dann eben der General Zastrow übernehmen.

Trotz der spannenden Situation, die alle Köpfe des Generalkommandos beschäftigte, wollte Werder aber doch das Weihnachtsfest in deutscher Weise feiern. Umlaufenden Gerüchten zufolge sollte zwar Dijon in der Nacht wieder einmal überfallen werden.

> „Es ist aber nichts derart geschehen“, schreibt Werder an seine Schwester, „übrigens sind wir immer auf dem Qui vive, und es stören uns dergleichen Ansagen nicht mehr, auch überfällt man eine Garnison von 8000 bis 10 000 Mann nicht so leicht.“

Zur Feier des Weihnachtsabends war in der gut erleuchteten Kirche mit kolossalem Christbaum eine sehr feierliche Andacht. Darauf ließ Werder die Stabswache und Feldgendarmerie speisen, seine neun Trainsoldaten unter Wilhelms*) Vorsitz mit Punsch und Pfannkuchen bewirthen und machte

*) Wilhelm Devrient war Werders Diener. Er hat während des ganzen Krieges gut für die leiblichen Bedürfnisse seines Herrn gesorgt, was Werder oft in seinen Briefen anerkannte. Auch schrieb er zuweilen statt des Generals nach Hause.

ihnen ein Geldgeschenk, um sich Kleinigkeiten zu kaufen. Seine Umgebung, etwa 30 Personen, hatte Werder zum Souper eingeladen, echt deutsch, Gänsebraten, Punsch und Pfannkuchen, nachdem unter dem Christbaum auf gemeinschaftliche Kosten angeschaffte Geschenke verloost worden waren. Am ersten Weihnachtsfeiertage war Gottesdienst und Abendmahl, und neu gestärkt ging Werder guten Muths den kommenden Ereignissen entgegen.

Bis zum 26. Dezember klärte sich die Situation so weit, daß Werder die Aufgabe von Dijon und Konzentrirung bei Vesoul beschloß. Er hatte schon früher ausgesprochen, daß Stehenbleiben, Warten, Nichtsthun der schlimmste von allen Entschlüssen sei.

Am 23. wurde nämlich ein Postbote aufgefangen und unter vielen Briefen der eines Pensionsmädchens aus Besançon geöffnet, worin sie ihren Eltern schrieb, sie werde zu Weihnachten nicht nach Hause kommen, da die Eisenbahn keine Civilpersonen befördere, Besançon voller Truppen sei und selbst ihre Schule zum Lazareth eingerichtet werde. — Im Ouche-Thal erschienen Truppen Garibaldis und besetzten Sombernon. Am 24. meldete Tresckow, der Gesandte aus Bern theile mit, daß die Bahn Lyon—Besançon vom 23. ab für Militärtransporte reservirt sei. Auf die Meldung hiervon nach Versailles erhielt Werder die Antwort, daß die nach Besançon instradirten Truppen nur Mobilgarden sein könnten, eine Unterstützung durch General Zastrow sei jedoch in Aussicht genommen. Am 25. meldete Tresckow, nach Berner Nachrichten seien 25 000 Mann zum Entsatz von Belfort im Anmarsch; am 26. dagegen theilte General Moltke mit, es sei wahrscheinlich geworden, daß die Armee Bourbakis mit der Bahn von Nevers nach Châlons sur Saône abgegangen sei. Auch General Tresckow meldete, daß der Feind bereits Clerval, Isle le Doubs und Rougemont besetzt habe.

Somit war Gefahr im Verzuge und am 27. Morgens 7½ Uhr wurden die Befehle zur Räumung von Dijon ausgegeben. General Schmeling erhielt Befehl, die Trains in Marsch zu setzen, die Brücke bei Gray zum Sprengen vorzubereiten, nach Vesoul zu marschiren und dort am 28. den Befehl zu übernehmen. General Goltz wurde ebenfalls mit seinem ganzen Detachement zum 28. nach Vesoul dirigirt. Das große Hauptquartier genehmigte diese Maßregel und theilte mit, daß General v. Debschitz aus Straßburg mit 8 Bataillonen, 2 Eskadrons und 2 Batterien nach Montbéliard zur Unterstützung instradirt sei. In Dijon wurden 10 Offiziere und 423 nicht transportable Kranke und Verwundete mit dem nöthigen ärztlichen Personal zurückgelassen. Werder verließ mit der badischen Division am 27. Morgens Dijon, um nach Vesoul zu marschiren. Er hatte noch befohlen, daß die Brigade Keller als quasi Avantgarde in Gray zu lassen sei.

Da thunlichste Beschleunigung der Konzentrirung die nächste Aufgabe war, also ein Zusammenstoß mit dem Gegner, dessen Anwesenheit bei Oiselay und Frétigny südlich der Saône zwischen Gray und Vesoul bereits am 26. festgestellt war, nicht im allgemeinen Interesse der Bewegung lag, so wurde beschlossen, von Gray aus, sofern beim Eintreffen daselbst nicht besondere Gründe einen Vormarsch in der Richtung auf Besançon nothwendig machten, längs des rechten Saône-Ufers aufwärts zu marschiren, bei Soing den Fluß zu passiren und von da Vesoul zu erreichen. Die Saône deckte so fast in seiner ganzen Ausdehnung den Flankenmarsch. Von Dijon nach Vesoul beträgt die Wegstrecke 15½ Meilen, welche in drei Tagen zurückzulegen war; also an sich schon eine sehr bedeutende Anforderung an die Marschfähigkeit der Truppen. Die bei Ausgabe des Marschbefehls innehabende Aufstellung und Dislokation, sowie die am gleichen Tage eintretende höchst ungünstige Witterung erschwerten die Lösung der Aufgabe aber noch in ganz besonderer Weise. Die mobile Kolonne Roeder stand am Abend des 26. noch 3 Meilen westlich Dijon.

Nachdem bereits am 20. Dezember starker Frost eingetreten, folgte am 26. ein starker Schneefall, ohne daß die Temperatur milder wurde. Infolge dessen war der Marsch auf den Straßen, welche überall in der Gegend sich durch raschen Fall und nicht unbedeutenden Niveauwechsel, Steigungen und Gefälle kennzeichnen, ein äußerst beschwerlicher und ermüdender für Mannschaften und Pferde. Der durch die langen Kolonnen festgetretene, aber auch glattgefrorene Straßenkörper bot besonders an den Steigungen den Fahrzeugen nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten dar. Daß das 14. Armeekorps am 30. bereits seine Aufstellung bei Vesoul eingenommen hatte, ist ein glänzendes Zeugniß für die Marschfähigkeit der Truppe, die diesen so schwierigen Gewaltmarsch ohne Einbuße an Mannschaften ausführte, wenn auch mehrere Pferde, besonders Zugpferde, zusammenbrachen.

Die Aufstellung des Korps war folgende: 4. Reserve-Division (Schmeling) nur 8 Bataillone, 5 Batterien bei Villersexel; 3. Badische Brigade (Keller) Gray; 1. und 2. Brigade bei Vesoul, General Goltz östlich Vesoul; 3 Bataillone, 4 Eskadrons, 2 Batterien unter Oberstlieutenant Nachtigal in Lure; Kavallerie-Brigade und Korpsartillerie nördlich Vesoul, Trains weiter zurück. Sämmtliche Vortruppen des Feindes waren über den Ognon zurückgenommen.

Werder war ein Stein vom Herzen, daß er nicht mehr an Dijon gebunden war. Mochten sich die Verhältnisse vor seiner Front bedenklich gestalten, er war guten Muths; konnte er doch von Vesoul aus beliebig kurze Vorstöße zur Degagirung Belforts machen oder in der starken Stellung bei Vesoul einem wahrscheinlichen Angriff mit Erfolg begegnen.

Denn wenn der Feind sich mit einer Operation im großen Stil trug, zum Entsatz von Belfort oder gar auf einen Einfall in Süddeutschland ausging, mußte er doch immer erst das Werdersche Korps beseitigen. In Vesoul eingetroffen, schrieb Werder gleich an seine Angehörigen:

„Ich habe Dijon vorläufig aufgegeben, weil mir nöthig schien, das Korps näher an Belfort heranzuziehen, um die Belagerung dieser Festung besser zu sichern und dadurch die Einnahme zu beschleunigen. Wahrscheinlich dinirt jetzt Garibaldi in dem Hotel, das ich bewohnte, und sendet Siegesbulletins in die Welt, während weder er, noch Bourbaki, der auch in der Nähe sein sollte, auch nur einen Versuch gemacht haben, meinen Abmarsch im Mindesten zu behelligen. In Besançon sollen sich bedeutende feindliche Massen aus Lyon sammeln, unter Anderen auch die wilden Afrikaner. Es wird ihnen aber auch nicht anders gehen als den Turcos. Außerdem mögen sie doch noch mehr frieren als wir."

An seinen Bruder Albert schrieb er noch besonders:

„Gott behüte Dich und uns Alle und gebe uns ein baldiges Wiedersehen. Sehr fröhlich kann dieses nicht sein, denn die Erinnerung an alle Verwandte und Freunde, die als Opfer des Krieges bereits gefallen sind und vielleicht noch gefordert werden, muß uns mit Wehmuth für lange Zeit erfüllen. Noch ist die Sache keineswegs beendet, wer weiß, was Alles noch fallen wird. Gott sei mit uns, wie im Großen, so im Kleinen. Ich zweifle nicht an dem endlichen Gelingen, möchte es aber nur so billig als möglich haben."

Ueber Stärke und Absichten des Feindes war Klarheit noch nicht zu gewinnen. Es wurde am 30. nur festgestellt, daß Truppen aus Lyon in Besançon angelangt seien und daß Truppen aus Afrika unter General Bressolles bereits am 28. Besançon verlassen hätten. Abends telegraphirte General Moltke auf eine Anfrage Werders über den Verbleib Bourbakis, von einem Abmarsch desselben sei nichts bekannt, er stehe noch bei Bourges und Nevers. Bei Besançon könne es sich nur um Neuformationen handeln. Wir wissen aber, daß der Transport der Bourbakischen Armee nach dem Osten bereits am 23. begonnen hatte. General Schmeling stellte am 31. fest, daß die Brücken über den Ognon abgebrochen seien, ebenso die Brücken über den Doubs. Dies ließ auf eine feindliche Defensive schließen. Trotz alledem erhielten sich die Gerüchte von Bourbakis Anmarsch. Auch wurde bekannt, daß der Feind Dijon und Mirebeau besetzt habe. Infolge dessen ließ Werder die Brigade Keller aus Gray näher heranrücken an die Straße von Etuz bis Neuvelle les la Charité. Eine unter Major v. Schack eingetroffene Verstärkung von 6 Kompagnien, 1 Eskadron, 1 Batterie Etappentruppen besetzte Port und Scey sur Saône. Noch in der Nacht ging ein

Telegramm nach Versailles ab über die Situation, wie sie sich augenblicklich gestaltet hatte.

So lag ein dichter Schleier über der nächsten Zukunft. Das denkwürdige Jahr 1870 war vergangen, das Werdersche Korps erwartete vom Anbruch des neuen Jahres Erlösung aus der peinlichen Ungewißheit, die nun schon Wochen lang Entschlüsse und Handlungen erschwerten. Der Feldherr, der die ganze Schwere der Verantwortung trägt, seinem Könige und Gott gegenüber, muß in solchen Tagen schwere innere Kämpfe bestehen. Geht er aus diesen in Gottvertrauen als Sieger hervor, so kann ihm der äußere Sieg nicht fehlen. Werder beschloß das alte Jahr in ernster Betrachtung, und in seinen Notizen findet sich eine Aufzeichnung, die wieder einen Blick in sein zu tiefem Ernst neigendes Innere thun läßt. Das Nachfolgende ist am 1. Januar 1871 von ihm niedergeschrieben:

„Das Jahr ist vorüber mit seinen Freuden und Schmerzen. Im Ganzen mögen doch überall die letzteren vorherrschend gewesen sein. Es war ein merkwürdiges, gewaltiges Jahr, das Jahr 1870.

Um eine Bagatelle, die Wahl Leopolds von Hohenzollern zum Könige des unglücklichen Spaniens, entsteht ein Kampf, wie er gewaltiger noch nicht dagewesen. Es ist jetzt ein Ringen um Leben und Tod, mehr ein Schlachten, wie eine Schlacht zu nennen, ein Ringen zwischen Anarchie und Autorität, zwischen Sozialismus und Ordnung, die im Königthum allein einen richtigen dauernden Ausdruck finden kann. Noch ist kein Ende abzusehen, und wie es auch kommen mag, ich zweifle nicht am endlichen Siege. Wenn Frieden ist, werden wir erst die Folgen dieses Krieges übersehen können.

Der nächste Eindruck wird freilich Freude sein, aber eine eigenthümliche: die Freude darüber, daß die Kalamität, unter der Frankreich und Deutschland leiden, zu Ende ist oder zu Ende zu sein scheint. Die fernere Empfindung des Menschen, des Trägers menschlicher Gefühle (nicht des Politikers, er sei Deutscher oder Franzose), muß Trauer sein über das grausige Familienelend, das über uns Alle hereingebrochen. Der Schmerz wird gewaltig sein. Unsereiner vermag sich zu fassen durch das herzliche Vertrauen zu Gott, der ja Alles so ordnet, wie es gut ist. Gewinnen wir dieses Vertrauen nicht, so werden wir Alle, Sieger oder Besiegte, in tiefem Weh uns verzehren, und nichts vermag uns aufzurichten, nicht deutsche Einheit, Kaiserthum, Ruhm und Ehre. Jetzt empfinden wir alles Unglück weniger; wir, die wir im Felde stehen, haben keine Zeit, diesem Eindruck nachzuhängen. Ist aber die Aufregung vorüber, dann folgt der Jammer nach, wenn Gott nicht hilft.

Er sei unsere feste Burg, Ihm wollen wir uns ergeben und vertrauen. Amen!“

Die Krisis und Entscheidung.

Die im großen Hauptquartier zu Versailles bis zum Jahresschluß gesammelten Nachrichten, wenn sie richtig waren, berechtigten zu der Annahme, die feindliche Heeresleitung beabsichtige eine gemeinsame Operation der Generale Chanzy, der von Le Mans kommen mußte, und Bourbaki, den man von Bourges her vermuthete, auf Paris in Scene zu setzen. Unter der Voraussetzung, daß diese Anschauung der Sachlage zutreffend, entschloß sich Se. Majestät, zunächst den General Chanzy zu schlagen, den General Bourbaki aber durch den General Zastrow und das auf Montargis dirigirte 2. Armeekorps so lange aufzuhalten, bis der Prinz Friedrich Karl auch mit dieser Armee abrechnen könne. Am 1. Januar wurden die Befehle zu dieser Gegenoperation ertheilt, General Zastrow wieder nach Auxerre zurückberufen und Werder erneut die Offensive empfohlen. Vielleicht könne er das Belagerungskorps Tresckow bloß auf die Verstärkung durch General Debschitz beschränken und die ganze 4. Reserve-Division mit zur Offensive verwenden, um wieder in Besitz von Dijon zu gelangen!

Wenn nun auch der Feind am Ognon und Doubs sich defensiv zu verhalten schien, so erlangte man doch die Gewißheit, daß sich derselbe bei Besançon fortwährend verstärke, auch erschienen wieder Regimenter vor der Front, deren Nummern bis jetzt nicht gesehen worden, auch Husaren, die der ehemaligen Loire-Armee angehören mußten. Unter diesen Umständen glaubte Werder nicht unmittelbar zur Offensive übergehen zu können und theilte dies nach Versailles mit. Die Ungewißheit über die Stärke und Absichten des Feindes dauerten in den nächsten Tagen noch fort. Wahre und falsche Meldungen liefen von allen Seiten ein. Es war für Werder unendlich schwer, sich Klarheit zu verschaffen, da man über den Doubs hinaus nicht rekognosziren konnte. Dazu tiefer Schneefall, der die Bewegungen der Truppen erschwerte und die Thätigkeit der Kavallerie einschränkte.

Am 4. erlangte man fast die Gewißheit von der Anwesenheit mehrerer Korps der Bourbakischen Armee, was auch durch die eingebrachten Gefangenen bestätigt wurde. Werder berieth sich noch am Abend mit den Generalen Glümer und Schmeling, da bei Rioz der Feind in bedeutender Stärke gemeldet war. Stand wirklich Bourbaki Werder gegenüber, so mußte Letzterer ja annehmen und hoffte es, daß Bourbaki ihn angreifen werde. So lange das Werdersche Korps nicht aus dem Felde geschlagen, konnte sich Bourbaki weder nach Osten, noch nach Norden bewegen, ohne Gefahr zu laufen, in Flanke und Rücken gefaßt zu werden. Eine große Manövrirfähigkeit konnte man ohnedies bei den Bourbakischen Korps nicht voraus-

setzen. Die Truppenkörper, wenn auch gut bewaffnet, entbehrten noch des Zusammenhalts und der Ausbildung. Gelang es Werder, in einer guten Defensivstellung einen ernst gemeinten Angriff des Feindes, wenn er auch mit großer Ueberlegenheit unternommen wurde, abzuschlagen, dann war für ihn der Moment zur Offensive gekommen.

Leider sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen. Werder schreibt:

„5. Januar. Das ganze Korps wurde in Bewegung gesetzt. Heute kleine Gefechte. Kraus auf dem Wege nach Rioz. Von Bern aus werde ich gewarnt. Bourbaki scheint wirklich sehr rasch von Nevers über Châlons und Dôle gekommen zu sein. Morgen steht eine Schlacht bevor. Gott gebe seinen Segen. Moltke weiß nur, daß Bourbaki noch in Bourges ist, empfiehlt wiederholt Offensive mit vereinten Kräften.

8. Januar. Am 5. glaubte ich an einen Angriff von Rioz her und wollte denselben durch Goltz und Wechmar (1. badische Brigade) flankiren lassen. Der Akt stand für den 6. bevor. In der Nacht aber kamen Nachrichten, namentlich durch die eingebrachten etwa 200 Gefangenen, welche Abends an verschiedenen Punkten der Vorposten gemacht waren, daß der Feind mit mindestens zwei Korps (18. und 20., vielleicht auch 15. Korps) heranrücke, so daß ich mich veranlaßt sah, sowohl Goltz und Wechmar sowie Schmeling in Eilmärschen noch in der Nacht in die Stellung bei Vesoul rücken zu lassen. Die Truppen haben diese Märsche, die bis zum 6. des Morgens dauerten, mit außerordentlicher Ausdauer zurückgelegt. Den 6. blieben sie bis 5 Uhr im Biwak, wo ich sie besuchte, kochten ab und rückten Abends in die Kantonnements. Sie konnten zum Glück aus dem Magazin Vesoul, welches geleert werden mußte, auf mehrere Tage verpflegt werden. Es war ziemlich mildes Wetter, und so ging es. Die Wege aber waren sehr glatt. Moltke telegraphirt, daß die Offensive, welche ich in Aussicht genommen, gebilligt werde. Gelingt sie nicht, so solle ich mich auf den Elsaß basiren und Belfort decken. Zastrow stehe mit einem Korps bei Châtillon, ein zweites sei in Aussicht.

Die Verhältnisse haben sich inzwischen geändert. Eine Offensive war bedenklich, weil ich überall Flankirungen zu befürchten habe. Ich wünschte deshalb, angegriffen zu werden. Dieser Angriff erfolgte aber bisher nicht. Heute scheint er mehr wahrscheinlich, da 15 000 Mann ostwärts auf Montbozon marschirt sind, 10 000 Mann in Mailly (nach Gefangenen) und ein Korps in der Front bei Rioz stehen sollen, wären ca. 45 000 Mann. Meine Stärke beträgt jetzt 32 Bataillone, 90 Geschütze, 7 Regimenter Kavallerie, also etwa 35 000 Kombattanten, und in einer formidablen Stellung. Daher keine Besorgniß, ich fürchte nur,

er kommt nicht, und die 15 000 Mann bei Montbozon entgehen mir auch. Keller macht morgen einen Vorstoß auf Rioz. Treskow hat 700 Gefangene gemacht; nichts von Bourbaki gespürt.

11. Januar. Der Feind griff am 8. nicht an, vielmehr deuteten die Nachrichten durch Gefangene und die Meldungen der Vorposten gegen Süden darauf hin, daß das Thal von Rioz verlassen und der Feind wirklich auf Villersexel abgegangen sei, also auf Belfort wolle. Deshalb wurde beschlossen, am 9. Vesoul zu verlassen und auf Villersexel mit dem ganzen Korps in mehreren Kolonnen loszugehen."

Im großen Hauptquartier war man bis zum 5. Januar noch vollständig im Zweifel über die Absichten Bourbakis. Als aber nun am 5. die Meldungen Werders eingingen, daß er wirklich die Armee Bourbakis vor sich habe, wurde sofort die große Gefahr erkannt, die diese Operation nicht bloß für Werder, sondern auch für die deutschen Verbindungen von Paris zur Heimath, ja selbst für Deutschland, zunächst Süddeutschland, im Gefolge haben konnte. Es mußten Gegenmaßregeln getroffen werden, und erhielt das 2. Armeekorps, welches auf Montargis instradirt war, und das 7. Korps, welches bei Auxerre stand, Befehl, sich bei Châtillon sur Seine zu vereinigen. Ebenso wurde die 14. Division, welche nach dem Ueberfall von Rocroy an der belgischen Grenze nach dem Süden im Transport begriffen war, dorthin dirigirt. Den Befehl über diese Truppen, wie über das Werdersche Korps erhielt der General v. Manteuffel. Werder bekam von diesen zu seiner Degagirung getroffenen Maßregeln am 10. Kenntniß, und werden wir darauf noch zurückkommen.

Inzwischen hatte Werder, wie wir gesehen haben, beschlossen, einen energischen Flankenstoß auf die im Marsch auf Belfort begriffene Armee Bourbakis zu machen. Dies führte zum Gefecht von Villersexel. Werder durfte hoffen, daß Bourbaki, wie sich Werder mündlich ausdrückte, „auf den Leim gehen" und seine Marschkolonnen nach seiner linken Flanke gegen das 14. Armeekorps entwickeln werde, wenn dieses angriff. Dadurch mußte Bourbaki Tage lang in seinem Marsch auf Belfort aufgehalten werden, und Werder blieb vollständig Zeit, sich ihm dann in einer Stellung an der Lisaine vorzulegen, die er schon früher ins Auge gefaßt und hatte rekognosziren lassen.

Das Werdersche Korps stand am 8. Abends, wie wir wissen, mit der badischen Division bei Vesoul, die 4. Reserve-Division bei Noroy le Bourg, und das 2. Reserve-Dragoner-Regiment war auf Villersexel vorgeschoben zur Beobachtung des Feindes. Beim Regiment befand sich Hauptmann Friedeburg vom Generalstabe, der die Meldungen telegraphisch über Lure zu expediren hatte. Die Brigade Goltz stand zwischen der badischen und

der Reserve-Division bei Quincey. Die Deckung gegen Langres war den Detachements Schack und Paczenski übertragen, welcher Letztere mit zwei Jäger-Kompagnien zur Verstärkung eingetroffen war.

Bourbaki hatte mit dem 18. Korps Montbozon, mit dem 20. Cuse, mit dem 24. Rougemont erreicht. Daß Theile des 15. bereits in Clerval angelangt, wußte Werder damals noch nicht. So standen also die feindlichen Korps schon näher an Belfort, als Werder. Ein Aufhalten derselben war also nothwendig, wenngleich Werder, wenn er mit seinem Korps am 9. früh nach der Lisaine abmarschirt wäre, auch noch rechtzeitig in seine Stellung gelangen konnte. Hatten doch seine Truppen ihre Marschfertigkeit schon in schwierigeren Lagen bewiesen. Außerdem standen ja zur ersten Abwehr des Feindes das Detachement Debschitz in Montbéliard, das Detachement Bredow bei Arcey und Zimmermann bei Héricourt, sämmtliche Truppen vom Belagerungskorps Tresckow vorgeschoben.

Nachdem in der mondhellen Nacht zum 9. die einlaufenden Meldungen weiter bestätigten, daß es jetzt Zeit zum Vorstoß sei, erließ Werder um 3 Uhr Morgens folgenden Befehl:*)

Der Feind hat Villersexel stark besetzt, von Echenoz le Sec sind seine Vorposten zurückgezogen. Die badische Division bricht daher sofort auf und marschirt über Vy les Lures auf Athesans.

Division Schmeling marschirt sogleich auf Villersexel, das Gros in Stellung bei Aillevans zurückhaltend.

General Goltz läßt sogleich seine Kavallerie gegen Les Monnins und Vallerois les Bois vorgehen und marschirt mit seinem Detachement nach Noroy le Bourg, wo ihm weitere Befehle zugehen werden.

General Keller rekognoszirt mit seiner Brigade nicht nach Süden.

Zwei Bataillone der badischen Division, möglichst solche, die auf Vorposten sind, bleiben unter Befehl eines Regimentskommandeurs oder Oberstlieutenants in Vesoul stehen, um dieses zu halten, wenn er nicht von zu überlegenen Kräften angegriffen wird, und um gegen Süden und gegen Combeau Fontaine aufzuklären, zu welchem Zweck Major Schack mit 6 Kompagnien, 1 Eskadron und 2 Batterien auf Vesoul gezogen und Major Paczenski mit 2 Jäger-Kompagnien und 1 Eskadron in Port sur Saône zur Verfügung gestellt wird.

Meldungen treffen mich in Noroy le Bourg, sodann bei der Division Schmeling.

gez. v. Werder.

Diese Disposition erhielt noch am frühen Morgen auf die Meldung des Generals Tresckow, daß ein Angriff auf ihn bevorstehe, eine Aenderung

*) Loehlein Seite 164.

dahin, daß die 1. badische Brigade mit 2 Batterien und Kavallerie über Lure auf Couthenans dirigirt wurde, wo sie dem Detachement Zimmermann in Héricourt die Hand reichen konnte und so zur unmittelbaren Unterstützung des Generals Tresckow bereit stand.

Bei Tagesgrauen verließ Werder Vesoul und begab sich durch die schneebedeckte hügelige Landschaft über Noroy le Bourg zunächst nach der Ferme Grange d'Autin am Straßenknoten von Vesoul und Lure nach Besançon. Man hörte links Geschützfeuer. Werder schickte Oberstlieutenant Hartmann vor, um zu sehen, wie es am Ognon stände.

Hier hatte die Avantgarde der Division Schmeling unter General v. Tresckow II. bereits gegen 11 Uhr Villersexel genommen und eine Menge Gefangene gemacht, während General Schmeling mit seinem Gros zunächst nach Aillevans marschirt war. Von der Höhe südlich Aillevans, wohin sich Werder begab und von wo man eine freie Aussicht hatte, bemerkte er bald, daß der Feind auf allen Straßen Kehrt machte und sich auf Villersexel wandte. Er ging also auf den Leim! Deshalb wurde auch gleich die 1. Brigade in Lure angehalten, die badische Division auf Aillevans dirigirt. Brigade Goltz hatte in Grange d'Autin Befehl erhalten, die Deckung des rechten Flügels in Moimay und Marat zu übernehmen. Diese hatte auch um Mittag beide Orte besetzt, war aber bald durch starke Angriffe von Esprels her in hartem Kampf begriffen, der den General Goltz bewog, um sich nicht zu sehr zu zersplittern, Marat aufzugeben.

Werder, nachdem er General Schmeling persönlich instruirt, ließ seinen Chef, Oberstlieutenant Leszczynski, bei Aillevans und begab sich nun eiligst nach Villersexel, wo er zuerst die Verwundeten besuchte, dann aber durch die Stadt nach dem südlichen Ausgang ritt. Nachdem er sich hier orientirt, befahl er, daß über Villersexel nicht hinausgegangen werden sollte, da ja seine Absicht, den Marsch Bourbakis aufzuhalten, anscheinend bereits erreicht war. Die Avantgarde sollte die Stadt leicht besetzen, aber bis zum Abend halten. Es war bereits 2 Uhr vorbei, es handelte sich also nur noch um ein paar Stunden, bis es dunkel wurde.

Der Oberstlieutenant Nachtigal, der mit 9 Kompagnien des 30. Regiments vom General Goltz der Avantgarde der Division Schmeling als Unterstützung zur Disposition gestellt war, hatte das dominirende Schloß mit seinen vier alterthümlichen Eckthürmen, den Park und die Südlisiere des Ortes besetzt. Werder gab ihm den Befehl, zu seiner Brigade zurückzukehren, verständigte davon die im Ort kommandirenden Offiziere und begab sich nun auf den Weg nach Moimay. An der Ognon-Brücke traf er den Oberstlieutenant Leszczynski, der ihm meldete, daß General Goltz den Angriffen bei Moimay vollständig gewachsen sei. Auch dieser selbst meldete Werder, daß er keiner Unterstützung mehr bedürfe. Oberstlieutenant

Leszczynski hatte nämlich nicht allein von den Truppen der anrückenden badischen Division dem General Goltz Verstärkungen zugeführt, sondern auch die 2. badische Brigade auf Marat dirigirt. Die vergeblichen und verlustreichen Angriffe des Feindes auf den rechten Flügel des 14. Armeekorps verstummten allmälig.

Dagegen entbrannte der Kampf in Villersexel aufs Neue. Durch ein Mißverständniß waren Schloß und Park nach Abzug des Oberstlieutenants Nachtigal nicht wieder besetzt, ebenso die südliche Lisiere aufgegeben worden. Da aber nach Werders Befehl die Stadt bis zum Abend gehalten werden sollte, ließ General Schmeling den Kampf um die Stadt, die so in Besitz des Feindes gelangt war, wieder aufnehmen, und es entstand namentlich um Schloß und Park ein blutiges bis tief in die Nacht dauerndes Ringen, welches mit dem endlichen Siege der Deutschen endigte, die in dem unbestrittenen Besitz der Stadt blieben.

Werder war beim Dunkelwerden, da er das Gefecht bei Villersexel beendigt glaubte, zur Befehlsausgabe nach Grange d'Autin zurückgeritten. Die Befehle für den 10. sollten dort ausgegeben werden. Die Straße führte durch den Wald von Fougeret, und fand er zu seinem Schrecken dieses Walddefilee durch Fuhrwerk (die Trains der Division Schmeling waren irrthümlich nachgekommen) vollständig verfahren. Da wetterte er denn los und suchte so gut wie möglich Ordnung zu schaffen. Dabei fehlte es an Wagen, um die zahlreichen Verwundeten fortzuschaffen. Plötzlich hörte er die Stimme des Divisionspfarrers Spreer: „Altes Eisen wird gefahren, und die Verwundeten bleiben liegen.“ Da wendete er sich um. Auf den Bericht des Pfarrers, es wäre da ein Wagen mit französischen Gewehren, der Führer aber wolle ohne Befehl den Wagen nicht hergeben, ließ Werder die Gewehre abwerfen, die Verwundeten aufladen und schickte seine sämmtlichen Stabsordonnanzen nach Wagen, um die im Schnee liegenden Verwundeten fortzuschaffen.

Werder hatte die Absicht, unter leichter Besetzung der Orte, um die gekämpft worden, mit dem Korps am 10. früh auf dem rechten Ognon-Thalrand eine Aufstellung zu nehmen, die 4. Reserve-Division über den Fluß vorzuschieben nach Villefans und Longevelle, und in dieser Aufstellung abzuwarten, ob der Feind angreifen werde, eventuell wollte er nach Belfort abmarschiren. Nach der Befehlsausgabe ritt Werder nach Aillevans, als er die Wiederaufnahme des Gefechts in Villersexel vernahm. Hauptmann Ziegler vom Generalstabe wurde abgeschickt und kehrte derselbe um 9½ Uhr mit der Meldung von dem erbitterten Kampf in Villersexel zurück. Die Fortsetzung eines blutigen Nachtgefechts lag nicht in Werders Intentionen; Major Grolman mußte daher zum General Schmeling reiten, um das Abbrechen des Gefechts und das Zurückziehen der Truppen zu veranlassen.

Gegen 3 Uhr Morgens konnte dies, ganz unbehelligt vom Feinde, bewerkstelligt werden.

Der Tag von Villersexel war für die Truppen des 14. Armeekorps ein ruhmvoller und erfolgreicher, aber auch mit schweren Verlusten verbunden. Die Division Schmeling verlor 21 Offiziere einschließlich 3 Offizierdienstthuer, 451 Mann; das brave 25. Regiment der Avantgarde allein 8 Offiziere, 217 Mann. Detachement Goltz verlor 5 Offiziere einschließlich 2 Offizierdienstthuer, 96 Mann; die badische Division, von der noch einige Truppentheile Abends ins Gefecht gekommen, nur 6 Mann.

Werder schreibt in seinen Notizen über den 9.:

„Der Marsch des Feindes mußte in der Richtung Villersexel angefaßt werden. General Schmeling ging von Noroy auf Villersexel, Goltz folgte als Reserve desselben von Quincey, General Glümer ging mit zwei Brigaden nach Aillevans, die 1. Brigade blieb zurück und wurde anderen Tages zur Deckung der rechten Flanke vorgenommen. Schmeling traf den noch schwachen Feind, warf ihn nach Villersexel und nahm den Ort mit Leichtigkeit im Verein mit dem preußischen Regiment Nr. 30. Der Feind war theilweise bereits vorbei und bald engagirt mit Oberst Bredow in Arcey. Indeß verstärkte er sich von allen Seiten, um Villersexel wiederzunehmen und meine rechte Flanke bei Moimay und Marat zu werfen. Die Artillerie hatte einen harten Stand, die Sache schien zu schwanken, deshalb wurde an Wahlert wegen Vorgehens der im Thale von Villersexel nachrückenden Landwehr geschickt, das Glümersche Gros war von Leszczynski bis zum Kreuzwege vor Villersexel herangezogen. Ich ritt nach Villersexel und fand, daß Schmeling zu sehr vorwärts drängte. Der Feind entwickelte wiederum bedeutende Artillerie derart, daß auf seine beträchtliche Ueberlegenheit geschlossen werden mußte. Eine fernere Offensive war nicht gerathen. Man mußte annehmen, daß er nun Villersexel wiedernehmen wollte und mußte, um seinen Weitermarsch nach Belfort zu decken. Der Ort war ernsten Angriffen nicht gewachsen, ein eventueller Rückzug, wenn der Feind den linken Thalrand inne hatte, ohne enorme Verluste gar nicht zu bewirken. Deshalb befahl ich Schmeling, sich auf Einnahme der Stellung innerhalb der Stadt zu beschränken, das 30. Regiment zurückzuziehen und mit dem 25. Regiment daselbst zu verbleiben, eine ausharrende Vertheidigung nicht anzunehmen, sondern sich rechtzeitig zurückzuziehen. Dem Oberstlieutenant Nachtigal (Kommandeur des 30. Regiments) befahl ich, er möge alle disponiblen Abtheilungen des Regiments herausziehen und zur Unterstützung der rechten Flanke (Wahlert) abmarschiren, den ich zu jener Zeit noch immer bedroht glaubte. Unmittelbar darauf theilte ich

dem General Schmeling diese Anordnung mit. Darauf ritt ich zurück, fand zwei Batterien am Eingang des Orts umherirren und ließ ihnen durch Oberstlieutenant Hartmann (den zum Generalstabe des Korps kommandirten Artillerieoffizier) sagen, sofern sie keinen anderen bestimmten Auftrag hätten, sollten sie am Ausgang des Waldes, also am Eingang des Dammdefilees, eine Aufstellung nehmen.

Es fing bereits an zu dunkeln, als das Feuer aus Villersexel sehr auffallend zunahm. Ich schickte Hartmann an Schmeling um Auskunft. An der Waldecke hatte ich Wahlert getroffen, der mir meldete, daß Gefahr auf seiner Seite nicht mehr vorhanden sei; daher waren die aus der Stadt gezogenen Dreißiger und einige Landwehr-Bataillone disponibel. Da ein Hinauswerfen der Fünfundzwanziger sehr gefährlich werden konnte, im Waldwege war Alles von Kolonnen aller Art verstopft, so beschloß ich, den Ort zu halten.

Am Kreuzwege wurde der Korpsbefehl in einem Hause, das für Verwundete hergerichtet war, ausgegeben. Villersexel sollte die Nacht über gehalten und der Abzug vor Tagesanbruch von Schmeling über zwei Pontonbrücken nach Vellefans angetreten werden. Das Gros sollte sich bei Aillevans konzentriren, Goltz den Waldrand gegen Villersexel und Moimay—Marat halten, Wechmar den Flügel bei Aillevans decken und in dieser Stellung ein eventueller Angriff abgewartet werden.

Die Nacht in Aillevans war abscheulich, die Unterkunft schlecht. Immerhin! aber die Situation wurde wegen des verstopften Waldweges und wegen der in der Nacht ganz toller Weise anrückenden Parkkolonnen der 4. Reserve-Division höchst bedenklich. Hätte der Feind in der Nacht oder am frühen Morgen angegriffen, so stand die Sache übel. Dazu kam, daß das Feuer in Villersexel abermals sehr heftig wurde. Ich schickte Hauptmann Ziegler hin, der mit der Nachricht zurückkam, daß der Feind, wie es schien, überraschend in den Ort eingedrungen sei, vielleicht auch verkrochene Traineurs in den Häusern wieder lebendig geworden wären, kurz, daß sich ein Häuserkampf entsponnen, das Schloß des Herzogs von Grammont in Brand geschossen sei, Schmeling glaube jedoch, sich halten zu können. Später ergab sich als wahrscheinlich,*) daß Nachtigal seine Stellung im Park und im Schloß geräumt, ohne daß eine Ablösung ihm gefolgt, der Feind darauf in raschem Anlauf in den Schloßgarten und in das Schloß gefolgt war, worin unter Angriff und Vertheidigung der einzelnen Stockwerke ein arges Gemetzel entstand und das Gebäude in Flammen aufging. Uebrigens habe ich Grund zu

*) Diese Notizen geben kein klares Bild des Verlaufes des Gefechts. Wir weisen deshalb auf die vorstehend gegebene Schilderung des Gefechts hin.

der Annahme, daß das Eindringen des Feindes in das Schloß mit dem Abzug Nachtigals (der nicht zu Schmelings Division gehörte) nicht im Zusammenhange steht, da das Einschleichen des Feindes erst gemeldet wurde, nachdem Nachtigal mit seinen Leuten schon seit einer Stunde sich an der Westseite des Ortes wieder eingefunden hatte.

Endlich brach der Morgen des 10. an. Die Parks waren in Marsch gesetzt, die Position war eingenommen. Der Feind griff nicht an, sondern zog sich immer weiter ostwärts. Er hatte Villersexel nur schwach besetzt, nachdem es Schmeling glücklich geräumt. Ich beschloß, abzubauen und zwar in drei Kolonnen, die badische Division auf Lure, Goltz Laval, Schmeling auf Béverne. Ich mußte suchen, dem Feind bei Belfort zuvor zu kommen. Mittags in Lure, Nachts in Frahier."

Bei Tagesanbruch stand also das 14. Armeekorps gefechtsbereit. Mit großer Spannung wartete Werder, ernsten und entschlossenen Angesichts, ob der Feind angreifen werde. That er es nicht, so marschirte er auf Belfort. Das vorsichtige Benehmen des Feindes bewies, daß er sich nicht mit Angriffsgedanken trug. Werder gab deshalb den Marschbefehl, der sein Korps in weitem Bogen in die Stellung vor Belfort führen sollte. Die badische Division wurde über Lure auf Ronchamps, Division Schmeling auf Lyoffans, Goltz auf Béverne dirigirt.

Der Marsch auf zum Theil engen, schneeglatten Waldwegen über Berg und Thal wurde musterhaft ausgeführt und mit größter Schnelligkeit.

„Die Infanterie marschirte in Halbzügen auf, die Kavallerie zu sechs, die Artillerie und Wagen zu zwei. Generalstabsoffiziere hatten die engen Stellen der Straßen nach Norden besetzt und ließen die Marschkolonnen an diesen Punkten traben. So kam es, daß bereits Mittags in voller Ruhe abgekocht wurde, da die Proviantkolonnen alle zu diesem Zweck richtig auf den Rendezvous eintrafen. Am Abend erreichten alle Truppen ihre Marschziele ohne irgend welche Anfechtung. Der Feind verhielt sich vor der Front ruhig und wurde überall von Kavallerie beobachtet."*)

Werder ritt voraus nach Lure, wo er um Mittag eintraf. Dort kam auch eine Post an mit Nachrichten aus der Heimath und von den anderen Kriegsschauplätzen.

„Auch erfuhr man hier gerüchtweise, daß eine neue Armee, zu der das 14. Armeekorps gehören sollte, unter Befehl des Generals Manteuffel gebildet werden sollte. Diese Maßregel, deren Tragweite wir noch nicht kannten, berührte zuerst unangenehm. Auf uns selbst gestellt, wünschten

---

*) Loehlein Seite 174.

wir der schweren Zeit ein glückliches Ende allein zu bereiten. Indeß, noch war der General v. Werder selbstständig, der General Manteuffel im nördlichen Frankreich und die Entscheidung bei uns nahe!"*)

Nachdem sich Werder mit seinem Stabe in dem gastlichen Hause des Maire von Lure restaurirt, bestieg er mit Oberstlieutenant Leszczynski den Wagen und fuhr nach Frahier, um am 11. in Argiésans mit General Tresckow sich zu besprechen. Noch vor der Abfahrt von Lure hatte er den Oberst v. Willisen beauftragt, mit 3 Regimentern Kavallerie, 1 Bataillon Infanterie und 2 Jäger-Kompagnien (Etappentruppen) und 2 Batterien in Lure zu verbleiben; ihm wurde die Beobachtung von Vesoul und des Ognon übertragen, sowie beständige Rekognoszirungen und Beunruhigungen des Feindes, event. sollte er seinen Rückzug auf Giromagny nehmen.

Unterwegs erreichte Werder der Feldjäger aus Versailles, der einen Brief von Moltke mit neuen Direktiven vom 7. Januar überbrachte. Der Brief lautete im Eingang:**)

„Ew. Excellenz theile ich ganz ergebenst mit, wie nunmehr auch hier Nachrichten vorliegen, nach welchen es sehr wahrscheinlich ist, daß der größte Theil der Armee Bourbakis sich gegen Sie gewendet hat. Se. Majestät haben hierauf die Versammlung des 2. und 7. Armeekorps auf der Linie Châtillon sur Seine—Nuits angeordnet und behufs Herstellung einer gemeinsamen Leitung auf dem östlichen Kriegsschauplatz, den Oberbefehl über diese Korps, sowie die Ew. Excellenz unterstellten Truppen dem General der Kavallerie Freiherrn v. Manteuffel zu übertragen geruht, derselbe wird in den nächsten Tagen in Châtillon sur Seine eintreffen.

Bis zur thatsächlichen Uebernahme des Kommandos der hierdurch gebildeten Armee seitens des Generals v. Manteuffel haben Ew. Excellenz die Operationen der Ihnen bisher unterstellt gewesenen Truppen selbstständig zu leiten und nach wie vor direkt hierher zu melden ꝛc."

Die Direktiven erhielten weiter sehr bemerkenswerthe Punkte. Zunächst war als Hauptaufgabe für Werder hingestellt, die Belagerung von Belfort unter allen Umständen zu decken. Paris und Belfort waren die Punkte, auf die sich alle Operationen jetzt konzentrirten. Werder sollte so lange Widerstand leisten, bis das Eingreifen des 2. und 7. Korps fühlbar werde, nur sollte er auf Sicherung seiner rechten Flanke Bedacht nehmen. Die Besorgniß, daß der Feind nach dem Elsaß gelangen könne, spricht sich weiter darin aus, daß das General-Gouvernement im Elsaß angewiesen

*) Hartmann Seite 194.
**) Anlage 137 Theil II. des Generalstabswerkes.

wurde, jede Insurgirung im Rücken Werders zu hindern. Die rücksichtsloseste Bestrafung Einzelner und ganzer Ortschaften wird empfohlen. Ferner wird darauf hingewiesen, daß, weil Bourbaki wegen Schwerfälligkeit seines Kolonnenwesens an die Eisenbahn gebunden sei, eine Bedrohung derselben gegen die Queue des etwa vorbeimarschirenden Feindes durch kurze Offensivstöße überaus empfindlich werden müsse. Die Zerstörung der Eisenbahn Mülhausen—Basel sei vorzubereiten; endlich wurde mitgetheilt, daß der südliche Theil des Großherzogthums Baden durch Ersatztruppen besetzt werden würde, um ein Uebersetzen feindlicher Streifkorps zu verhindern.

Da Werder nun in der Lage war, zu übersehen, daß er es mit einer Armee von ca. 150 000 Mann zu thun haben würde, so mußte er jeden Offensivgedanken zunächst aufgeben. Es kam darauf an, die numerische Schwäche durch Ausnutzung einer guten Vertheidigungsstellung zu ergänzen, Alles, was etwa vor Belfort entbehrt werden konnte, in die Vertheidigungslinie heranzuziehen und dieselbe durch alle irgend vor Belfort entbehrlichen Belagerungsgeschütze zu verstärken. Dies war der Grundgedanke, der seine Besprechung mit General v. Tresckow in Argiésans leitete. Oberstlieutenant v. Scheliha, Kommandeur der Belagerungsartillerie, und Oberstlieutenant Leszczynski wohnten derselben bei. Der Besprechung folgte unmittelbar eine Rekognoszirung der Stellung, und zwar durch Werder von Frahier bis Héricourt, durch Oberstlieutenant Leszczynski von da bis Montbéliard. Zum Hauptquartier bestimmte Werder Brévilliers, eine Meile südwestlich Belfort, in einem Seitenthale, nahe an der Chaussee, die von Belfort nach Héricourt führt, eine halbe Meile von letzterem Ort entfernt. Von Brévilliers wurden am 11. Abends 10 Uhr die Befehle erlassen, auf Grund deren das tapfere Werdersche Korps einen glänzenden Sieg erfechten sollte, der dem Namen Werder einen ungeahnten Glanz verlieh.

Ueber die Wahl der Stellung spricht sich Werder selbst aus:

„Die Lage vor Belfort war eine nach allen Seiten hin kritische. Ich war froh gewesen, dem Feinde zuvorgekommen zu sein, und mußte sehen, wo ich irgendwo eine leidlich gute Stellung fand. Weiter vorwärts, wie ich gern gewollt, konnte ich nicht mehr; der Feind war bereits gegen Arcey im Anmarsch. Ich hätte ihn angreifen müssen. Bei seiner Ueberlegenheit aber bot sich mir nur in einer energischen Vertheidigung Aussicht auf Erfolg. Griff mich der Feind irgendwo an, so konnte ich sehr leicht auf den Flanken umgangen, und dem Feind der Weg nach Belfort geöffnet werden. Die einzige Stellung, die sich mir bot, war die von Chenébier über Héricourt bis Montbéliard. Sie war aber sehr ausgedehnt und ließ einen Anmarsch besorgen auf Lure, Frahier, Essert (ein sehr schwacher Punkt). Dabei war ein Angriff auf

Delle (nahe der Schweizer Grenze) gar nicht einmal in Betracht gezogen. Letzterenfalls stand allerdings General Debschitz mit 8 Bataillonen, 2 Eskadrons und 8 Batterien auf dem linken Kanalufer. Eine Unterstützung dieser Kolonne war aber sehr schwer, da die Flußdefileen der Allaine ein Hinüberrücken sehr hinderten, auch westlich die Brücken meinerseits zerstört worden, um den Feind abzuhalten, das Centrum links zu umgehen; ja unmöglich, bei gleichzeitigem Angriff auf beiden Flügeln. Ich mußte daher Debschitz vorläufig sich selbst überlassen und hoffen, daß er schließlich die Stellung Delle—Morvillars gegen ein Korps halten würde.

Brach der Feind in der Mitte durch, war die Armee gesprengt. Kam er auf unsern rechten Flügel über Frahier auf Essert, so war bei gleichzeitigem Vordringen desselben auf Chagey und Héricourt eine Vereinigung der getrennten Abtheilungen gegen Delle hin kaum zu ermöglichen. Am wenigsten gefährlich in betreff Belforts war eine Bewältigung der Delle-Linie, denn der Feind hätte zum Entsatz immer noch einige Abschnitte zu überwinden gehabt. Ueberall aber stand ihm der Weg nach Mülhausen frei."

Schon hieraus geht hervor, daß die Stellung ihre großen Schwächen hatte. Der linke Flügel lehnte sich an die Allaine und den Rhone-Kanal, beides Abschnitte, die nur auf Brücken zu passiren waren. Das Schloß Montbéliard war ein außerordentlich fester Stützpunkt des linken Flügels, wird zwar von der alten Citadelle auf dem linken Lisaine-Ufer eingesehen, sie war aber ganz verfallen, so daß von vorn herein von einer Besetzung ganz abgesehen werden konnte. Dagegen dominirte die Höhe des Pachthofes La Grange Dame nördlich der Stadt, und hier war eine 24 Pfünder-Batterie etablirt. Bei Montbéliard mündet die Lisaine in die Allaine. Die Lisaine, das Fronthinderniß der Stellung, kommt aus der Gegend von Frahier, war aber bei der herrschenden Kälte zugefroren. Steile Thalränder, von Schluchten durchschnitten, begleiten das Flüßchen bis Héricourt. Dieser Theil der Stellung war schwer zugänglich, der Feind fand keine oder schlechte Anmarschwege, außer einer engen Straße von Laire nach Vyans. Nördlich von der alten Citadelle befindet sich bei der Ferme Mont Chévis eine Höhe, welche die auf 2000 m gegenüberliegende von La Grange Dame überragt.

An der Lisaine liegen auf dem linken diesseitigen Ufer Bethoncourt mit einer Mühle jenseits, und Bussurel auf dem rechten Ufer. Die Thalerweiterung südlich Héricourt wird überragt durch den Mont Salomon, östlich Héricourt. Die hier placirten Batterien erreichten Bussurel und Tavey, welches 1500 m von Héricourt an der Chaussee nach Arcey liegt.

Héricourt, eine kleine, im Thal gelegene Stadt, war zur Vertheidigung eingerichtet. Südwestlich liegt eine kleine Höhe, Mougnot, die ebenfalls mit Verhauen, Schützengräben, Brustwehren zu einem festen Stützpunkt des Centrums gemacht worden war. Nördlich Héricourt liegt eine Höhe bei St. Valbert, auf der 12-Pfünder in Batterie standen und von wo später Werder die Schlacht leitete. Nördlich Héricourt wird das Lisaine-Thal breiter, die Thalränder flacher und leichter zu passiren. Hier lagen die besten Anmarschstraßen des Feindes, verdeckt durch das Bois Communaux.

Der Mont Vaudois über dem Dorf Luze springt bastionartig in das Thal vor und war als Stützpunkt mit Batterieemplacements und Schützengräben verstärkt. Bei Chagey wird das Thal wieder ganz eng, bis südlich Courchamp und Chenebier. Diese Dörfer liegen in einem großen, weiten, von Wald eingeschlossenen Terrain, welches sich bis Etobon westlich, bis Echevanne über Frahier hinaus nördlich ausdehnt.

Von der Allaine bei Montbéliard bis Héricourt beträgt die Entfernung 8 km, von hier bis Chagey über Luze 5 km, von Chagey über Chenebier nach Frahier 6 km, so daß die Länge der ganzen Stellung 19 km betrug, also 2½ deutsche Meilen!

Durch Oberstlieutenant v. Scheliha waren bereits auf den Höhen der von Werder gewählten Stellung die Verstärkungen durch Belagerungsgeschütz vorbereitet, und zwar waren 7 Geschütze auf dem Mont Vaudois, 5 bei La Grange Dame, 6 im Schloß Montbéliard und 17 an verschiedenen Stellen hinter der Allaine aufgestellt worden.

Wie schon erwähnt, gab Werder am 11. Abends den Befehl für die Vertheidigung der gewählten Stellung unter gleichzeitiger Bekanntmachung von der Formirung der Süd-Armee unter General v. Manteuffel. Er sei hier wörtlich wiedergegeben:*)

Ich habe von heute ab den Befehl über das bisherige Belagerungskorps von Belfort übernommen. Dasselbe gehört mit dem 14. Armeekorps zur Süd-Armee des Generals v. Manteuffel. Die Truppen beziehen folgende Stellung: das Detachement von Debschitz behält seine bisherige Aufstellung bei Delle und Beaucourt—Exincourt, zieht jedoch das in Sochaux bisher gelegene Bataillon an sich, sobald dasselbe von der 4. Reserve-Division abgelöst ist. Die bayerische Ausfallbatterie tritt unter Befehl der 4. Reserve-Division.

Die Division Schmeling löst Morgen früh (12. Januar) das Detachement des Oberst Bredow in Arcey ab, die bisher zum Belagerungskorps abkommandirten Truppen der 4. Reserve-Division treten

*) Anlage 138 Theil II. des Generalstabswerks.

wieder unter Befehl des Generals v. Schmeling. In Betreff der Ablösung hat sich General v. Treskow mit General v. Schmeling in Verbindung zu setzen. Am 13. Mittags soll die Division Schmeling mit einer Infanterie-Brigade und vier Batterien die Vorposten und die Stellung bei Héricourt bezogen, und eine Brigade derselben, zwei Batterien und die bayerische Ausfallbatterie Kainath in Sochaux die Vorposten von Montbéliard, das Schloß Montbéliard mit zwei Kompagnien, Bethoncourt, Sochaux mit je einem Bataillon besetzt haben. In der Stellung Héricourt—Montbéliard, welche der Division Schmeling zu vertheidigen obliegt, müssen die Batterien an denjenigen Stellen in Emplacements stehen, wo sie zur Verwendung kommen sollen. Mannschaften und Pferde sind in den zunächst liegenden Ortschaften unterzubringen. Ob General v. Schmeling die Vorposten in Arcey oder am Ruptbach aufstellen will, ist ihm überlassen. Jedenfalls ist dem Feinde ein so ernster Widerstand entgegenzusetzen, daß derselbe größere Kräfte entwickeln muß, um Terrain zu gewinnen.

Nördlich an die Division Schmeling schließt sich das Detachement Goltz an, seine Avantgarde in Couthenans, sein Gros in Chagey und Luze.

Die 1. badische Infanterie-Brigade, zwei Batterien, eine Eskadron, belegen die Orte Echenans, Mandrevillars, Buc und Chalonvillars; im Fall eines Alarms mit dem Rendezvous Mandrevillars. Die 2. und 3. badische Brigade konzentriren sich um Frahier, mit Oberst v. Willisen in Lure über Ronchamp Verbindung haltend. Vorposten in Etobon gegen Béverne. Vier Batterien der badischen Division, als Korpsartillerie formirt, belegen Chalonvillars event. Frahier. Der badische Divisionsstab geht nach Frahier, nimmt dort sämmtliche Depeschen an das Königliche Generalkommando an und expedirt dieselben nach Durchsicht je nach Wichtigkeit durch Relais. Oberst v. Willisen verbleibt in Lure und zieht sich, wenn gedrängt, auf Ronchamp und dann auf Giromagny zurück.

Die Divisionen haben sich über alle Vorkommnisse untereinander in Verbindung zu halten. Zwischen allen Kantonnements werden Relais gestellt und die Kavallerie dem entsprechend vertheilt. Die Relaisposten sind gut (in der Nacht durch Laternen) zu bezeichnen und möglichst in oder in die Nähe der Mairien zu legen.

Die Pioniere des Belagerungskorps sprengen bereits die Uebergänge bei Bethoncourt und Bussurel; die bei Sochaux und die bis Delle aufwärts liegenden Brücken sind zu unterminiren und mit Pionierdetachements zu besetzen.

Eine Festungspionier-Kompagnie unter Bedeckung von einem Zuge Kavallerie und zwei Kompagnien Infanterie der badischen Division mit fünf Centnern Pulver sammelt sich am 12. Mittags in Chaux. Der Pionierhauptmann hat die Instruktion.

Die Belagerungsartillerie verstärkt die Geschützzahl im Schlosse Montbéliard und erbaut eine starke Batterie auf den Höhen östlich des Orts, daß dieselbe das Thal bei Bethoncourt bestreichen kann und gleichzeitig Montbéliard unter Schuß hält. Findet sich hier nicht eine gute Position, so wird dieselbe nordöstlich Bethoncourt zu wählen sein.

Die in Frahier stehenden Trains sind von den Truppentheilen am 12. heranzuziehen. Generalmajor Graf Sponneck instradirt eine Infanterie-Munitionskolonne an den General v. Schmeling nach Héricourt. Diese fährt nach Entleerung nach Dannemarie. Die großen Trains des Korps unter Befehl des Majors v. Chelius fahren am 12. nach Giromagny, am 13. nach Massevaux und Sentheim. Die badische Division hat diesen Befehl dem Major v. Chelius zuzusenden.

Die Großherzoglich badische Division dirigirt die Proviant- und Fuhrparkkolonnen, welche in Ronchamp und auf der Straße bei Champagney stehen, nach Frahier und Mandrevillars. Nach Entleerung fahren dieselben sofort nach Sentheim zurück. Die Dislokationslisten sind bis Morgen 11 Uhr einzureichen.

gez. v. Werder.

Noch in der Nacht zum 12. begannen die Truppen sich in den ihnen zugewiesenen Stellungen einzurichten, und es wurde in den Tagen, die der Feind bis zum eigentlichen Angriff verstreichen ließ, beständig an weiterer Befestigung der Stellung gearbeitet, noch mehr Geschütze von Belfort herangezogen, die Dörfer zur Vertheidigung eingerichtet, die Lisaine aufgeeist und möglichst offen gehalten, die Hauptwege an den glatten Stellen mit Mist befahren, die Hauptpunkte der Schlachtlinie durch Telegraphen mit Brévilliers verbunden, auch die Vogesenstraßen im Norden bei St. Maurice ungangbar gemacht, die übrigen von Etappentruppen besetzt, um eine Umgehung von Werders rechtem Flügel zu verhindern.

Am 12. Mittags gab Werder noch folgende Direktiven:*)

Im Falle eines allgemeinen Angriffs auf die Stellung Delle—Montbéliard—Héricourt—Luze handeln die Herren Divisionskommandeure nach folgenden Direktiven: Sowie der Angriff auf Héricourt—Montbéliard resp. Delle ausgesprochen ist, wird die allgemeine Reserve, die 1. und 2. badische Infanterie-Brigade und die badische Korps-

*) Anlage 138 Theil II des Generalstabswerkes.

artillerie unter Befehl des Generallieutenants v. Glümer nach Banvillard oder Châtenois dirigirt. Alle Straßen, welche von beiden Orten in die Stellung führen, müssen sofort auf das Genaueste rekognoszirt werden. Argiésans und Sevenans können von der Festung unter Schuß gehalten werden. Die 3. badische Brigade hat den Auftrag, an geeigneter Stelle, voraussichtlich bei Echevanne, ein Vordringen des Feindes auf Frahier unbedingt zu verhindern. Oberst v. Willisen wird die Straße bei Ronchamp sperren. Die badische Division stellt zur Disposition des Generalmajors v. d. Goltz noch heute 2 Batterien in Echenans. Sollte es dem Feinde glücken, an irgend einem Punkte durchzubrechen, und das Korps zu einer rückgängigen Bewegung genöthigt werden, so darf diese niemals weiter als bis an den Savoureuse-Bach gehen. Es werden zu diesem Zwecke bei Châtenois nach Vousvenans sofort von den Pionieren des Belagerungskorps Uebergänge hergestellt werden. Mit Beginn des Gefechtes oder eines allgemeinen Alarms werden sämmtliche Fahrzeuge mit Ausnahme der Munitionswagen und Medizinkarren nach folgenden Punkten dirigirt:

Die 4. Reserve-Division, Detachement Goltz, der Korpsstab und die 1. badische Brigade fahren über Bourogne, Echêne nach Vellescot.

Die übrigen Theile der badischen Division fahren nach Gros-Magny.

Bis morgen früh wird eine Telegraphenverbindung bis Brévilliers hergestellt sein und Delle, Montbéliard, Bourogne und Frahier in Verbindung stehen. Klare Telegramme sind erst dann abzusenden, wenn das, was zu melden, auch bestimmt sicher ist.

Die Belagerungs-Artillerie placirt sofort noch schwere Geschütze auf die Höhe nördlich Héricourt, die gegen Tavey und Bussurel feuern können. Die bayerische Ausfallsbatterie Kainath tritt nicht unter Befehl der 4. Reserve-Division, sondern bleibt dem General Debschitz, der sie heranzieht. Der event. Rückzug der in Exincourt liegenden Truppen geht nicht auf Sochaux, sondern ostwärts.

gez. v. Werder.

So glaubte nun Werder Alles gethan zu haben, um den ungleichen Kampf ruhmvoll zu bestehen oder zu sterben. Sein Gottvertrauen ließ ihn das Beste hoffen.

Die Truppen zeigten in diesen verhängnißvollen Tagen bis zum gemeinen Mann eine Entschlossenheit und eine Zuversicht, die bei den Führern die Hoffnung auf Erfolg zur Gewißheit machte. Trotz nicht sehr ausreichender Verpflegung, trotz der Unbilden der Witterung, der bitteren Kälte und dem Schneelager verließ die Truppen der Humor nicht, der wiederum

von festem Vertrauen auf die Führer zeugte. „Wir lassen Keinen durch“ wurde zum geflügelten Wort.

Ein Augenzeuge schreibt: *)

„Im Badener Lande fürchtete man einen feindlichen Einbruch. Der Allerhöchste Kriegsherr, das deutsche Heer, ganz Deutschland blickte gespannt auf den General v. Werder und sein Korps. Unsere Niederlage würde die erste in diesem Kriege sein und wenn auch nicht entscheidende, doch sehr beklagenswerthe Folgen haben.

Der General v. Werder zeigte sich, wie es nicht anders sein konnte, ernst. Seinem Gemüth war jede Verstellung unmöglich. Man sah ihm an, daß er siegen oder ruhmvoll untergehen wollte. Ich glaube, daß er für den letzteren Fall das Persönliche ordnete. Und so würdigten alle Generale, die ich sah, den Augenblick. Sollten sie doch bei einer Großes entscheidenden Handlung mitwirken. Sollte doch jetzt unser Korps eine Schlacht liefern!

Der General v. Glümer, nach schwerer Krankheit bei Nuits verwundet, keiner Anstrengung sich entziehend, blaß, aber thatkräftig. Der General v. Tresckow, unermüdlich rege, immer bereit, mit seinen Truppen und Vorräthen auszuhelfen, in getreuer Pflichterfüllung getrosten Muthes. Der General v. Schmeling, jeden Befehls gewärtig und ihn gelassen vollziehend. Der General Goltz, ruhig, klar, entschlossen; der badische General v. Degenfeld hatte bei Nuits seinen einzigen Sohn verloren, den letzten Erben eines großen Familienbesitzes. In tiefem, stillem Gram erwartete er die Schlacht.“

Die Vorposten des linken Flügels, Detachement Debschitz, standen von Croix bis Exincourt, das Gros in guter Stellung bei Beaucourt. Rückwärts an der Allaine waren noch Belagerungsgeschütze in Position gebracht.

Schloß Montbéliard erhielt unter Hauptmann v. Olczewski eine selbstständige Besatzung und Verpflegung auf 21 Tage.

Die Landwehr-Brigade Zimmermann besetzte den Abschnitt Sochaux—Bussurel, Vorposten gegen Dung, Bart und Courcelles vorgeschoben.

Nördlich bis Héricourt schloß sich die Brigade Knappstädt an; vom Kirchhof von Héricourt bis Chagey stand die Brigade Goltz, die badische Division stand um Frahier, Oberst Willisen in Lure.

Vorgeschoben vor die Hauptvertheidigungslinie war das Detachement Loos bei Aibre mit Vortruppen in Arcey und Ste. Marie, 4 Bataillone, 2 Eskadrons, 2 Batterien, und das Detachement Nachtigal mit fast 3 Bataillonen, 1 Eskadron und 1 Batterie in Chavanne und Saulnot. Diese

*) Hartmann, Erlebtes, Seite 198.

Vortruppen, zur Beobachtung der großen Anmarschstraßen, sollten den Feind zur Entwickelung zwingen, ohne sich in verlustreiche Kämpfe vor der Hauptstellung einzulassen.

Diese Detachements hatten daher den ersten Stoß auszuhalten, der denn auch am 13. erfolgte. Oberstlieutenant Nachtigal nahm den Kampf gegen große Ueberlegenheit bei Chavanne auf, brach aber geschickt und rechtzeitig das Gefecht ab und zog sich kämpfend nach Champey zurück, wohin ihm aber der Feind nicht folgte. Ebenso leistete Oberst Loos in Arcey kräftigen Widerstand, zog sich vor großer Ueberlegenheit nach Aibre zurück, vertheidigte weiter noch die Rupt-Linie und ging vor Einbruch der Dunkelheit, vom Feind in der Front nicht gefolgt, nach der Höhe von Tavey zurück. Der Feind besetzte Byans.

In den verlustreichen Gefechten hatte Oberstlieutenant Nachtigal, der am Abend von Werder nach Couthenans zurückgenommen wurde, dem 18. Korps, Oberst Loos dem 20. Korps rühmlichen Widerstand geleistet.

Das Detachement Debschitz wurde ebenfalls bei Vaudoncourt, Dasle und Croix angegriffen, der Feind, das 24. Korps, erlangte aber keine Vortheile.

Werder konnte aus diesen feindlichen Operationen entnehmen, daß der Feind ihn in der Front angreifen werde, da bereits drei Korps vor derselben erschienen waren. Es galt daher, sich für diesen Fall eine Reserve zu bilden. Werder beließ, zumal Oberst Willisen aus Lure keine Bewegung des Feindes gegen den rechten Flügel meldete, bei Frahier nur den General Degenfeld mit 2 Bataillonen und 1 Batterie. Den Rest der badischen Division mit der Korps-Artillerie zog er aber nach dem Centrum à cheval der Straße Héricourt—Belfort. In Lure wurde unter Oberst Willisen nur die Kavallerie gelassen, seine Infanterie und Artillerie wurde zum 14. nach Chenebier herangezogen, so daß General Degenfeld auf dem rechten Flügel über 3 Bataillone, 2 Jäger-Kompagnien, 3 Batterien und 1 Eskadron zu verfügen hatte.

So brach der Morgen des 14. Januar an, und das Werdersche Korps stand in Erwartung der Schlacht gefechtsbereit. Es war eine bittere Kälte, bis 14° Réaumur, eingetreten, ein Umstand, der die Zuversicht, den überlegenen feindlichen Angriff abzuschlagen, einigermaßen erschüttern mußte. Der Feind konnte jetzt in breiter Front das Fronthinderniß der Lisaine überschreiten, während anderenfalls der Angriff sich nur auf einzelne zugängliche Punkte richten konnte, daher die Vertheidigung trotz der sehr ausgedehnten Stellung eine leichtere gewesen sein würde.

Wider Erwarten erfolgte der Angriff am 14. nicht. Nur auf dem linken Flügel wurden die bei Dung etwas zu weit vorgeschobenen Vorposten vergeblich angegriffen. Dagegen war der Oberst Willisen genöthigt worden,

sich auf Ronchamp zurückzuziehen, weil starke feindliche Kolonnen am Nachmittag auf dem Eisenbahndamm von Vesoul und von Leval her anmarschirten. Es war die Division Cremer, die Lure am Abend besetzte. Die beiden Jäger-Kompagnien des Majors Paczenski nahmen in Ronchamp den Oberst Willisen auf.

Vom General Manteuffel erhielt Werder im Laufe des Tages eine Depesche, wonach er mit dem 2. und 7. Korps in der Richtung auf Vesoul von Châtillon sur Seine abmarschirt sei. Er war also noch über 20 Meilen entfernt. Das konnte Werder zunächst nichts helfen, denn vor dem 19. konnten die Spitzen nicht in Vesoul sein. Dagegen war ein neuer Feind auf dem rechten Flügel im Anmarsch, wodurch Werders Lage noch schwieriger wurde. Dazu eine Festung im Rücken, von deren Kommandanten man nach seinem bisherigen Benehmen voraussetzen mußte, er werde durch einen großen Ausfall in den Rücken der Schlachtstellung den Angriff Bourbakis zu unterstützen suchen. Eine furchtbare Verantwortlichkeit lastete auf Werder. Die Existenz seiner Armee stand auf dem Spiele. Wäre er nicht so fest an das im Rücken liegende Belfort gebunden gewesen, so hätte er, freilich unter Aufgabe von Belfort und der Belagerungs-Artillerie, sich rechtzeitig auf Mülhausen dirigiren können. Mit seinen kriegsgeübten Truppen würde er Süddeutschland auch gegen eine große Ueberlegenheit geschützt haben, denn der allgemeine Glaube bestand einmal, ob berechtigt oder nicht, es sei nach Niederwerfung Werders auf einen Einfall in Deutschland abgesehen.

Unter diesen Umständen hielt sich Werder für verpflichtet, nur um sein Gewissen zu beruhigen, dem General Moltke in einem Telegramm vom 14. Abends die Sachlage kurz mitzutheilen und ihn dringend zur Erwägung aufzufordern, ob die Bedeutung von Belfort so überwiegend sei, um bei so geringer Aussicht das Schicksal der Armee daran zu knüpfen. Denn der Rückzug wäre höchst mißlich geworden, wenn überhaupt ausführbar. Werder hatte die Anschauung, daß, wenn der Feind in der Mitte durchbrach, etwa bei Héricourt oder Chagey, die Armee in zwei Theile gespalten würde, deren einer sich vielleicht südwärts wenden und an den Flüssen Widerstand leisten konnte. Wenn der Feind aber bei Frahier reüssirte, so hatte er den kürzesten Weg nach dem Elsaß, und doch konnte Werder bei seiner geringen Stärke vorläufig seinen rechten Flügel nicht eher verstärken, als bis dort wirkliche Gefahr eintrat und er erkennen konnte, wo etwa in der ausgedehnten Schlachtlinie er Truppen entbehren und wegnehmen durfte. Montbéliard mit seinem Schloß war ein sicherer Stützpunkt, wohl aber konnte der Feind zwischen diesem Ort und Delle durchbrechen, und dies um so leichter, als die Flüsse und Wiesen, weil fest gefroren, kein Hinderniß mehr boten.

Werder äußert sich über seinen Entschluß, an Moltke zu telegraphiren:

„Es war mir Gewissenssache, die in Wahrheit höchst bedenkliche Lage vor Belfort nicht zu verschweigen, vielmehr sie zur Erwägung zu empfehlen. Der Wortlaut hätte allenfalls etwas anders gefaßt werden mögen. Das Telegramm war, als ich von Montbéliard zurückkehrte, bereits aufgesetzt. Die Zeit drängte, ich genehmigte, obgleich es etwas schwarz gemalt war und den Eindruck der Zaghaftigkeit machen konnte, was mir freilich an dem Abend (10 Uhr) nicht auffiel.“

Zaghaft war nun Werder nicht, er erwartete auch nicht gleich Antwort. Erfahrungsmäßig vergingen in der Regel, wenn die Verbindung nicht etwa gestört war, 24 Stunden, bis eine Antwort kam. Am nächsten Morgen aber mußte der feindliche Angriff erfolgen. In der That lief die Antwort, wie wir sehen werden, erst ein, als Werder bereits einen ganzen Tag zähesten Widerstand geleistet hatte.

Das Telegramm nach Versailles lautete:*)

Neue feindliche Truppen marschiren von Süden und Westen gegen Lure und Belfort. In Port sur Saône werden größere Abtheilungen konstatirt. In der Front griff heute der Feind die Vorposten in Bart und Dung vergeblich an.

Ob bei diesen umfassenden und überlegenen Bewegungen eine fernere Festhaltung von Belfort stattfinden soll, bitte ich dringend, zu erwägen. Elsaß glaube ich schützen zu können, nicht aber zugleich Belfort, wenn nicht Existenz des Korps aufs Spiel gesetzt wird. Mir fehlt durch Festhaltung von Belfort jede Freiheit der Bewegung. Die Flußlinien durch Frost passirbar.

gez. v. Werder.

Werder war am 14. nach Montbéliard geritten, um die Stellung bis dahin zu rekognosziren. Er fand die eigentliche Vertheidigungslinie nicht jenseits, sondern diesseits des Orts. Die Vorposten schienen ihm zu weit vorgeschoben, und befahl er deshalb dem Oberst Zimmermann, in der Nacht dieselben zurückzuziehen.

Die Nacht zum 15. verging ruhig. Der Feind stand auf der ganzen Linie unmittelbar gegenüber. Die Armee Bourbakis hatte eine Rechtsschwenkung, mit dem 15. Korps als Pivot, ausgeführt, und standen seine Korps in der Reihenfolge 15, 24, 20, 18 mit der Front nach Osten, die Division Cremer auf dem äußersten linken Flügel des 18. Korps. Ein Detachement aus Besatzungstruppen von Besançon stand auf dem äußersten rechten Flügel der Armee. Die gegenseitigen Patrouillen berührten sich auf der ganzen Linie.

*) Anlage 140 Theil II des Generalstabswerkes.

Am 15. mußte daher die Schlacht beginnen. Jeder deutsche Soldat vor Belfort war sich dessen bewußt und fest entschlossen, nicht vom Platz zu weichen. Werders Seelenzustand geht aus einer nach der Schlacht geschriebenen Notiz hervor:

„Die drei Tage vor Belfort möchte ich drei Tage aus dem Leben eines Spielers nennen, und zwar eines verzweiflungsvollen, wenngleich der Ausdruck den Zustand nicht richtig bezeichnet. Verzweiflungsvoll war ich nicht, und die Armee noch viel weniger. Ich erkannte aber von Hause aus das Bedenkliche der Lage und hatte eigentlich sehr geringe Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Nur Gott und die Untüchtigkeit und Ungeschicklichkeit des Gegners konnten helfen, sonst mußte er uns fassen. Beides ist zusammengekommen. Gott hat durch den Unverstand des Feindes uns geholfen, und die über alles Lob erhabene Tapferkeit unserer Truppen, die Umsicht und Zähigkeit der Führer."

Werder nahm am 15. Januar mit etwa 42 000 Mann die Schlacht an der Lisaine gegen einen 150 000 Mann starken Feind an. Derselbe begann den Angriff auf seinem rechten Flügel. Bourbaki hatte, wie jetzt bekannt, eine sehr umständliche Disposition für die Schlacht ausgegeben. Bei Tagesanbruch sollte das 15. Korps gegen Montbéliard vorgehen, das 24. auf das Bois de Tavey und die Lisaine, das 20. auf Héricourt, das 18. nach Couthenans und Chagey. Die Division Cremer sollte den deutschen rechten Flügel umgehen und Mandrevillars und Echenans als Objekt nehmen. Die Armee-Reserve wurde nach Aibre dirigirt. Die rechten Flügelkorps sollten langsam und vorsichtig vorgehen, gehörig durch Artillerie vorbereiten und den wirklichen Angriff erst ausführen, wenn das 18. Korps und die Division Cremer den rechten feindlichen Flügel umfassend angegriffen, den Bourbaki nicht bei Frahier, sondern bei Chagey voraussetzte. Es sei hier vorgreifend erwähnt, daß der Umfassungsversuch zunächst nicht zum Ausdruck kam, weil auf dem Marsch des 18. Korps nach dem linken Flügel nicht allein Kreuzungen der Divisionen in sich, sondern auch mit der von Lure anrückenden Division Cremer stattfanden, auch das Vorziehen der Korps- und Divisionsartillerie von der Queue der Marschkolonne her großen Aufenthalt verursachte.

Der Feind griff also auf seinem rechten Flügel die Vorposten der Brigade Zimmermann an, die gegen Werders Befehl nicht zurückgezogen waren, weil, wie Werder nachher sagte, die Kompagniechefs ihre Stellung zu schön fanden. Die Bataillone Lötzen und Marienburg kämpften mit großer Tapferkeit, bis sie nach 1 Uhr in die Hauptstellung bei Montbéliard

zurückgenommen wurden. Erst in der Dunkelheit wagte es die feindliche Infanterie, das verlassene Montbéliard zu besetzen. Dagegen hatte das 15. Korps am Nachmittag eine starke Artillerie, gegen 50 Geschütze, auf den Höhen ins Feuer gebracht, die von den Geschützen im Schloß und den Belagerungsgeschützen bei La Grange Dame bekämpft wurden, ohne daß die Feldgeschütze, welche von unten nach oben schießen mußten, der großen Entfernung wegen sich wesentlich am Geschützkampf betheiligten.

Nach 2 Uhr etwa richtete sich das Artilleriefeuer von den Höhen gegenüber Montbéliard und von Byans her gegen Bethoncourt, welches vom Bataillon Goldap vertheidigt wurde. Bald darauf folgte ein Angriff von zwei feindlichen Bataillonen, der unter schweren Verlusten abgewiesen wurde. Namentlich verloren die Bataillone durch Artilleriefeuer.

Weiter nördlich ging am Nachmittag das 24. Korps gegen Bussurel vor; das Dorf war aufgegeben, das Bataillon Danzig erwartete, hinter dem Eisenbahndamm aufgestellt, den Angriff. Vier französische Bataillone wurden blutig abgewiesen. Später unternommene Angriffe scheiterten stets an der schneidigen Vertheidigung des Bataillons Danzig und dem verheerenden Artilleriefeuer, welches sich auch namentlich auf die sich aus den Walddefileen herauswindenden Kolonnen richtete und sie zur Umkehr zwang.

Ein Massenangriff auf Werders Centrum erfolgte am 15. überhaupt nicht. Wir wissen, daß General Clinchant mit dem 20. Korps hier angreifen sollte, wenn der Angriff des 18. Korps und der Division Cremer auf den deutschen rechten Flügel zum Ausdruck gekommen. Clinchant wartete vergeblich auf denselben. Wir kennen bereits den Grund der Verzögerung. Oberst Loos stand noch vorwärts Héricourt bei Tavey. Er zog sich erst dahin zurück, als feindliche Schützen von Byans her gegen den brückenkopfartig vorspringenden Mougnot vorgingen. Hier standen die Bataillone Graudenz und Ortelsburg, die den Angriff abwiesen. General Clinchant begnügte sich nun zunächst mit Entwickelung seiner Artillerie auf dem rechten Lisaine-Thalrand, gegen welche die starke deutsche Artillerie auf dem linken Thalrand bei Luze nur ein mäßiges Feuer unterhielt. Man mußte mit der Munition haushälterisch umgehen, da Werder nur auf die geringen Vorräthe der Munitionskolonnen angewiesen und Nachschub auf der nächsten Bahnstation Dammerkirch noch nicht angelangt war.

Das 18. Korps war endlich gegen 2 Uhr zum Aufmarsch gegen Chagey und Luze gelangt. Die 1. Division wurde auf Couthenans, die 3. auf Chagey dirigirt. Die 2. blieb bei Béverne. In dem vorangehenden Geschützkampf blieb die deutsche Artillerie bei Luze im entschiedenen Vortheil, so daß das Feuer zeitweise schwieg. Gegen 3 Uhr wurde die feindliche Artillerie verstärkt und entbrannte der Kampf aufs Neue, ohne daß ein Angriff auf die Linie Luze—Héricourt versucht wurde. Dagegen machte

der Feind einen ernsten Angriff auf Chagey und gelang es seiner Ueberlegenheit, sich zeitweise in Besitz des Dorfes zu setzen. Herbeieilende Verstärkungen vertrieben ihn jedoch und jagten ihn in die Wälder zurück. Ein weiterer Angriff erfolgte nicht, auch hatte Werder ausreichende Verstärkungen herangezogen.

Die Division Cremer, nachdem sie die verschiedenen Kollisionen mit den Marschkolonnen des 18. Korps überwunden hatte, wendete sich, der Disposition gemäß, auf Etobon, eben in der Annahme, der deutsche rechte Flügel reiche nur bis Chagey. General Degenfeld hatte bei Chenebier sein Detachement versammelt, hinter dem Dorf eine Batterie auffahren lassen, welche um Mittag feindliche Infanterie zurückwies. Bei Etobon fuhr nun feindliche Artillerie auf, die unter Bedeckung dort verblieb, während Cremer mit seiner Division weiter nach Chagey marschirte, aber wegen schlechter Wege und der einbrechenden Dunkelheit nicht mehr zur Aktion kam, wohl aber seine Truppen die Nacht durch in Schnee und Kälte und ohne Verpflegung unter dem Gewehr stehen ließ, weil er um seine linke Flanke besorgt war.

So war denn der erste Schlachttag für Werders Truppen glücklich verlaufen, anders, wie es sich Bourbaki gedacht; hatte er doch in seiner Schlachtdisposition ausgesprochen, wenn Alles glückte, würden am Abend Division Cremer in Argiésans, das 20. Korps in Héricourt und vorwärts, das 18. zwischen diesem und Cremer, das 24. an der Lisaine und das 15. in Montbéliard stehen. Nur das Letztere traf zu, weil Montbéliard geräumt war; aber heraus konnten die Franzosen nicht, dafür hatte General Glümer gesorgt, dem der Befehl über den linken Flügel der Schlachtstellung übergeben worden war. Die Zuversicht der Truppen, zu siegen, wuchs erheblich, auch Werder war mit den Erfolgen zufrieden, obgleich er der Meinung war, der Feind habe nur gefühlt, wenn er erst die Schwäche des rechten Flügels erkannt haben würde, wäre die Gefahr noch groß.

Abends 6 Uhr traf auch die Antwort von Moltke ein:

„Angriff ist in Belfort deckender fester Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen. Von größter Wichtigkeit dabei Behauptung der Straße von Lure nach Belfort; Beobachtungsposten in St. Maurice wünschenswerth. Das Anrücken des Generals Manteuffel wird schon in nächsten Tagen fühlbar.“

„Nun war ich frei von Skrupeln“, schreibt Werder, „bat Gott wiederholt, uns beizustehen, und erwartete den weiteren Angriff des Feindes.“

Den Verlauf des ersten Schlachttages theilte Werder sogleich nach Versailles und an General Manteuffel mit, der doch nun eine neue Instanz für ihn geworden war.

Während Werder den Befehl für den nächsten Tag ausgab, daß die Truppen sich in ihren Stellungen behaupten sollten, hatte Bourbaki, dessen Truppen fast sämmtlich in der kalten Winternacht im Freien zubringen mußten, während der größere Theil der Truppen Werders eng kantonnirte und hier sich der alte Grundsatz bewährte, das schlechteste Kantonnement sei besser als das schönste Biwak, Bourbaki also hatte befohlen, daß am 16. der Angriff fortgesetzt werden sollte. Der 15. hatte ihn überzeugt, daß die feindliche Aufstellung viel weiter nach Norden reiche, als er angenommen. Es wurde deshalb die 1. Division des 18. Korps auf Etobon dirigirt.

Am frühen Morgen des 16. stand das Korps Werder wieder gefechtsbereit. Werder hatte bereits am 15. den linken Flügel dem General Glümer, das Centrum dem General Schmeling, den rechten Flügel bis Chagey dem General Goltz unterstellt; den äußersten rechten Flügel bei Chenebier kommandirte General Degenfeld. Da am 15. die Reserven zum Theil Verwendung gefunden, war es Werders Sorge gewesen, sich aus allen entbehrlichen Truppen wieder eine Reserve zu schaffen, denn er war sich immer der Gefahr bewußt, die ihm von rechts her drohte. Es standen ihm bei Brévilliers am 16. Morgens zur Verfügung 5 Bataillone, 5 Eskadrons und 3 Batterien. Mehr konnte er nicht zusammenbringen, da ernste Angriffe auf allen Punkten der Front in Aussicht standen.

Ein dichter Nebel bedeckte in den Frühstunden das Lisaine-Thal. Der Gefechtstag begann damit, daß ein Parlamentär vor Schloß Montbéliard erschien und Uebergabe forderte. Der Antrag wurde kurz abgelehnt und das Feuer aus den Geschützen des Schlosses eröffnet und zwar mit großem Erfolg gegen die feindliche Artillerie. Während der Feind immer mehr Artillerie entwickelte, die vom Schloß und dem Mont Vaudois im Laufe des Tages bekämpft wurde, hatte feindliche Infanterie aus krenelirten Häusern von Montbéliard lebhaft gegen die Besatzung des Schlosses gefeuert, ein Infanterie-Angriff erfolgte aber nicht. Dagegen machte der Feind ernstliche Versuche, bei Bethoncourt durchzubrechen. Die aufopfernde Thätigkeit der Artillerie und die zähe Tapferkeit der Infanterie wies aber im Laufe des Tages drei mit Energie unternommene Angriffe trotz der Uebermacht zurück. Die verstärkte 1. Division des 15. Korps erlitt hierbei erhebliche Verluste.

Bei Byans hatten sich Morgens 8 Uhr mehrere Batterien entwickelt und formirte sich etwa eine Division, wie es schien, zum Angriff auf Bussurel. Als Werder, der wie gestern auf der Höhe nördlich Héricourt die Schlacht leitete, hiervon Meldung erhielt, schickte er den General Keller mit 2 Bataillonen und 1 Batterie zur Unterstützung der bei Bussurel am Eisenbahndamm stehenden Vertheidiger (Landwehr-Bataillon Danzig, 1. und 2. Bataillon 5. badischen Regiments und zwei Batterien). Der

Nebel war so weit gefallen, daß die drei Batterien den Kampf gegen die überlegene feindliche Artillerie aufnehmen konnten und ihn so lange durchführten, bis diese sich abzog. Ihr folgte auch bald die Infanterie, die es aufgegeben hatte, dem vernichtenden Artilleriefeuer gegenüber einen Angriff ernstlich durchzuführen.

Im Centrum eröffnete die feindliche Artillerie auf den Höhen von Tavey das Feuer, welches des Nebels wegen, der im Thalkessel von Héricourt erst gegen 11 Uhr Morgens fiel, nicht erwidert wurde. Um 9 Uhr erfolgte im Nebel der erste Infanterie-Angriff auf St. Valbert, der aber mit Schnellfeuer und Bajonett blutig abgewiesen wurde. Ihm folgte ein zweiter Angriff auf den Mougnot, dann ein dritter. Alle wurden unter schweren Verlusten des Feindes abgeschlagen. Als gegen Mittag der Nebel vollständig gesunken war, entstand eine Gefechtspause, der Nachmittags wieder ein Artilleriekampf folgte; von weiteren Infanterie-Angriffen auf das Centrum nahm der Feind Abstand.

Bei Chagey und Luze beschränkte sich der Kampf nur auf eine Kanonade und leichtes Tirailleurgefecht, einen ernsten Angriff machte General Billot mit seinen beiden Divisionen des 18. Korps nicht, obgleich es gerade seine Aufgabe gewesen wäre, kräftig auf den deutschen rechten Flügel zu drücken.

Ernster und gefahrvoller gestalteten sich die Verhältnisse auf Werders äußerstem rechten Flügel bei General Degenfeld. Dieser hatte die Division Penhoat bei Etobon und die Division Cremer im Bois de la Thure sich gegenüber. Er selbst hatte nur zwei Bataillone in Chenebier mit zwei Batterien und Bataillon Eupen in Frahier. Am Morgen des 16. fuhren am Bois de la Thure drei Batterien des Feindes auf, später bei Etobon noch zwei Batterien. Ein Gesuch des Generals Degenfeld um Verstärkung mußte Werder vorläufig abschläglich bescheiden, denn nirgends konnte er Truppen aus der Front wegnehmen, weil das Gefecht dort überall entbrannt war und eine Schwächung der Front vom Gegner nicht unbemerkt geblieben wäre und zu verstärkten Angriffen Veranlassung gegeben hätte. Warteten doch die französischen Korpskommandeure auf den Moment, in dem die Angriffe des 18. Korps und der Division Cremer auf den rechten Flügel Werders fühlbar werden würden.

General Degenfeld, auf sich allein angewiesen, nahm mit seinen wenigen Truppen mit Entschlossenheit und Zähigkeit den Kampf auf. Nachdem er wiederholte Angriffe des Feindes abgewiesen, räumte er Chenebier erst, als er in beiden Flanken umfaßt wurde, und zog sich, da sich auch bei Frahier keine Stellung bot, bis zur Ferme Rougeot an der Chaussee nach Belfort zurück. Das tapfere 3. badische Regiment und die vorzüglich bediente Artillerie hatten dem Feinde einen solchen Respekt eingeflößt, daß er nicht zu folgen wagte, weshalb General Degenfeld am Abend wieder Frahier

besetzte. Den Telegraphen hier hatte er auf dem Rückzuge aufnehmen müssen, so daß das Detachement mit dem Hauptquartier nicht mehr korrespondiren konnte. Noch aber war Werder von der Gefahr unterrichtet worden, in der General Degenfeld bei Chenebier schwebte, und er entschloß sich, seine letzten Reserven zu Hülfe zu schicken. Nur einige Kompagnien behielt er zurück.

Um 6 Uhr ging Oberst Beyer mit 2 Bataillonen 4. Regiments, 1 Eskadron, 1 Batterie über Mandrevillars zur Unterstützung ab. Auch General Keller, der am Morgen nach Bussurel dirigirt, dort aber entbehrlich geworden, wurde mit zwei Bataillonen zu Hülfe geschickt. Werder schreibt:

„Nachdem Keller abgerückt, verblieben mir von den 50- bis 60 000 Mann, wobei das Belagerungskorps vor Belfort einbegriffen ist, nur einige Kompagnien zur Verfügung. Ich trommelte von Zimmermanns und Tresckows Leuten zusammen, was möglich war, und hatte doch am 17. wieder einige Bataillone in der Hand. Aber alle Bataillone waren zum zweiten Male durcheinander, die Regimentsverbände total aufgelöst."

Auch General Tresckow vor Belfort war aufgefordert worden, abzugeben, was er irgend entbehren könne, und so war in der That am Morgen des 17. wieder eine Reserve von 4 Bataillonen, 4 Eskadrons und 2 Batterien gebildet. General Debschitz hatte zwei Bataillone an General Glümer, dieser dafür zwei Bataillone an die Hauptreserve gegeben, wovon das eine das sehr fatiguirte Bataillon Danzig bei Bussurel ablöste, wofür dieses zur Reserve trat. General Tresckow hatte ein Bataillon 67. Regiments dem General Glümer geschickt, das Füsilier-Bataillon 67. Regiments aber nach Châlonvillars zur Unterstützung des rechten Flügels vorgeschoben. Noch in der Nacht hatte Oberstlieutenant Scheliha mit großer Mühe drei 15 cm Kanonen aus den Batterien gegen Belfort zurückgezogen und bei Moulin Rougeot westlich Châlonvillars etablirt.

Die Aufgabe von Chenebier war für die Situation des 14. Korps besorgnißerregend. Belfort und Chagey waren in hohem Grade gefährdet. War der Feind in der Lage, und das war er, den errungenen Vortheil auszunutzen, so konnte der 17. Januar verhängnißvoll werden. Deshalb schickte Werder den Hauptmann Friedeburg vom Generalstabe zum General Keller, dem der Befehl über den rechten Flügel übertragen und zugleich der Auftrag ertheilt wurde, wenn möglich noch in der Nacht Chenebier wiederzunehmen. Noch vor Mitternacht brach General Keller von Mandrevillars nach Frahier auf. In den ersten Morgenstunden hatte er dort, nachdem auch das Füsilier-Bataillon 67. Regiments unter Major Laue eingetroffen war, 8 Bataillone, 2 Eskadrons und 24 Geschütze zur Ver-

fügung, mit welcher geringen Stärke er den ungleichen Kampf aufnahm, um die Gefahr, die auf dem rechten Flügel drohte, abzuwenden. An General Goltz hatte er noch das Ersuchen gestellt, seinen Angriff auf Chenebier von Chagey aus zu unterstützen.

Es galt zunächst, den Feind in Chenebier überraschend anzugreifen. General Keller formirte zwei Kolonnen; die eine von drei Bataillonen sollte von Norden, die andere eben so starke von Courchamp von Süden her das auf mehreren Hügeln vertheilt liegende große Dorf überfallen, der Rest des Detachements sollte bei Frahier eine Aufnahmestellung nehmen. Der Marsch der Kolonnen im Dunkeln und bei den glatten Wegen verursachte mancherlei Schwierigkeiten. Die nördliche Kolonne überraschte die Feldwache bei Echevanne, konnte aber nicht verhindern, daß durch das Gewehrfeuer der Feind alarmirt wurde. In dem vor Chenebier liegenden Bois des Evants leistete der Feind ernsten Widerstand, es entstand im dunklen Wald ein wirres Gefecht, wo Freund und Feind durcheinander geriethen, mit dem Bajonett kämpften, ein Resultat aber nicht erreicht werden konnte. Deshalb ließ Major Laue, der den Befehl für den verwundeten Major Jacobi übernommen, die Füsilier-Bataillone des 5. badischen und des 67. Regiments aus dem Walde bis an die Lisiere zurückgehen, um das Tageslicht abzuwarten.

General Keller, der die andere aus dem 4. badischen Regiment gebildete Kolonne begleitete, ließ, als das Gewehrfeuer bei Echevanne ertönte, austreten und drang mit Hurrah in Courchamp ein. Der Feind wurde hier vollständig überrascht und ihm 400 Gefangene und die Bagagewagen abgenommen. Aber er benutzte die zurückliegenden Dorfabschnitte von Chenebier, setzte sich fest und leistete energischen Widerstand. Als der Tag angebrochen, hatte der Feind bereits bedeutende Verstärkungen herangezogen. Trotz der hingebendsten Tapferkeit, und da, wie wir gesehen haben, die rechte Kolonne von Norden her Chenebier nicht erreichen konnte, mußte der verlustreiche Kampf aufgegeben werden und das tapfere 4. Regiment ging stark gelichtet in das Bois de Ferry zurück.

Gegen 9 Uhr führte General Degenfeld die verstärkte nördliche Kolonne von Neuem gegen das Bois des Evants vor. Nach zweistündigem tapferen Ringen gegen große Uebermacht wurde das Gehölz genommen; aber Chenebier zu nehmen gelang trotz der äußersten Anstrengungen leider nicht. Da kam, vom General Goltz geschickt, Major Lang mit dem 2. Bataillon 3. badischen Regiments zu Hülfe. Trotzdem aber blieben die Anstrengungen, sich in Besitz des Dorfes zu setzen, ohne Erfolg. Nun war es nicht die Aufgabe des Detachements Keller, sich in nutzlosem Kampfe zu verbluten. Es galt ja nur, den Feind am weiteren Vordringen auf Belfort zu verhindern. Dies Resultat war glänzend, aber mit großen

Opfern bereits erreicht. Der bewiesenen Tapferkeit der Kellerschen Truppen und den bei Frahier aufgefahrenen 4 Batterien gegenüber verging dem Feind die Lust zu jeder Offensive. Die Gefahr für Werders rechten Flügel war am 17. Nachmittags vollständig abgewendet. Die blutige Arbeit kostete aber dem Detachement Keller einen Verlust von 25 Offizieren, 450 Mann. Das Füsilier-Bataillon Laue des 67. Regiments konnte noch am Abend nach ruhmvoll gethaner Arbeit wieder in die Laufgräben von Belfort zurückgeschickt werden.

Oberst v. Willisen auf dem äußersten rechten Flügel, der am 16. nach Aufgabe von Frahier sich auf Giromagny hatte zurückziehen müssen, nahm bei nun veränderter Sachlage wieder Besitz von Champagny und Ronchamp.

Gegen den General Goltz in Luze und Chagey machte der Feind am 17. früh Miene, anzugreifen. General Billot hatte hier zwei Divisionen. Seine Artillerie eröffnete das Feuer ohne Erfolg. Gegen Chagey wurden mehrere vergebliche Angriffsversuche gemacht, aber nicht mit der nöthigen Energie durchgeführt, so daß von Mittag ab nur noch die Artillerie feuerte. Die gegen Luze entwickelte Infanterie wagte dem deutschen Artilleriefeuer gegenüber nicht, zum Angriff vorzugehen. Eben so wenig wurde bei Héricourt ein ernster Durchbruchsversuch gemacht. Auch bei Bussurel und Bethoncourt beschränkte sich die Schlacht auf Kanonade. Das ganze Benehmen des Feindes machte bereits den Eindruck, als ob er sich stark mit Rückzugsgedanken trüge. So wurde es Werder möglich, im Laufe des Tages noch vier Bataillone dem General Keller zu Hülfe zu schicken. Die Verstärkung war aber, wie wir gesehen haben, nicht mehr nöthig.

Auf dem linken Flügel hatte der Feind Montbéliard bereits geräumt, das Bataillon Insterburg besetzte den Bahnhof wieder. Der Geschützkampf dauerte aber von den gegenseitigen Höhen noch fort. Am Mittag versuchte das 15. Korps mit etwa 10 Bataillonen einen Vorstoß gegen La Grange Dame und Montbéliard. Er erlahmte im Artilleriefeuer der deutschen Batterien, so daß die Angriffsbewegung bald wieder in eine Kanonade überging.

Gegen General Debschitz war an diesem, wie in den vorhergehenden Tagen ein ernster Angriff überhaupt nicht unternommen worden.

Nach und nach schwieg das Artilleriefeuer auf der ganzen Linie. Nur einzelne Mitrailleusenbatterien blieben noch in Thätigkeit und zwar an wechselnden Punkten, aber ohne Wirkung. Werder gewann nach und nach die Ansicht, daß der Feind den Offensivgedanken aufgegeben. Er wollte aber immer noch nicht recht daran glauben. Am Morgen des 17. schrieb er bereits an seinen Bruder Albert aus Brévilliers:

„Wenn er heut nicht mit großer Ueberlegenheit einen starken Angriff irgend wo macht, so wird er wohl von ferneren Versuchen abstehen. Gott gebe, daß es uns gelingt, Stand zu halten, wie bisher, um Belfort nicht preisgeben zu müssen. Vorgestern hatten wir 14° Kälte, gestern war ein schöner Wintertag, heut ist Thauwetter, was mir sehr lieb, hauptsächlich, weil dann vielleicht die Flüsse von Eis frei und ungangbar werden, was die Angriffe des Feindes sehr erschweren würde. Nachmittag schreibe ich noch über den Ausgang des Tages.

Nachmittag 6 Uhr. Die feindlichen Angriffe, welche an einigen Punkten ziemlich energisch waren, was im Allgemeinen nicht behauptet werden kann, denn nur die zahlreiche Artillerie des Feindes ist gut, sind auch heute wieder siegreich zurückgeschlagen worden. Die Gefechte sind nach eingetretener Dunkelheit beendet, nur ab und zu giebt der Feind noch einige Mitrailleusen- und Schrapnelschüsse ab. Möglich, daß er morgen noch einen verzweifelten Versuch macht. Trotz seiner vier Armeekorps glaube ich nicht daran, und denke, er ist mit der Hauptmasse bereits abgezogen, während er uns durch seine starken Arrieregarden täuschen und abhalten will, ihm rasch zu folgen, um sich nicht zwischen zwei Feuer zu bringen, da Manteuffel, wie ich hoffe, am 19. Vesoul erreichen wird. Alsdann erst ist die Sache bestimmt entschieden, Belfort frei und ich kann folgen, um mich zu revanchiren für die Verluste, die er mir beigebracht. Ich rechne sie auf etwa 1000 bis 1200 Mann, darunter eine ansehnliche Anzahl Offiziere. Jedenfalls hat der Feind weit mehr verloren. Heut sind ihm bei einem Ueberfall über 400 Mann gesunder Leute abgefangen worden. Soldaten nach unseren Begriffen kann ich sie nicht nennen, abgerissenes zusammengewürfeltes Volk, das, wenn es nicht die weittragenden Chassepots und viel Munition hätte, die ihnen gestattet, unaufhörlich ins Gelag hineinzuschießen, ganz ungefährlich sein würde. Sie attaquiren in Banden und vertragen Granaten fast nie. Kommen sie wirklich dem Zündnadelgewehr zu nahe, dann werden sie dezimirt. Heut wurde ein Fähnrich der Artillerie in seiner Batterie auf 2000 Schritt Entfernung durch eine solche verlorene Kugel verwundet, in ähnlicher Weise heut der Batteriechef Fischer, zur Abtheilung Ulrich gehörig, getödtet.

So eben habe ich vom Könige einen Glückwunsch und den Orden pour le mérite mit Eichenlaub erhalten, sehr gnädig, aber zu früh. Wenn Bourbaki durch Manteuffel und mich geschlagen sein wird, dann will ich sagen, der Feldzug im Osten sei beendet. Indessen danke ich Gott für das Gelingen dieser drei schweren Tage, durch Abweisen des Gegners. Wenn Bourbaki wollte oder konnte, mußte er Belfort längst entsetzt haben.

Den 18. Januar. Es bestätigt sich immer mehr, daß der Feind weitere Entsatzversuche aufgegeben hat und mit der Hauptmasse im Rückzug begriffen ist. Nur hat er sehr starke Arrieregarden zurückgelassen, in guten, verbarrikadirten Stellungen, die mich noch hindern, über seine Marschrichtung mehr als nur Vermuthungen zu gewinnen, und ihm zu folgen. Ich werde versuchen, diese Arrieregarden zu umgehen, und bin in Begriff, die etwas durcheinander gekommenen Bataillone wieder in ihre taktischen Verbände zu bringen. Im Momente der Noth mußte ich sie wegnehmen, wo sie am entbehrlichsten schienen, um sie dahin zu dirigiren, wo die größte Gefahr war. Belfort mit dem Elsaß und Baden, das schon sehr in Angst gerathen war, sind — wie es scheint — gerettet. Was jetzt noch folgt (es wird immer noch Manches zu thun sein), ist Kinderspiel gegen die Fatiguen und bedenklichen Situationen, welchen meine Truppen in den letzten 14 Tagen ausgesetzt gewesen sind. Sie haben sämmtlich Ausgezeichnetes geleistet, im Marschiren, im Ertragen von Hunger und Durst im vollsten Sinne des Wortes, von Frost beim Biwakiren im Schnee, zum Theil ohne Holz. Sie haben tüchtig Stand gehalten im Feuer und alle Angriffe abgeschlagen.

Morgen gedenke ich mit einem Theil meiner Truppen die Offensive zu ergreifen. Manteuffels Vortruppen müssen heut in der Höhe von Vesoul eintreffen, unsere beiderseitige Kavallerie wird wohl heut in Berührung kommen. Nachmittag schreibe ich noch einige Worte.

Nachmittag. Der Feind setzt seinen Rückzug fort, meine Avantgarden folgen morgen."

General Manteuffel war aber noch weit ab. Nach einem bei Werder eingegangenen Telegramm sollten am 17. die Gros seiner Armeekorps die Ostseite der Côte d'or erreichen, die Vortruppen in der eingeschlagenen Marschrichtung auf Vesoul nach Champlitte kommen. Dies war noch 50 km von Vesoul und 90 km von der Lisaine entfernt. Trotz dieser großen Entfernung strebte Werder danach, mit den Spitzen der Süd-Armee zunächst durch Oberst Willisen Fühlung zu gewinnen, und erließ er an diesen die betreffenden Befehle.

Es mag hier bemerkt werden, daß das Anrücken der Süd-Armee auf den Entschluß Bourbakis, den Kampf gegen Werder an der Lisaine nicht fortzusetzen, ohne Einfluß gewesen ist; denn er mag nicht genügend orientirt gewesen sein. Der Präfekt des Departements Côte d'or hatte zwar an ihn eine Depesche abgeschickt, daß preußische Spitzen in Js sur Tille, Til-Châtel und Fontaine française angekommen. Dies Telegramm scheint aber Bourbaki nicht bekommen zu haben, sonst würde er es gewiß in seinem Bericht an den Kriegsminister über seinen Entschluß, den Angriff am 18. aufzugeben, als Motiv mit erwähnt haben. Er berichtet aber, daß er auf

den Rath seiner Korpskommandanten sich zum Beziehen einer rückwärtigen Stellung habe entschließen müssen, und fährt fort:

„Wenn der Feind uns folgt, würde ich entzückt sein, vielleicht bietet sich uns so Gelegenheit, von Neuem unter sehr viel günstigeren Bedingungen den Kampf aufzunehmen.“*)

Daran aber hätte Bourbaki nicht denken können, wenn er gewußt, daß der General Manteuffel in seinem Rücken anmarschire. Hatten ihn Gerüchte erreicht, so mag er sich auf Garibaldi verlassen haben, der ja mit einer ansehnlichen Macht bei Dijon stand. Bourbaki soll in der That erst am 18. eine Depesche aus Bordeaux von Freycinet erhalten haben, die ihn von dem Anrücken zweier preußischen Armeekorps unterrichtete. Der damalige Kriegs-Delegirte Freycinet will auch selbst erst am 17. und zwar durch die Schuld des unthätigen Garibaldi Kunde davon erhalten haben!**)

Der Ruhm Werders, in dreitägiger, tapferer Gegenwehr einen glänzenden Sieg, den sein Kaiser eine glänzende Waffenthat genannt, erfochten zu haben, kann ihm dadurch nicht verkleinert werden, daß hie und da behauptet wird, Bourbaki habe sich nicht vor dem zähen Widerstand Werders, sondern aus Furcht vor Manteuffel zurückgezogen.

Die kurze Darstellung einer Schlacht, wie sie hier gegeben, mag manchen Laien unbefriedigt lassen. Er wird das Hervortreten des Helden im Kampfesgewühl vermissen. Die Feldherren von heut agiren, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, hinter den Koulissen. Werder hatte, wie erwähnt, seinen Standpunkt auf der Höhe nördlich Héricourt, zu Pferde, stehend, sitzend, den Schnee von den Stiefeln klopfend — hinter sich den Telegraphen — mit dem leiblichen Auge wenig sehend, alle geistigen Kräfte auf die eingehenden Meldungen konzentrirt, geizig in der Ausgabe von Reserven. Das ist die Thätigkeit des heutigen Schlachtenlenkers, der aus seiner persönlichen Zurückgezogenheit allenfalls hervortritt, wenn er, nachdem Alles verloren scheint, mit den letzten Bataillonen, die Fahne in der Hand, sich in den Feind stürzt, um noch eine Wendung herbeizuführen oder ehrenvoll zu sterben. So würde auch Werder an der Durchbruchsstelle sich persönlich dem Feinde entgegengeworfen haben. Sein Verdienst aber war, daß er Alles sorgsam vorbereitet hatte, um den Angriff abzuwehren, daß er, obgleich er die Gefahr seines rechten Flügels erkannte, dorthin nicht eher Hülfe schickte, als bis sie dringend nothwendig geworden; daß er drei Tage sich nicht von der Stelle gerührt und nicht in den Fehler fiel, überall selbst sein zu wollen, sondern Vertrauen zu seinen Generalen hatte. Ein Feldherr, der überall sein will, ist gewiß nicht da, wo man nach seinen Befehlen

---

*) Vergleiche Anmerkung zu Seite 1131 Theil II des Generalstabswerkes.

**) Freycinet, Krieg in den Provinzen, Seite 190.

fragen will. Eine Schlachtlinie von $2^1/_2$ Meilen Ausdehnung läßt sich nicht anders leiten. Das Hin- und Hergaloppiren zeigt von persönlicher Unruhe, die sich leicht den Truppen mittheilt. Man muß als Feldherr Stoiker sein und deshalb wurde auch Werder Doktor der Philosophie honoris causa.

Wir wollen gleich hier bemerken, daß Neid und Mißgunst in der Folge reichlich an Werders Lorbeeren gezerrt haben, und es ist ihm auch zum Vorwurf gemacht worden, daß er nicht bereits am 18. aus seiner befestigten Stellung zur schneidigen Verfolgung übergegangen sei. Das wäre ein Fehler gewesen, deshalb wollte er es nicht und konnte es auch nicht. Werders Truppen waren durch die Strapazen der letzten Wochen und die aufs Aeußerste angespannte Thätigkeit während der drei Schlachttage nahezu erschöpft. Die Verpflegung hatte nicht in der wünschenswerthen Weise beschafft werden können, eine ausreichende warme Mahlzeit war dringendes Bedürfniß. Ferner mußte die Verpflegung für die beabsichtigte Vorwärtsbewegung sichergestellt werden, da man gänzlich ausgesogene Landstriche zu passiren hatte. Die Munition, namentlich der Artillerie, war zu ergänzen und mußte von Dammerkirch herangezogen werden. Endlich waren die taktischen Verbände erst wieder herzustellen, denn wir wissen, daß während der drei Schlachttage die Truppen Verwendung fanden, wo sie gerade am nothwendigsten gebraucht wurden. Werder konnte fast immer nur über einzelne Bataillone verfügen, die hierhin und dorthin geworfen wurden. Wenn also aus diesen Gründen eine Vorwärtsbewegung des 14. Armeekorps am 18. ausgeschlossen war, so mochte Werder auch mit seinen erschöpften und auseinandergerissenen Truppen einen blutigen Kampf gegen die in formidablen Positionen stehenden Arrieregarden-Divisionen des Feindes nicht wagen. Er hätte wohl schließlich den Feind geworfen, er hatte Vertrauen zu seinen Truppen, aber mit welchen Opfern, und er mußte sich fragen, ob dieselben mit dem zu erreichenden Zweck im Verhältniß standen. Lief er nicht vielleicht Gefahr, einen Echec zu erleiden und Belfort doch noch aufgeben zu müssen? Hoffte nicht Bourbaki auf sein Vorgehen am 18.? In den nächsten Tagen mußte doch Manteuffels Anrücken eine für die deutschen Waffen noch günstigere Situation herbeiführen. Sollte nun Werder durch einen brüsken Angriff alle errungenen Vortheile aufs Spiel setzen? Er schreibt in seinen Notizen:

„Da der Feind uns die Verfolgung durch Anlage von Verhauen erschwerte, und die zerstörten taktischen Verbände wieder hergestellt werden mußten, so ließ ich dem Feinde den 18. Zeit, etwas Terrain zu gewinnen. Ich war herzlich froh, daß er abzog, und wollte keine neuen unverhältnißmäßigen Verluste daran setzen. Auch mußte ich mich zunächst darüber vergewissern, daß der Abzug kein fingirter war, denn eigentlich blieb es

mir unbegreiflich, daß Bourbaki schon befriedigt war, es mußte denn sein, daß ihm Manteuffels Annäherung bedenklich erschien. Dieser war aber noch bei Gray, also zunächst ohne direkte Einwirkung. Hätte Bourbaki gekonnt oder gewollt, so mußte er am 18. noch einen entscheidenden Angriff machen."*)

Die Verluste des Korps hatte Werder übrigens unterschätzt, wenn er sie in seinem Briefe vom 18. auf 1000 bis 1200 Mann angab. Sie betrugen in der dreitägigen Schlacht und den Gefechten nach Villersexel 78 Offiziere, 2141 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten.

Durch die heldenmüthige Vertheidigung der Stellung vor Belfort war Werder plötzlich ein berühmter Mann geworden. Der Kriegsruhm des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl war in Aller Munde. General Manteuffel war durch den Feldzug 1866 und seine Siege im Norden vor Paris ein bekannter Mann. Einsichtige Vaterlandsfreunde wußten, daß ihm das Verdienst gebührt, neben Roon dem Könige geholfen zu haben, in der Konfliktszeit aus der Armee das schneidige Werkzeug zu machen, mit dem die Siege von 1866 und 1870 erfochten wurden. Auch General Goeben hatte von 1866 her einen bekannten Namen. Blumenthals Verdienste waren mit den Siegen des Kronprinzen 1866 und 1870 eng verflochten. Von Werder wußte man in Deutschland noch wenig. Er hatte wohl Straßburg genommen, das hatte man über die großen Ereignisse des Krieges bereits vergessen. Seine schwierigen Operationen in Burgund hatten, weil keine bedeutenden Schläge damit verbunden waren, kein großes allgemeines Interesse erregt. In Süddeutschland höchstens verfolgte man die Kreuz- und Querzüge des 14. Armeekorps mit Aufmerksamkeit, weil dasselbe zum größten Theil aus süddeutschen Truppen bestand, und man dort wohl auch das Gefühl hatte, so lange das Werdersche Korps jenseits der Vogesen stände, wäre Süddeutschland geschützt. Erst durch das Gefecht von Villersexel wurde man in ganz Deutschland auf Werder und seine Operationen aufmerksam; bald erkannte man das Kritische der Lage, und mit Spannung verfolgte man nun den Zweikampf Werders gegen Bourbaki.

---

*) In der That scheint sich Bourbaki mit einem solchen Gedanken der erneuten Offensive am 18. getragen zu haben. In Reichardts Geschichte des deutsch-französischen Krieges ist Seite 240 das Zeugniß eines Franzosen angeführt mit den Worten: „Bourbaki wollte, nachdem er drei Mal zurückgeschlagen, den vierten Sturm, doch da riefen ihm die Mobilen zu: „Geben Sie uns erst Schuhe, Brot und gute Waffen, wo nicht, so gehen Sie zum Teufel!" Bourbaki mag bei seinem Ritt über das Schlachtfeld wohl solche Worte gehört haben, bestimmend auf seine Entschlüsse war die Meinung der kommandirenden Generale, mit denen er am 17. Rücksprache nahm."

Als am 18. Januar die Depesche des Kaisers an die Kaiserin veröffentlicht wurde:

„Bourbaki hat nach dreitägiger Schlacht sich vor dem Werderschen heldenmüthigen Widerstand zurückgezogen, Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapferen Truppen.“

da war Werder auf einmal der Mann des Tages. Als nun aber die Zeitungen die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 18. Januar an Werder brachten:

Ihre heldenmüthige dreitägige Vertheidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich spreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer Meinen Königlichen Dank, Meine höchste Anerkennung aus, und verleihe Ihnen das Großkreuz des Rothen Adler-Ordens mit Schwertern, als Beweis dieser Anerkennung.

Ihr dankbarer König
Wilhelm.

als man aus diesen unmittelbaren Aeußerungen des Kaisers erkannte, wie viel nicht bloß für das Werdersche Korps, sondern für die ganze Situation der deutschen Armee in Frankreich, ja auch für Deutschland selbst auf dem Spiele gestanden; als man sich die Frage zu beantworten suchte, was geworden wäre, wenn Werder nicht Stand gehalten, — da fand man im Vaterlande kaum ein Maß für die Begeisterung und Bewunderung für Werder. Ließ man ihn doch vom Divisionskommandeur, als welcher er in den Krieg gezogen, zum Leonidas avanciren. Es ging wie ein Rausch durch Deutschland, man wollte hinter der Dankbarkeit des Kaisers nicht zurückbleiben und wetteiferte nun in Ovationen aller Art.

Und das Alles einem Manne gegenüber, der ein Feind aller Schmeichelei, in seiner bescheidenen Art keineswegs durch den Ausdruck der öffentlichen Bewunderung erfreut wurde! Gerade wie er sich nach der großen That den Huldigungen gegenüber verhielt, kennzeichnet seinen Charakter. Er freute sich der Anerkennung seines Kaisers, der Verehrung seiner Untergebenen, der Liebe seiner Soldaten; aber gefeiert wollte er nicht sein. Dazu war er nicht eitel genug. Er schreibt darüber:

„Diese Ovationen sind mir peinlich, so weit sie meine Person betreffen; wären wir nach dem tapfersten Widerstand nicht glücklich gewesen, so hätten Zeitungen, Kommunen 2c. mich und das 14. Korps mit Koth beworfen. Glück ist auch eine Eigenschaft, d. h. wenn Gott nicht mit uns war, so mußten wir das Spiel verlieren. Es blieb nur übrig, im Widerstande auszuharren, also, wenn der Sieg uns fehlte — zu sterben!“

Von allen Seiten nun drängte man sich, Werder mit Ehren zu überhäufen. Orden, Ehrengeschenke, Ehrenbriefe, sogar der Doktor honoris causa der Freiburger Universität, wir kommen darauf noch zurück, versetzten Werder in Unbehagen. Nur die zahllosen Briefe von Verwandten, Freunden und Bekannten, die einfach ihm Glück wünschten, ohne überschwengliche Zuthaten, erfüllten sein Herz mit Freude. Aber er wußte nicht, wie er sich der öffentlichen Ehrenbezeigungen erwehren sollte. Wenn er in den Zeitungen las, daß irgend wo man mit dem Gedanken umging, ihn zu ehren, suchte er dem zu begegnen. Am 7. Februar z. B. telegraphirte er an den Geheimrath Nuglisch nach Berlin:

„Wenn Zeitungen Wahrheit sagen, daß man in Berlin beabsichtigt, mir einen kostbaren Ehrendegen zu votiren, so bitte ich Sie dringend, Ihren Einfluß aufzubieten, um das zu verhindern. Meine Wirksamkeit ist ein Sandkorn gegen das, was anderwärts in diesem gewaltigen Kriege geleistet worden ist. Soll durchaus etwas geschehen, so möge man durch eine Stiftung oder sonst wie der Theilnahme für das ganze 14. Armeekorps Ausdruck geben. Indeß würden einige Worte der Anerkennung am erfreulichsten sein.“

In seiner Bedrängniß fragte er sogar bei dem Kaiser an, ob er nicht die Ovationen ablehnen dürfe. Er erhielt aber die Antwort, daß er dies nicht dürfe; ablehnen könne er nur, wenn er vorher um seine Annahme gefragt würde. Da ließ sich nun weiter nichts machen, er ergab sich in sein Schicksal, ließ sich weiter andichten, beschenken, ehren. Freude aber hat's ihm nicht gemacht. Für sich beanspruchte er nichts, für seine Untergebenen Alles!

An seinen Bruder Albert schrieb er aus La Barre, den 2. Februar 1871:

„Du willst mich trösten über die Ovationen, die mir von allen Seiten zu Theil werden, aber es ist Dir nicht gelungen. Die Wichtigkeit der Erfolge, die ich in den letzten Wochen so glücklich war zu erringen, stelle ich keineswegs in Abrede und bin Gott und den Menschen, die mich darin unterstützten, von ganzem Herzen dankbar. Die Truppen und ihre Führer, welche ich zu kommandiren den Vorzug gehabt, haben sich musterhaft benommen. Die drei Tage bei Belfort waren gar nicht das Wichtigste. Hier war die Sache klar: siegen oder sterben. Minder in die Augen fallend sind die Fatiguen, die Märsche, die Biwaks in Schnee und Regen, bei Glatteis, Hunger und Durst, kurz Alles, was der Schlußschlacht vorausging. Die Truppen, wie Alle, die ihnen angehören, verdienen Lob und Anerkennung. Das nehme ich gern an. Nur ist mir peinlich, meine Person allzusehr in den Vordergrund treten — und weil der Erfolg glücklich war, in Uebertreibungen und fieberhafter ungeduldiger Be-

wunderung angeschrien zu sehen oder zu hören, während ich mir bewußt bin, wie wenig ich habe persönlich wirksam sein können.

Ehre, dem Ehre gebührt, Gott und der Armee, insbesondere meinem Chef des Generalstabes Leszczynski, dem ich so gerne seinen wesentlichen Antheil nicht schmälern lassen möchte. Was thue ich mit Ehrenbürgerrechten, Ehrensäbeln und dergleichen. Es beschleicht mich immer das Gefühl, als müßten diese Fanatiker, von ihrem Schwindel erwachend, sagen: „Ach, weshalb haben wir eigentlich so viel Lärm um ihn gemacht.“

Werders große Bescheidenheit wurzelte in seiner Frömmigkeit. Er besaß ein unerschütterliches Gottvertrauen, und wenn er schwankte und zweifelte, so war es, weil er nicht gleich Gottes Finger zu erkennen glaubte. „Thue Deine Pflicht und vertraue auf Gott“ war sein Wahlspruch. Ihn hat er dem germanischen Museum in Nürnberg als Facsimile auf Ansuchen übergeben. Er war die Richtschnur seines Lebens, wie wir dies so oft haben erkennen können. Darauf war seine Bescheidenheit und jeder Mangel an Eitelkeit zurückzuführen. Am 3. Februar schrieb er an einen Freund:*)

„Ich freue mich aus vollem Herzen, daß Gott mich und meine Armee gewürdigt hat, das Werkzeug Seines Willens zu sein, und ich bin weit entfernt davon, mir das Resultat zuzuschreiben. Wir wollen demüthig sein und immer demüthiger werden, und unsern Herrgott loben und preisen, indem wir ausrufen: Du hast unser redliches Wollen gesegnet, Du hast uns Kraft und Ausdauer verliehen und uns die Maßregeln finden lassen, die das Gelingen ermöglichten. Du allein hast es vollbracht, durch die gläubigen muthigen Krieger des 14. Armeekorps! Meine inbrünstigen Gebete hat der Herr gnädig erhört in den verschiedenen bedenklichen Phasen des Feldzuges, in denen mir deutlich war, daß des Menschen Dichten, Klügeln und Trachten nicht ausreicht, daß des Menschen Witz und Verstand sein Ende hat. Je mehr ich meiner menschlichen Schwachheit bewußt wurde, um so mehr wandte ich mich an Ihn, und Er hat geholfen!“

---

*) Abgedruckt in einer Bielefelder Zeitung, Oktober 1887.

Das Ende des Krieges.

Der Feind hatte seine Offensive aufgegeben und befand sich mit seinen Hauptkräften auf dem Rückzuge. Aber er stand am 18. mit seinen starken Arrieregarden auf der ganzen Front gegen Werder und verstärkte an vielen Punkten seine Stellung. Er führte zwar keine Offensivbewegungen, die hier und da angesetzt wurden, durch, wies aber auch vorgetriebene Rekognoszirungen energisch ab. Es beschränkte sich mithin der 18. in der Hauptsache auf Plänkeleien und Artilleriegefechte. General Keller auf dem rechten Flügel konnte, nachdem er Gewißheit über den Abmarsch bedeutender feindlicher Kolonnen erlangt hatte, Chenebier wieder besetzen. Auf dem äußersten rechten Flügel hatte Oberst Willisen mit dem aus St. Maurice zurückkehrenden Detachement (2 Kompagnien 6. Badischen Regiments und 1 Jäger-Kompagnie) den Feind aus Clairegoutte nach kurzem Gefecht vertrieben und sich so die große Straße geöffnet. Auf dem äußersten linken Flügel ergriff General Debschitz die Offensive. In mehr oder minder hartnäckigen Gefechten wurden Audincourt, Bondeval und Rocher, sowie Abévillers genommen. Der Feind wurde auf Blamont zurückgeworfen. Abends wurde der General aber wieder in die Linie Exincourt—Croix zurückgenommen, da er mit seinem Detachement fortan wieder dem Belagerungskorps von Belfort angehören sollte.

Werder traf für den 19. seine Anordnungen zur Verfolgung des in vollem Rückzuge befindlichen Feindes. Ernste Gefechte sollten vermieden, der Feind aber durch Alarmirungen und Kanonade in Athem erhalten werden. Werder motivirt diesen ausdrücklich gegebenen Befehl:

„Wäre es zulässig d. h. vernünftig gewesen, mit unseren ermüdeten, durcheinander geworfenen Truppen kräftig nachzustoßen, so hätten wir noch Tausende gefangen nehmen können, selbst aber gewiß viele Leute verloren. Aber ein deutscher Soldat war mir mindestens so viel werth, als zwanzig feindliche. Daher habe ich mich mit den Klugen berathen. Der miserabelste Kerl schießt in der Defensive noch manchen Menschen todt, dann wirft er die Flinte fort und giebt sich gefangen."

General Glümer hatte die badische Division nach dem Korpsbefehl vom 18. am 19. bei Frahier zu versammeln, dem Feinde aber eine Avantgarde über Béverne folgen zu lassen. Die Avantgarde des Generals Goltz wurde auf Saulnot, die des Generals Schmeling auf Arcey dirigirt. Ueber diese Punkte hinaus sollte am 19. nur Kavallerie vorgehen. Die Brigade Zimmermann und General Debschitz wurden wieder unter Befehl des Generals Tresckow gestellt. Die Gros der drei Gruppen des 14. Korps

sollten am 20. ihren Avantgarden folgen, während Oberst Willisen mit 2 Bataillonen, 3 Batterien und 12 Eskadrons auf Lure dirigirt wurde.

Nachdem diese Anordnungen getroffen, war es Werder Bedürfniß seinen Truppen für ihre Leistungen zu danken. Wir haben gesehen, wie gern er diesen und ihren Führern die Ehre des Erfolges gab, für sich wenig in Anspruch nehmend. Der Korpsbefehl lautete:*)

Das 14. Armeekorps und die um Belfort vereinigten Truppen haben durch ihre außerordentlichen Leistungen in Ertragung von Strapazen größter nur denkbarer Art, sowie durch ihre glänzende Tapferkeit dem Vaterlande einen Dienst geleistet, den die Geschichte gewiß zu den denkwürdigsten Ereignissen des ruhmreichen Feldzuges zählen wird.

Es ist uns gelungen, den sehr überlegenen Feind, der Belfort entsetzen und in Deutschland einfallen wollte, aufzuhalten und dann siegreich abzuweisen. Mögen die Truppen, auf deren Leistungen die Augen Deutschlands gerichtet waren, zuvörderst in diesen Erfolgen einen Lohn für ihre Mühen erblicken. Der Dank Sr. Majestät des Königs**) wurde mir bereits Allergnädigst übermittelt. Meine aufrichtigen Glückwünsche für diese ruhmreichen Tage vom 14. bis 18. Januar füge ich hinzu.

gez. v. Werder.

Werders Sieg von Belfort mußte auf die Entschlüsse des Generals v. Manteuffel von entscheidendem Einfluß sein. Jetzt öffnete sich ihm die Aussicht auf große Erfolge, denn die geschlagene Armee Bourbakis, moralisch und physisch wesentlich erschüttert, konnte vollständig vernichtet werden. Er faßte deshalb den kühnen Entschluß, die zurückgehende feindliche Armee nicht in der Flanke anzugreifen, er wollte ihr den Weg nach Lyon, die einzig mögliche Rückzugsstraße, verlegen. Er rechnete darauf, daß Werder dem Feind an der Klinge bleiben und dieser so zwischen zwei Feuer gebracht werden sollte. Schwebte ihm vielleicht ein zweites Sedan vor? Mit den Hauptkräften bei Fontaine française und Dampierre, mit den Avantgarden an der Saône stehend, wartete er nur noch auf nähere Nachricht von Werder über die Rückzugsrichtung Bourbakis, um die Richtung seines weiteren Vormarsches zu bestimmen. Andererseits beabsichtigte Werder, durch eine Linksschwenkung, mit Montbéliard als Drehpunkt, alle auf dem rechten Ufer des Ognon und Doubs angetroffenen feindlichen Kräfte zurück,

*) Loehlein, Seite 220.

**) Dies bezieht sich auf die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 17., wodurch Werder den Orden pour le mérite mit Eichenlaub erhielt. Das bekannte Telegramm, welches die Verleihung des Rothen Adler-Ordens bekannt gab, erhielt er erst den 20. in Saulnot. Hiernach ist Loehlein Seite 220 zu berichtigen.

event. über den Doubs hinüber zu werfen. Wenn General v. Manteuffel ebenfalls vorrückte, blieb den feindlichen Marschkolonnen bald nur noch der schmale Landstrich zwischen dem Doubs und der schweizer Grenze zum Rückzug, ein bergiges, in gegenwärtiger Jahreszeit schwieriges Terrain, welches seine Bewegungen erschweren und verlangsamen mußte.

Am 19. früh erhielt Werder aus dem großen Hauptquartier aus Versailles die Weisung, die Belagerung von Belfort mit voller Kraft wieder aufnehmen zu lassen, mit dem 14. Armeekorps aber dem Feinde zu folgen. Auch von General Manteuffel kam eine Depesche aus Prauthoy vom 18. Abends 11 Uhr:

> Ich stehe am 20. mit meinen Hauptkräften bei Gray und vorwärts, um gegen die Flanke des zurückgehenden Feindes vorzurücken event. mich ihm vorzulegen. Ew. Excellenz ersuche ich, mit allen disponiblen Kräften die Offensive zu ergreifen und nur so viel zurückzulassen, als zur Belagerung Belforts nöthig, damit entscheidende Resultate erzielt werden.
>
> gez. v. Manteuffel.

Ein weiteres Telegramm vom 19. Vormittags, welches noch an demselben Tage bei Werder einging, bestimmte, daß Werder den Feind möglichst festzuhalten suchen sollte, damit der General Manteuffel die nöthige Zeit zu seiner Flankenbewegung gewinne; auch wurde Werder ersucht, bald zu melden, auf welcher Seite des Doubs die feindlichen Hauptkräfte zurückgingen.*)

General Manteuffel zögerte also nicht, seinen kühnen Entschluß, den Feind von Lyon abzudrängen, auszuführen, indem er den unteren Doubs zu erreichen suchte, ohne eine Vereinigung mit Werders Truppen abzuwarten.

Werder ordnete den Vormarsch für den 20. in der Art an, daß Oberst Willisen Lure zu besetzen und Verbindung mit dem 7. Korps aufzusuchen hatte. Die Avantgarde der badischen Division wurde auf Athesans und Villersexel dirigirt. Zwei badische Brigaden sollten derselben folgen, eine dritte über Lure auf Vy les Lure marschiren. Dem General Goltz war die Direktion auf St. Fergeux gegeben. General Schmeling hatte auf Onans vorzurücken und Isle sur le Doubs zu rekognosziren. Er hatte von der Brigade Zimmermann vier Bataillone, die Artillerie und Kavallerie herangezogen, so daß er bei Belfort nur noch vier Bataillone zurückließ. Auch das Reserve-Ulanen-Regiment erhielt General Schmeling wieder zu-

---

*) Die telegraphische Korrespondenz zwischen Manteuffel und Werder siehe Anlage 159 Theil II des Generalstabswerkes.

getheilt. Dasselbe war bis dahin beim Detachement des Generals Willisen gewesen.

Für den 21. war der badischen Division Villersexel für das Gros als Marschziel gegeben. Avantgarde sollte Esprels besetzen. Ueber die Generale Goltz und Schmeling wollte Werder erst am 20. nach Lage der Dinge verfügen. Den Avantgarden wurde wiederum empfohlen, feindliche Arrieregarden durch möglichst starke Artillerie anzugreifen.

Nachdem sich Werder am 19. von General Treskow verabschiedet und ihm herzlich gedankt für den thätigen Antheil, den dieser General an den Erfolgen an der Lisaine gehabt durch seine Bereitwilligkeit, mit der er dem 14. Armeekorps jede mögliche Unterstützung an Geschützen, Truppen, Munition und Verpflegung gewährt, ging Werder am 20., nachdem er noch mit Oberstlieutenant v. Scheliha eine Unterredung gehabt und auch ihm für seine hervorragende Thätigkeit vor und während der Schlacht gedankt, nach Saulnot, wo er bei dem Curé Quartier nahm. Obgleich am 19. das Schlachtfeld so gut wie möglich aufgeräumt worden, traf man noch überall auf unversorgte französische Verwundete. Alle Dörfer waren voll von französischen Nachzüglern, Verwundeten und Kranken; in Chenebier befanden sich 400, in Béverne 600, in Villersexel 200, in Rougemont 200, in Isle sur le Doubs, Clerval eben so viel. Es machte den Eindruck, als wenn die letzten Divisionen in völliger taktischer Auflösung gewesen seien. Den Verlust des Feindes konnte man auf 8000 bis 10 000 Mann schätzen.

In Saulnot erreichte Abends 7 Uhr Werder das Telegramm des Kaisers, worin ihm das Großkreuz des Rothen Adler-Ordens mit Schwertern verliehen wurde. Den Wortlaut haben wir bereits mitgetheilt. Werder wurde tief bewegt durch die Gnade seines Königs, nur wollte ihm scheinen, als sei in den huldvollen Worten seines Königlichen Kriegsherrn mehr Dank ausgedrückt, als er verdiene. Eine der vielen großen Herrschertugenden des Kaisers war ja die, daß Er es an wärmster, dankbarer Anerkennung für geleistete Dienste nie fehlen ließ, und daß er diese Dienste nie vergaß. Aus dieser Depesche sprach mehr als Dank. Sie schien der Ausdruck einer von großer Sorge befreiten Seele. In den Tagen vom 14. bis 17. mag in der That das Hauptquartier des Kaisers mit großer Spannung, wohl auch Sorge, auf Werder geblickt haben. General Manteuffel konnte bei der zu erwartenden Schlacht noch nicht mitwirken. Dazu war er noch zu weit entfernt. Werder war auf sein schwaches Korps allein angewiesen. Was wurde, wenn Werder nicht Stand hielt? Das war die Sorge. Zunächst war der Belagerungspark vor Belfort verloren, und das Elsaß stand dem Feinde offen. Ein Sieg Bourbakis würde aber nicht bloß das Elsaß ihm geöffnet und die Verbindung der deutschen Armee

in Frankreich mit der Heimath unterbrochen haben, ganz Frankreich würde in dem, voraussichtlich von der Regierung geschürten Siegestaumel mit frischer Kraft den Krieg erneuert haben, denn seine Hülfsquellen waren noch lange nicht erschöpft, es fehlte nur das Prestige — es war gar nicht unwahrscheinlich, daß die durch den Sieg berauschten Schaaren Bourbakis im Gefühl ihrer Unwiderstehlichkeit sich zu einem Rachezug über den Rhein ergossen hätten. Wer wollte heute sagen, was geschehen wäre? Die Franzosen sind eben unberechenbar, und im Kriege geschieht oft das Unwahrscheinlichste. Das konnte man zwischen den Zeilen der Depesche lesen, und erst durch diese Depesche erkannte Deutschland die ganze Größe der Gefahr, die nun durch Werders That beseitigt war. Daher die plötzliche Begeisterung für Werder.*)

*) Es sei hier eines Buches erwähnt, welches, von einem Herrn von der Wengen geschrieben, im Frühjahr 1875 in Freiburg i. B. erschienen: „Die Kämpfe um Belfort im Jahre 1871." Was den Verfasser veranlaßt hat, unter dem Vorgeben, die historische Wahrheit zu ergründen, ein Buch zu schreiben, welches sich auf 606 Seiten bemüht, die Verdienste Werders und des 14. Armeekorps herabzusetzen und dem sogenannten Belfortmythus entgegenzutreten, entzieht sich unserer Kenntniß. Der Verfasser, über dessen militärische Vergangenheit wir nichts erfahren konnten, er soll Hannoveraner sein, hat auf das Buch viel Fleiß verwendet, namentlich hat er die bis zum Jahre 1875 zugänglichen französischen Quellen eingehend studirt, und wird manches Interessante daraus wiedergegeben. Es müssen ihm aber auch offizielle deutsche Quellen zu Gebote gestanden haben. Die Darstellung ist eine fließende, die Schilderung der Kämpfe eine sehr übersichtliche und detaillirte, aber das Ganze trägt das Gepräge der Gehässigkeit und großer Arroganz. Es ist eine tendenziöse Schrift, die sich deshalb für die spätere Geschichtsschreibung als Quelle nicht eignet. Mit apodyktischer Sicherheit weist er in sehr langathmigen Auseinandersetzungen an der Hand französischer Quellen nach, daß Bourbakis Operationsplan einen Einfall in Baden niemals im Auge gehabt, und sucht die Verkehrtheit eines solchen Planes auseinanderzusetzen.

Es hat nun Niemand behauptet, daß Bourbaki diesen Plan jemals gehabt hat, eigentlich war es also unnöthig, so viel Worte darüber zu machen. Ebenso wenig brauchte nachgewiesen zu werden, daß die Gefahr, in der Süddeutschland geschwebt haben sollte, eine eingebildete gewesen sei. Aber wußte denn der in seinem Urtheil so sichere Verfasser, wie sich die Dinge gestaltet haben würden, wenn Werder geschlagen worden wäre? Schade, daß der Verfasser des erwähnten Buches seine Zeit, Mühe und Begabung nicht einem anderen Thema zugewendet. Werder selbst spricht sich über die damalige Stimmung in einem Briefe aus:

„Die Bewohner des schönen Oberlandes hielten sich zunächst bedroht durch die Annäherung der zahlreichen feindlichen Schaaren. Gleich einem Alp bedrückte die Sorge um die im Kampf begriffenen Söhne, um die eigene Existenz die Gemüther. Der Rückzug des Feindes löste die Spannung; an ihre Stelle trat das Gefühl der Freude, der Dankbarkeit, der Anerkennung gegen die Sieger. Ich darf die Frage, was geschehen sein könnte, wenn der Feind gesiegt hätte, und inwiefern die Sorge des Oberlandes mehr oder minder berechtigt war, wohl unerörtert lassen. Das Eine stand fest, das Oberland glaubte an einen feindlichen Einfall, und die Sorge darum."

Werder ließ die Allerhöchste Kabinets-Ordre sogleich dem Korps mit folgendem Zusatz mittheilen:

„Indem ich den Truppen diese Allerhöchste Kabinets-Ordre zur Kenntniß bringe, spreche ich allen Offizieren, Beamten und Soldaten, die diese ruhmreichen Erfolge erkämpfen und erringen halfen, nochmals meinen wärmsten Dank aus."

Das 14. Armeekorps setzte am 21. Januar die Linksschwenkung fort und erreichte im Allgemeinen die Linie Rougemont—Isle sur le Doubs. Werder nahm in Villersexel Quartier.*)

Er gewährte seinen Truppen am 22. einen Ruhetag, welcher denselben, da sie seit dem 14. Januar beinahe fortwährend in Bewegung gewesen, nothwendig war. Die Märsche waren zwar nicht lang gewesen, die Wege aber waren schlecht, die Verpflegung nicht ausreichend, und die Nächte in engen Quartieren waren bei der strengen Kälte nicht viel besser als Biwaks. Außerdem mußten alle Ortschaften und Wälder abgesucht werden, wodurch viele Umwege verursacht wurden. Endlich mußte Werder auch das Herankommen der Munitions- und Proviantkolonnen abwarten, da sich das 14. Armeekorps nun wieder auf Epinal basirt hatte.

An den Schloßruinen von Villersexel ließ Werder Gottesdienst halten, da er die Heiligung des Feiertages, wenn es irgend anging, aufrecht erhielt. Vor acht Tagen war es freilich nicht möglich, da war der erste Schlachttag.

Am 22. Abends erhielt Werder die Armeebefehle vom 19., 20. und 21. des Generals Manteuffel.**) Hieraus erfuhr er den festen, bereits in Ausführung begriffenen Entschluß des Oberbefehlshabers, dem Feinde sich vorzulegen und ihm den Rückzug vollständig abzuschneiden. Weil räumlich noch zu weit entfernt, konnte General Manteuffel Werder noch keine direkten Befehle ertheilen, rechnete aber darauf, daß er dem Feinde an der Klinge bleiben, ihm dahin folgen werde, wohin er mit seinen Hauptkräften zurückginge, und daß die Verbindung des rechten Flügels mit General Manteuffels linkem Flügel von Werder gesucht werden würde. Nun aber verlangte General Manteuffel weiter, daß Oberst Willisen mit seiner Kavallerie und Artillerie über Pesmes in Eilmärschen zu ihm stoßen sollte, weil er Mangel an disponibler Kavallerie habe.

Am 23. setzte Werder seine Vorwärtsbewegung fort. Oberst Willisen wurde auf Pesmes dirigirt und schied damit aus Werders Befehlsbereich aus, General Schmeling ging auf Isle sur le Doubs, General Goltz auf Mésandans, General Glümer auf Rougemont Avilliers und Montbozon.

---

*) Nach den Tagebuchnotizen. Nach Loehlein ist das Generalkommando erst den 22. nach Villersexel gegangen, was nicht richtig sein kann.

**) Anlage 161 und 162 Theil II des Generalstabswerkes.

Diese Bewegungen stimmten zunächst noch mit einem während des Abmarsches am Morgen eingehenden telegraphischen Befehl des Generals Manteuffel:

„Ew. Excellenz wollen morgen den 23. die Offensive mit aller Energie wieder aufnehmen, damit diese mit den diesseitigen Bewegungen in Uebereinstimmung kommt. Näheres über diesseitigen Vormarsch schriftlich bereits unterwegs. Dôle ist gestern von der Avantgarde nach leichtem Gefecht besetzt und sind 230 mit Proviant beladene Eisenbahnwagen genommen worden.“

Infolge dieses Telegramms ertheilte Werder dem General Goltz den Befehl, noch am 23. Baume les Dames zu nehmen. Dessen Avantgarde rückte sofort ab. Diese fand den Feind vor Baume in starker Stellung. Nach lebhaftem Gefecht wurde der Feind geworfen, die Straße nach Baume wurde aber durch Felssprengungen ungangbar gemacht, so daß, auch wegen Einbruch der Dunkelheit, der Angriff auf Baume, welches sehr stark besetzt sein sollte, auf den 24. verschoben werden mußte.

Die 4. Reserve-Division hatte Isle sur le Doubs, eine Abtheilung derselben Clerval erreicht, wo der Feind nach dem Rückzuge über den Fluß die Brücke sprengte.

Auf dem rechten Flügel fand Brigade Wechmar bei Montbozon nur geringen Widerstand. Hier sollte ein feindliches Korps stehen, welche Nachricht den General Manteuffel veranlaßt hatte, zu seinen Direktiven vom 21. an Werder den Zusatz zu machen, daß anzunehmen sei, dasselbe würde nur den Abzug der Hauptkräfte über den Doubs gegen Vorstöße des Generals Manteuffel decken sollen. General Werder möge dessen direkte Verfolgung bewirken und dasselbe an einer Operation auf Gray hindern, damit die Kräfte des 2. und 7. Armeekorps beim Vorgehen gegen die Straße Besançon—Lons le Saunier nicht geschwächt zu werden brauchten. Eventuell könnte auch Oberst Willisen bei seinem Vorrücken von Vesoul nach Pesmes das erwähnte Korps beobachten und in der Flanke beunruhigen.*)

Zunächst mußte sich Werder des Ueberganges bei Baume versichern. Wenn der Feind überhaupt noch nicht allen Muth verloren, mußte er hier ernsten Widerstand leisten. Werder traf deshalb Anordnungen zu einem konzentrischen Angriff. Als aber am 24. Morgens die Angriffsbewegungen begannen, hatte der Feind bereits Baume geräumt und die Brücke gesprengt, deren Herstellung sofort in Angriff genommen wurde.

Werder stand nun vor der Wahl, entweder auf das linke Doubs-Ufer überzugehen, oder rechts abzumarschiren, um den Anschluß an die Süd-

*) Graf Wartensleben, Operationen der Süd-Armee, Seite 34.

Armee zu suchen. Der Feind stand mit mehreren Korps um Besançon. Nach den letzten Direktiven des Generals Manteuffel kam es diesem darauf an, das 2. und 7. Korps ungeschwächt zur Operation nach Süden zu erhalten. Dies wurde sicher erreicht, wenn sich Werder an das 7. Korps heranzog und die Sicherung gegen die Armee bei Besançon in der Richtung auf Gray und Dijon, wo auch noch 50 000 Mann unter Garibaldi stehen sollten, übernahm. Auch Oberstlieutenant Leszczynski rieth zum Rechtsabmarsch und Werder entschloß sich um so mehr dazu, als er der Ueberzeugung war, dem Feinde sei im Allgemeinen die Lust am Kämpfen vergangen. General Schmeling sollte mit 11 Bataillonen, 6 Batterien, 8 Eskadrons nach Herstellung der Brücken auf das linke Ufer übergehen, „eine ansehnliche Macht, die ich für genügend erachte, um den Feind nicht zur Ruhe kommen zu lassen“.*)

Eine Antwort auf seine Anfrage beim Oberkommando nach den Intentionen des Oberbefehlshabers und mit welchen Kräften er auf das linke Ufer folgen sollte, konnte er füglich nicht abwarten. (Erfahrungsmäßig dauerte eine Korrespondenz mit dem Oberkommando ein bis drei Tage.) Der Abmarsch wurde also in der Art angeordnet, daß das Detachement Goltz bis Loulans, die badische Division bis Avilley nach Westen vorrückte; am 25. erreichten diese Truppen das Dreieck Etuz—Voray—Rioz. Werder ging nach Rioz.

Abends gingen Werder ausführliche Direktiven des Oberkommandos, datirt vom 24. aus La Barre bei Dampierre, zu.**) Sie erwähnen sechs Möglichkeiten, was der Feind beabsichtigen könne, und geben die Wege an, wie der Oberbefehlshaber in jedem einzelnen Falle dagegen operiren wolle. Da aber eine unmittelbare Anlehnung aller drei Korps an einander augenblicklich nicht zu erzielen, auch vielleicht nicht wünschenswerth sei, so gab der General v. Manteuffel den drei kommandirenden Generalen eine gewisse Selbstständigkeit zum Handeln, vor Einholung eines Befehls, falls die Umstände einen schnellen Entschluß fordern sollten.

In der Nacht vom 25. zum 26. traf General Manteuffels Antwort auf Werders Anfrage aus Rougemont in Rioz ein. Er war mit dem Rechtsabmarsch Werders nicht einverstanden, da er den General Schmeling nicht für stark genug hielt. Werder sollte Schmeling und Goltz folgen lassen und die badische Division zwischen Doubs und Ognon vorschieben. Dies nun würde seine Schwierigkeiten gehabt haben, weil Werder ja aus dem Oktober wußte, daß er bereits bei Châtillon le Duc nicht weiter kommen würde, auch waren die Uebergänge über den Ognon zerstört und

*) Tagebuchnotiz.

**) Graf Wartensleben, Seite 40.

solche über den Doubs nicht vorhanden. Uebrigens besagte eine Nachschrift, daß, da Werder wider Erwarten rechts abmarschirt sei, er nunmehr von Rioz weiter rechts gehen möge, mit dem 7. Armeekorps Verbindung nehmen, Besançon beobachten, die linke Flanke schützen solle und dem General Schmeling Nachdrängen empfehlen möge.

Werder bedauerte aufrichtig, Manteuffels Intentionen nicht ganz getroffen zu haben, und schickte sofort den Major Grolman ins Hauptquartier nach La Barre, mit dem Auftrage, die Lage und Beweggründe auseinander zu setzen. Wenn General Manteuffel es für nöthig hielt, könne General Goltz sofort nach Baume zurückkehren. Zunächst aber wurde am 26. der Marsch weiter fortgesetzt. General Goltz blieb Front gegen Besançon stehen, um den Rechtsabmarsch der badischen Division zu decken event. wieder nach Baume zu marschiren. Die Tetenbrigade Wechmar erreichte Marnay, Division Schmeling Aissey an der großen Straße Besançon—St. Hippolyte. Werder blieb noch in Rioz, weil er, wenn Goltz etwa auf das linke Ufer geschickt würde, mit ihm gehen wollte, um dort das Kommando zu übernehmen.

Durch die Operationen des 2. und 7. Armeekorps immer weiter nach Süden wurde naturgemäß die Frontausdehnung immer größer, die Linie immer dünner. Auch erschien es dem Oberbefehlshaber jetzt geboten, sich des angeblich von einem sehr starken, wenn auch unthätigen Gegner (Garibaldi) besetzten Dijon zu bemächtigen. Werder erhielt Befehl, eine Brigade mit einer Batterie am 27. auf Pesmes in Marsch zu setzen, um sich unter Kommando des Generals Hann zu stellen, der mit der Expedition gegen Dijon betraut worden.

Am 27. ging Werder mit dem Detachement Goltz nach Marnay, die beiden badischen Brigaden nach St. Vit am Doubs und nach Recologne. Major Grolman war zurückgekehrt, und hatte sich schließlich General Manteuffel mit Werders Operationen einverstanden erklärt, wodurch ihm ja doch auch der Vortheil erwuchs, daß nunmehr das ganze 7. Armeekorps zur Verwendung frei wurde, nachdem Truppen des 14. Armeekorps den Doubs bereits erreicht hatten. Es war dies ein wesentlicher Umstand, denn nun war Manteuffel in der Lage, auch die letzte, dem Feinde verbliebene Straße durch den hohen Jura zu verlegen. Es sprachen alle Anzeichen dafür, daß der Feind mit seinen Hauptkräften auf Pontarlier würde versuchen durchzukommen.

Der Oberbefehlshaber ordnete nun für den 28. an, daß das 14. Armeekorps noch an diesem Tage Quingey zu besetzen und dort das 7. Korps abzulösen habe, daß die Festung Besançon von Werder auf beiden Ufern zu beobachten sei, und Division Schmeling dem Feinde an der Klinge bleiben

und seinen Rückzug beschleunigen solle. Das Detachement Goltz aber wurde zur Verfügung des Oberkommandos nach Arc et Senans dirigirt!

Werder ging nun selbst nach La Barre, um eine Aussprache mit General Manteuffel herbeizuführen. Letzterer hatte vielleicht gehofft, er würde dem Feinde, ähnlich wie bei Sedan, bereits bei Besançon eine Katastrophe bereiten können, und sei dies nur durch den Rechtsabmarsch Werders verhindert worden. Die liebenswürdigen Formen des Generals Manteuffel konnten nicht verhindern, daß Werder den Stachel fühlte; und doch war sich Werder bewußt, nach bestem Ermessen gehandelt zu haben. Oder er mußte sein Korps voraussichtlich sehr bedeutenden Verlusten aussetzen, um eine Katastrophe zu beschleunigen, die doch unbedingt unvermeidlich war. Werder schreibt in seinen Notizen:

„Er (Manteuffel) verlegt sein Hauptquartier weiter nach Süden und rieth mir, in La Barre zu verbleiben, da ich eigentlich ohne Truppen war, denn Degenfeld und Willisen waren zu General Hann gestoßen, Goltz zur Disposition nach Villers marschirt, Wechmar stand in Quingey, Keller und Glümer in St. Vit. Ich hatte also gar kein Kommando und blieb in La Barre, wo wenigstens eine Telegraphenstation war. Von dem Kommando über 60 000 Mann war ich auf Null reduzirt, doch war ich darüber nicht empfindlich. Des allgemeinen Besten wegen, dies mußte ich Manteuffel schon glauben, konnte ich nichts dagegen einwenden, obgleich die Unthätigkeit mich peinigte. Ich wollte gern dort sein, wo die kriegerische Aktion zu erwarten war. Ohne Kommando aber war ich Tourist, und dies schien sich für einen kommandirenden General doch nicht zu schicken!

Manteuffel umkreiste den Feind nun immer mehr nach rechts, aber seine Linie wurde sehr dünn. Ohne den Rechtsabmarsch hätte er die Bewegung schwerlich ausführen können. Wollte oder konnte der Feind südwestlich durchbrechen, so fand er nur schwachen Widerstand. Aber freilich, mit einem demoralisirten Feinde kann man Vieles riskiren, eigentlich Alles!“ *)

Bereits am 26. waren alarmirende Gerüchte aus Bern eingetroffen, daß 20 000 Mann von Pontarlier auf St. Hippolyte marschirten. Außerdem hatten bis vor Kurzem noch Truppen in Blamont, Pont de Roide, und St. Hippolyte gestanden. Letztere waren aber in südwestlicher Richtung bereits abgezogen. Werder ließ nun dem General Debschitz den Befehl zugehen, gegen Hippolyte zu rekognosziren. Obgleich Werder nicht daran glaubte, daß der Feind eine neue Unternehmung gegen Belfort einleite,

---

*) Wie demoralisirt die Armee Bourbakis bereits war, schildert das Generalstabswerk in Theil II, Seite 1247.

schickte er doch am 27. dem General Schmeling Direktiven: „der General möge die dortige Situation, insbesondere die Wahrheit oder Unwahrheit der erwähnten Gerüchte selbst ergründen und beurtheilen und dann nach eigenem Ermessen handeln, sich event. Montbéliard nähern, um unter Basirung auf Isle sur le Doubs und in Verbindung mit General Debschitz die dortige Gefahr abzuwenden“.*)

Manteuffel hatte nun aber für den 29. Januar ein allgemeines Vorrücken auf Pontarlier angeordnet und dabei auf ein fortgesetztes Vorrücken des Generals Schmeling auf Morteau gerechnet. Infolge der eben angeführten Direktiven, die beim General Schmeling später eingingen, als der Befehl des Oberkommandos zum Vorrücken, da außerdem General Schmeling ziemlich zuverlässige Nachrichten hatte, daß östlich Besançon an der Straße nach Hippolyte noch bedeutende feindliche Kräfte aller Waffen stehen sollten, beabsichtigte er seine Division zunächst bei Sancey, also etwas über 2 Meilen westlich St. Hippolyte, zu versammeln und von hier aus nach allen Seiten zu rekognosziren. Während nun General Debschitz am 28. Hippolyte besetzte, erreichte eine Abtheilung Zimmermann der Division Schmeling, welche den Feind am 28. bei Orgeans angetroffen, am 29. Maiche, an der Straße Hippolyte—Morteau, stand also viel weiter zurück, als das Oberkommando gehofft hatte, so daß die Straße Ornans—Pontarlier auf dem linken Flügel des 7. Armeekorps nicht aufgeklärt war, was nun das 7. Armeekorps selbst besorgen mußte. General Schmeling erhielt Befehl, ohne Zögern am 30. über Etalans auf Pontarlier vorzugehen, und er erreichte am Abend Vercel. General Debschitz marschirte mit 7 Bataillonen, 2 Eskadrons und 2 Batterien auf der Straße nach Morteau vorwärts.

General Manteuffel hatte sein Hauptquartier am 29. nach Arbois verlegt, während Werder noch in La Barre verblieb. Inzwischen war Paris am 28. übergeben und ein Waffenstillstand abgeschlossen, von dem jedoch die Departements Côte d'or, Doubs und Jura ausdrücklich ausgenommen waren, denn erst sollte hier die Entscheidung fallen. Von dieser sehr wichtigen Klausel hatte aber die französische Regierung den auf dem südöstlichen Schauplatz kommandirenden französischen Generalen keine Kenntniß gegeben, und entstand infolge dessen in den nächsten Tagen eine heillose Konfusion. General Manteuffel hatte am 29. einen Armeebefehl erlassen, worin er ausdrücklich hervorhob, die Operationen der Süd-Armee seien bis zur Entscheidung fortzusetzen. Der General Clinchant, der das Kommando für Bourbaki übernommen, erließ dagegen aus Portarlier einen Befehl, daß ein Waffenstillstand von 21 Tagen abgeschlossen und der Feind

*) Graf Wartensleben, Seite 61.

hiervon zu benachrichtigen sei. Infolge dessen blieb den kommandirenden preußischen Offizieren, wenn sie von dem Manteuffelschen Armeebefehl noch keine Kenntniß hatten, nichts übrig, als den Waffenstillstand am 30. als bestehend zu betrachten. Dieser Zustand der Ungewißheit dauerte während des 30. beim größten Theil des 2. und 7. Armeekorps fort, während Werder, von der Sachlage unterrichtet, einen aus Besançon abgesandten Parlamentär über das bestehende Mißverständniß aufklären konnte.

Bis zum 1. Februar hatte der General Manteuffel die bei Pontarlier versammelten Reste der französischen Armee vollständig eingeschlossen. Auch General Schmeling war herangekommen und näherte sich von St. Gorgon, während General Debschitz auf der Straße von Morteau anmarschirte. Das kühne Manöver des Generals Manteuffel war geglückt; bekanntlich trat die französische Armee am 1. Februar über die schweizer Grenze. Auch Dijon war an demselben Tage von General Hann besetzt worden. Der Krieg schien also sein Ende gefunden zu haben, denn die Uebergabe von Belfort konnte nur noch eine Frage der Zeit sein.

Werder war am 31. nach St. Vit gegangen, kehrte aber am 1. Februar wieder nach La Barbe zurück, wo er bis zum 8. verblieb, um an diesem Tage sein Hauptquartier nach Dôle zu verlegen. Wir geben aus dieser Zeit seine Tagebuchnotizen im Auszug wieder:

„In Paris ist ein Waffenstillstand abgeschlossen. Die Hauptstadt hat kapitulirt. Bei der Süd-Armee dauert der Krieg aber noch fort. Die Bourbakische Armee ist gestern in die Schweiz übergetreten. Debschitz steht bei Morteau. Dijon ist von Hann besetzt. Soll nun die Belagerung von Belfort fortgesetzt werden, so ist sehr wahrscheinlich, daß nur die vor Belfort befindlichen Truppen dazu verwendet werden, Debschitz also nicht wieder zum 14. Armeekorps herangezogen werden kann. Alsdann ist Tresckow sehr schwach, und man wird hinterher die getroffenen Maßregeln, daß Schmeling mit allen disponiblen Kräften vorgehen sollte, da es zunächst auf Vernichtung der feindlichen Armee und nicht auf die Belagerungsarbeiten vor Belfort ankomme, vielleicht sehr mißbilligen. Tresckow fragt an, was Debschitz thun solle, da er auf unbewaffnete feindliche Massen gestoßen sei, die sich auf den Waffenstillstand berufen, und die er nicht vor sich hertreiben könne. Ich habe ihn an Manteuffel gewiesen, ich könne nichts befehlen. Ich weiß von gar nichts. Bin reines Büreau. Brevi manu weiter! Hier bei Besançon und Auxonne ist ein natürlicher Waffenstillstand. Vorgestern haben französische und badische Truppen in einem Dorfe kantonirt. Lieutenant v. Rüts ist anderen Tages ungehindert weiter geritten, um Schmeling in der Gegend von Ornans aufzusuchen. Es ist jetzt in Bezug auf Krieg und Frieden allgemeine Konfusion. Ich denke aber, daß

sich die Sache heute Nacht noch aufklären wird. Ein Kabinetscourier ist gestern Abend durch Dôle gegangen.

Manteuffel berichtete gestern an den König über seine Erfolge. Schmeling, der nun herangekommen, aber keinen Theil am Zusammentreffen genommen (weil die Franzosen theils aus Mattigkeit, theils wegen des Waffenstillstandes gar nicht mehr kämpfen wollen, auch die Gefangenen reklamiren), bleibt in Pontarlier. Debschitz besorgt Etappe und Gefangenentransport und kehrt dann zu Tresckow nach Belfort zurück.

Major Müller, der Etappenkommandant in Dôle, hatte hierher gemeldet, daß Garibaldi von Auxonne her unter Voraussetzung allgemeinen Waffenstillstandes eine Demarkationslinie festgesetzt habe, von wo aus die Etappenstraße sehr gefährdet erscheine. Garibaldi war bedeutet worden, die vorgeschobenen Posten zurückzunehmen, widrigenfalls sie als Feinde angesehen würden. Ich schickte sogleich Verstärkung und befahl, daß, so lange diese Bedrohung nicht aufhöre, die Kolonnen in Gray anzuhalten seien und die Etappentruppen sich näher an Auxonne heranziehen sollten, um gegen Ausfälle von dort her zu sichern. Die Sache wurde geordnet und der Feind zog sich zurück.*) Der Abgang der Kolonnen kann durch diesen Zwischenfall wohl 12 bis 24 Stunden Zeitverlust gehabt haben.

5. Februar. Knesebeck will Auxonne zur Waffenstreckung auffordern und verlangt dazu meine Mitwirkung, d. h. des dorthin detachirten badischen Bataillons und der Batterie. Ich habe die Mitwirkung zu jeder offensiven Bewegung verweigert, ihm dagegen für die Defensive 2 Bataillone und 2 Batterien zur Verfügung gestellt und dies dem Oberkommando gemeldet, sowie daß ich beabsichtige, am 8. meine Truppen zurückzuziehen.

7. Februar. Ein von dem Oberkommando eingegangener Befehl enthält die Dislokationsbestimmungen. Eine Hauptreserve wird formirt unter General Goltz, bestehend aus einer badischen Brigade, der Brigade Willisen, dem Detachement Goltz, zur speziellen Verfügung Manteuffels. Das 14. Armeekorps soll, wie bisher, Besançon beobachten, die Straße von Epinal decken, die Belagerung von Belfort energisch fortsetzen. Es ist nicht daran gedacht, daß ich bei den räumlichen Verhältnissen auf die letztere Aufgabe gar keinen Einfluß ausüben kann, daß ich dem General Schmeling nichts zu befehlen habe, daß also meinem direkten Befehl nur zwei badische Brigaden unterstellt sind, die Glümer wenigstens ebenso gut dirigiren kann. Ich habe Leszczynski sogleich ins Hauptquartier geschickt,

*) Dies passirte am 30. und 31. Januar. Details siehe Wartensleben, Seite 92 und 93.

um Manteuffel meine dienstlichen Bedenken und Gesuche vorzutragen. Die ganze Anordnung läßt näheres Eingehen auf die eigenthümlichen Organisations-, Administrations- und Verpflegungsverhältnisse nicht erkennen. Das Korpskommando ist durchaus nicht im Stande, die Truppen, die ihm unterstellt sind, nach irgend einer Richtung zu administriren oder taktisch zu leiten. Es müßten doch wenigstens die Divisionsverbände bestehen, und diese sind, was Schmeling und Glümer betrifft, total zerrissen. Dabei ist ein persönlicher Einfluß meinerseits durch die Raumverhältnisse unmöglich gemacht."

Der Sieger von Belfort befand sich in der unbehaglichsten Stimmung und Vieles bedrückte ihn. Vor Allem war es das Verhältniß zu General Manteuffel, was ihm Sorge machte. Werder war durch und durch Soldat, that seine Pflicht, vertraute auf Gott, aber die Pflichterfüllung mußte ihm nicht durch Maßnahmen, die seine Thätigkeit eng begrenzten, erschwert werden. Es war ihm keineswegs schwer geworden, aus seiner selbstständigen Stellung, die er so ruhmvoll ausgefüllt, in das abhängige Verhältniß zum Oberkommando der Süd-Armee versetzt zu werden, im Gegentheil, wir haben ja oft genug erkennen können, wie ernst er die Last einer großen Verantwortung empfand. Er hatte auch den besten Willen, mit seinem Korps, als Glied eines Ganzen, den Intentionen seines Oberbefehlshabers entsprechend zu handeln. Niemals würde es ihm eingefallen sein, in Ansehung seiner Verdienste, sich einer Ueberhebung schuldig zu machen. Er wollte nur noch mehr leisten, um den Ruhm zu verdienen, den man ihm zollte. Daß ihm die Mittel dazu nach und nach ganz aus der Hand genommen, er gänzlich bei Seite geschoben wurde, verstimmte ihn um so mehr, als das Vaterland ihn in jeder Weise zu ehren suchte.

Und diese Ehrenbezeigungen waren für ihn, wie wir bereits wissen, ein anderer wunder Punkt. In seinen Notizen findet sich eine Stelle:

„Sicher und fest in meinen Beschlüssen bin ich eigentlich nicht.*) Dies zeigt sich auch in meinen Schwankungen bezüglich der Ehrengeschenke. Daß sie mich peinigen und ich viel darum gäbe, wenn die Leute mich ungeschoren ließen, das steht felsenfest, nicht so, was zu thun ist. Ich habe in Versailles wegen der Annahme anfragen lassen."

An einer anderen Stelle über denselben Gegenstand:

„Eine andere Sache, die mich sehr beschäftigt, sind die Ehrengeschenke. Ich habe an Tresckow telegraphirt, er wolle die Erlaubniß des Königs zur Ablehnung erbitten. Allerdings ein bedenklicher Schritt, der mich sehr in die Nesseln setzen kann, wenn Tresckow mir nicht wohlgesinnt ist.

*) Dies bezieht sich auf die zu ergreifenden Maßregeln, um dem Oberkommando gegenüber zu seinem Rechte zu gelangen.

Es war aber eine Unruhe in mir, die Ovationen los zu werden, daß ich innerlich dazu gedrängt wurde."

Major Grolman hatte aber das Telegramm noch nicht abgesandt. Werder schreibt nach einer sehr unruhigen Nacht am 10.:

„Ich habe Gott gebeten, Er möge die Sache in Seine allgütigen Vaterhände nehmen und mir helfen wie bisher."

Es wurde nun ein anderes Telegramm an General Treskow abgesandt ungefähr des Inhalts:

„Sie kennen mich genugsam, um zu ermessen, wie mir diese Ehrengeschenke, die sich nach glaubwürdigen Nachrichten in mehreren Städten vorbereiten, peinlich und höchst unangenehm sind. Ich habe die Absicht, sie abzulehnen, möchte es aber ohne Wissen des Königs nicht thun. Fragen Sie Ihn um Erlaubniß oder schreiben Sie mir Ihre Ansicht."

Erst nach drei Tagen erhielt Werder vom General Treskow die Antwort: „Ablehnung nur zulässig, bevor Anfertigung geschehen."

Ein anderer Punkt, der Werder viel beschäftigte, waren die Ordensvorschläge. Wenn er für seine Person auch keinen sehr großen Werth auf Orden legte, so hatte er doch ein um so größeres Bedürfniß, für seine Untergebenen, die sich hervorgethan, eine Anerkennung zu erreichen. Er hielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse für eine Auszeichnung, die durch besondere Leistungen verdient werden mußte, und deren Werth dadurch nicht abgeschwächt werden durfte, daß sie in ungemessener Zahl erbeten wurde. Auch wollte er das Kreuz 2. Klasse nicht wie eine Art Kriegsdenkmünze angesehen wissen. Sein Gerechtigkeitssinn und sein großes Wohlwollen für seine Untergebenen kamen nun aber mit seiner Ansicht in Bezug auf die Zahl der zu beantragenden Auszeichnungen oft in Konflikt.

Auch die Zeitungen gaben Werder manchen Anlaß zum Aerger. Ein Artikel in der Kölnischen Zeitung über die Süd-Armee veranlaßte ihn zu folgender Aeußerung:

„Er ist gut geschrieben, nimmt aber alles Verdienst für Manteuffel in Anspruch, dem er stark Weihrauch streut, ohne daran zu erinnern, daß die Erfolge Manteuffels ohne die Erfolge vor Belfort und ohne die Mitwirkung des 14. Armeekorps bei der Flankirung unmöglich gewesen sein würden. Dies Alles ist natürlich, weil das übertriebene Geschrei eine Reaktion hervorrufen mußte. Aber der König selbst hat in seiner Freude und Herzensgüte durch das Telegramm eine Art Fanatismus hervorgerufen, der bei ruhiger Beleuchtung des Gegenstandes nicht anhalten konnte und einen Rückschlag erleiden mußte, zum großen Nachtheil des Belobten. Darauf mußte man vorbereitet sein, auch auf Neid und Mißgunst. Daß man sich jedoch gewisser Verdrehungen der Wahrheit bedienen würde, ist zwar auch menschlich, aber — — —.

W . . . plappert als Feuilletonist so ins Gelag hinein. Er will Gambetta ins gehörige Licht setzen als verabscheuungswürdigen Menschenschlächter. Dabei bedenkt er nicht, daß er dem großen Publikum gegenüber die Thaten der deutschen Armee auf Null reduzirt. So ungefähr, wie er Bourbakis Armee schildert, war sie vor Belfort keineswegs. Man wußte mir an Ort und Stelle zu erzählen, wie siegesgewiß diese Leute gewesen waren, weil sie glaubten, als Rächer in Berlin einziehen zu können. Freilich Unsinn, aber doch kein Beweis von Niedergeschlagenheit. Die Artillerie war gut und an und für sich der unserigen wohl gewachsen. Sie hat das Mögliche geleistet, konnte aber gegen unsere Belagerungsgeschütze nicht aufkommen. Kavallerie fehlte den Franzosen wohl ganz, wäre aber auch hier nicht zur Geltung gekommen. Dieser Mangel hat ihrem Nachrichtendienst großen Schaden gethan."

Auch die Kreuz-Zeitung brachte damals einen Artikel über das 14. Armeekorps. Er stammte zwar aus der Umgebung Werders, war aber durchaus nichtoffizieller Natur. In tüchtigem Sinne und mit Wärme geschrieben, verfehlte er nicht den Eindruck auf das große Publikum.

Nachdem die Armee des Generals Clinchant nach der Schweiz übergetreten, handelte es sich für die Süd-Armee nur noch darum, die drei Departements, wo der Kriegszustand noch fortbestand, vollständig in Besitz zu nehmen. Dies geschah bis Mitte Februar. Am 14. Februar wurde aber auch der Kriegszustand in diesen Departements aufgehoben, nachdem Belfort infolge diplomatischer Verhandlungen von den Franzosen übergeben und der Waffenstillstand verlängert worden war. General Manteuffel erließ am 14. Februar folgenden Armeebefehl aus Dijon, wohin er sein Hauptquartier verlegt hatte:

„Soldaten der Süd-Armee!

Ich habe die Freude, Euch wohlverdiente Ruhe gönnen zu können. Seine Majestät unser Kaiser und König haben auch für die Süd-Armee Waffenstillstand abschließen lassen. Aber selbst bei diesem Abschluß springen die Folgen Eures siegreichen Schlagens bei Belfort, Eures unaufhaltsamen Marsches über den hohen Jura, durch den Ihr in blutigen Kämpfen die letzte feindliche Armee über die Grenze warft, in die Augen. Ihr räumtet keine der eingenommenen Positionen; alle drei Departements bis Lons le Saunier hinunter bleiben von Euch besetzt, und die starke Festung Belfort hat ihre Schlüssel überliefern müssen. Soldaten der Süd-Armee! an Euch ist es jetzt, nach Euren großen Waffenthaten der Welt auch zu zeigen, daß die wahre Bildung in den

germanischen Volksstämmen wohnt. Sitte, Milde, Schonung, Rücksichtnahme dem überwundenen Feinde gegenüber thun dies!"

Auch Werder hatte das Bedürfniß, den Truppen vor Belfort, die nominell jetzt noch unter seinem Befehl standen, die aber doch treue Mithelfer seines Erfolges gewesen, seine Anerkennung in folgendem Befehl vom 14. Februar auszusprechen:

„Soldaten!

Die Thore Belforts haben sich Euch geöffnet, die Festung ist in unseren Händen. Gut bewehrt, brav vertheidigt, hat die Bezwingung dieses Platzes große Anstrengungen erfordert. Aber trotz des schwierigen Terrains, trotz der Ungunst der Jahreszeit hat das Belagerungskorps in Abwehr und Angriff wacker seine Schuldigkeit gethan. Jüngst noch, wo ein übermächtiger feindlicher Angriff das ganze 14. Armeekorps vor Belfort vereinigte, habt Ihr an jenen denkwürdigen drei Tagen hervorragenden Antheil genommen. Mit meinen Glückwünschen spreche ich Euch Allen gern nochmals meine volle Anerkennung aus, namentlich Euch Wehrleuten, die Ihr hier auf fremdem Boden für das Vaterland so muthig gekämpft und durch treueste Pflichterfüllung den Ruhm des deutschen Heeres so reichlich mehren halfet!"

Für die nächsten Tage waren die Truppen in weitläufige Kantonnements gelegt, um sich zu erholen und zu retabliren. Es war ja nicht unmöglich, wenn auch unwahrscheinlich, daß die Feindseligkeiten wieder begannen, verweigerte doch der Kommandant von Langres Anerkennung des Waffenstillstandes, und auch Besançon und Auxonne befanden sich noch in Feindes Hand. Daher traf auch das Oberkommando alle Vorbereitungen, um nach Ablauf des Waffenstillstandes, also am 26. Nachts 12 Uhr, die Operationen wieder aufnehmen zu können.

Der dienstliche Verkehr des Oberkommandos mit dem Generalkommando 14. Armeekorps blieb ein fortgesetzt unerfreulicher. Für Werders Ordensvorschläge für Belfort und die von Versailles eingehenden Auszeichnungen war natürlich jetzt das Oberkommando Instanz. Das Kabinet schickte stets eine Anzahl Eiserner Kreuze 1. und 2. Klasse im Verhältniß zu den eingegangenen Vorschlägen an das Oberkommando zu selbstständiger Vertheilung. Nun aber glaubte sich Werder bei dieser Vertheilung durch das Oberkommando benachtheiligt und veranlaßte ihn dies, im Interesse seiner Untergebenen, die vor Belfort so Außerordentliches geleistet, zu Reklamationen. Er schreibt:

„Es kommt hoffentlich zum Frieden, sonst würde ich mit wenig Behagen weiter kriegen. Man hat es in wenig Wochen möglich gemacht, mir die ganze Geschichte zu verleiden. Das Korps ist total zerrissen.

Jetzt fragt sich's, wo das Korpskommando bleiben soll. Vorgehen als fünftes Rad am Wagen mit der badischen Division? Oder hier bleiben, um den Befehl über die beiden Landwehr-Brigaden zu übernehmen?*) Am besten vielleicht in Dôle oder in Gray. Ich beabsichtige eventuell das Oberkommando um Befehl anzugehen. Es mag immerhin bemerken, daß meine Laune getrübt ist. Ich hoffe auf Frieden, auch in Bezug auf diese unerquicklichen Verhältnisse.

27. Februar. Der Waffenstillstand ist abgelaufen, ohne daß etwas über die Erneuerung desselben oder über Krieg oder Frieden bekannt geworden. Nur sollen die Feindseligkeiten ohne höheren Befehl nicht begonnen werden. Doch ist die Möglichkeit der Offensive, wie in der Mittheilung zugefügt ist, nicht ausgeschlossen.

Nachmittag. Vor einigen Stunden ging die Nachricht vom Abschluß der Friedenspräliminarien ein. Waffenstillstand bis zum 12. März. Vom 13. ab dreitägige Kündigung. Der Maire von Dôle ließ mit allen Glocken läuten. Die Militärmusik blies vom Thurm Choral. Großes Diner.

Gott sei Dank, daß wir so weit sind. Jeder hat sein gutes Theil zu dem Erfolge beigetragen, nach bestem Wissen, je nach seiner Stelle. Vor Allem aber gebührt nächst Gott Dank dem greisen Könige, der durch seinen Heldenmuth, seine Weisheit, seine Mäßigung bei aller Energie in Verfolgung des als gerecht und billig erkannten Zieles so Großes und Unerwartetes zu erreichen wußte. Dank für Bismarck, Moltke, Roon, die Feldmarschälle, das gesammte Heer, die opferfreudige Hingabe der gesammten deutschen Lande. Großes ist vollbracht, die Niederwerfung des Erbfeindes, den Gottes Wille in einen Freund und friedliebenden Nachbar verwandeln möge; die Erhebung, in seltener Uebereinstimmung der Fürsten und Völker, im Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Nothwendigkeit eines gemeinsamen Oberhauptes in dem nunmehrigen Deutschen Kaiser! Gott erhalte ihn uns noch recht lange zum Wohle des weiteren und engeren Vaterlandes. Er segne sein Alter und seine Wege und sei mit uns Allen!"

Große Freude machte Werder ein Brief des Generals Manteuffel, der ganz geeignet war, in Werder die Hoffnung zu erwecken, daß die Spannung zwischen den beiden Generalen, die ihn so tief bekümmerte, nun ihr Ende erreichen würde. Der Brief war aus Dijon vom 27. Februar

*) Von der von Belfort zurückgekehrten 1. Reserve-Division v. Tresckow.

1871 datirt und lautete im Eingang, dem andere dienstliche Angelegenheiten folgten:

„Ew. Excellenz haben durch mein Telegramm erfahren, daß die Präliminarien gezeichnet sind. Ich sehe hiernach den Frieden als gesichert an, und so drängt mich mein Herz, doch Ew. Excellenz jetzt auszusprechen, wie es mich gefreut hat, mit Ew. Excellenz gemeinschaftlich gegen den Feind marschirt zu sein, wie es mir fehlt, daß Hiller nicht mehr dabei sein konnte, und wie es mir immer eine liebe und angenehme Erinnerung bleiben wird, im Verein mit Ew. Excellenz die letzten Schläge in diesem Kriege gethan zu haben rc."

Werder antwortete sofort und ebenso herzlich und betonte, daß der Schlußakt des Dramas das Werk des Generals Manteuffel sei.

Nach wenigen Tagen erhielt er einen allgemeinen Erlaß über Benutzung der Presse, zu dem ein Artikel in den Zeitungen, überschrieben „Die 4. Reserve-Division", dem Oberbefehlshaber Veranlassung gegeben. Der Artikel gab den Eindruck wieder, welchen der Rückzug der Franzosen gemacht, und war die bereits beginnende Auflösung in etwas greller Weise geschildert. Der Artikel war natürlich nicht offizieller Natur. Daß General Schmeling davon gewußt, muß bezweifelt werden, seine ganze Persönlichkeit und Denkungsweise war jeder Reklame abhold.

Obgleich bereits am 7. März das 14. Armeekorps durch Allerhöchste Kabinets-Ordre wieder aufgelöst und der Rückmarsch der Truppen in die Heimath in die Wege geleitet worden, glaubte doch Werder seine Untergebenen vor unverdientem Mißtrauen schützen zu müssen und suchte in einem mit großer Wärme und Offenheit geschriebenen Privatbriefe an den Oberbefehlshaber die Weitergabe des Erlasses zu inhibiren. Werder schreibt unter Anderem:

„Daß ich so viel Aerger und die Nerven wahrhaft angreifende Pein erdulden muß infolge von Ereignissen, um die ich von Jedermann beneidet werde, ist ein wahrhaft tragisches Schicksal. Als die Anerkennungen und Huldigungen von allen Seiten auf mich einstürmten, sagte ich zu Henckel in dem lebhaften Gefühl, daß dieses Geschrei eine Art fanatischen Taumels sei, und in dem dunklen Gefühl eines Umschlages: „Es ist mir, als würden wir noch Gottes Strafgericht erdulden müssen; jede Uebertreibung rächt sich!"

Meine Erwägung, daß ich ja nichts dazu gethan, ist anscheinend richtig, dennoch, wer weiß, wie Gott im Himmel die Sache ansieht. Nach meinem Gefühl möchte ich laut in die Welt rufen: Ich will nichts hören, ich habe nichts gethan, wir Alle überhaupt haben blutwenig gethan! Vielleicht ist es strafbar, daß ich es nicht hinausrufe. Nun,

der ja so oft mein heißes Flehen erhört hat, wird ja auch hier helfen und einen Ausweg zeigen.

Dôle, den 8. März. Gestern Abend traf Manteuffels Antwort ein, sie ist würdig gehalten, beantwortet aber die Frage wegen Weiterbeförderung seines Erlasses nicht. Vorläufig wird nun meinerseits von Schmeling Bericht gefordert. Das Uebrige muß sich finden. Die Geschichte macht mich noch ganz krank."

Am 9. März ging Werder von Dôle nach Vesoul. Ueber den Verbleib des Generalkommandos des aufgelösten 14. Armeekorps war höheren Orts noch nichts bestimmt worden. Werder hatte aber bereits am 7. von seinem Korps, mit dem er eine so ereignißreiche Zeit verlebt hatte, in folgendem Erlaß Abschied genommen:

Soldaten des 14. Armeekorps!

Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs ist das 14. Armeekorps aufgelöst. Mit dem schönen lohnenden Bewußtsein treu erfüllter Pflicht könnt Ihr zurückblicken auf Eure Theilnahme an diesen wichtigen, welthistorischen Kämpfen, auf Eure Leistungen, die unter Gottes gnädigem Beistande von reichem Erfolg gekrönt wurden und die Allerhöchsten Anerkennungen fanden.

Ziehet nun in die Heimath und arbeitet mit ebenso viel Hingebung an dem friedlichen Ausbau des deutschen Vaterlandes, wie Ihr zur Gründung seiner Größe kriegerisch thätig gewesen seid.

Mein Dank begleitet Euch in Eure Heimath.

Gedenkt zuweilen Eures tiefbewegten Führers, wie er Eurer nie vergessen wird.

Gott schütze Euch, wie er das 14. Armeekorps geschützt hat.

gez. v. Werder.

Am 13. begab sich Werder nach Nancy in Erwartung der Ankunft des Kaisers. Er befand sich in äußerster Spannung, welche Aufnahme er beim Kaiser und seiner Umgebung finden würde. Am Morgen hatte er noch mit dem Major Grolman darüber gesprochen, daß ihm die ganze Situation beklommen sei, er glaubte an einen starken Rückschlag der Stimmung, auch an Allerhöchster Stelle. Wie wenig kannte er doch den Kaiser! Er äußert sich über die Begegnung:

„Um so wohlthuender war für mich die Begrüßung des Königs. Sie war überwältigend und meine dankbare Empfindung läßt sich nicht beschreiben. Er kam auf mich zu, umarmte mich dreimal und dankte mir in gütigen gerührten Worten. Nach dem Essen unterhielt er sich wohl über eine Viertelstunde mit mir über die Schlacht, über seine

Sorge und fieberhafte Aufregung, wie die Sache ablaufen werde. Auf meine Depesche vom 14. Januar war Kriegsrath gehalten worden. Derselbe hatte sich für Schlagen in der Stellung entschieden, bei voller Würdigung meiner Bedenken. Darauf meine Depesche vom 16. — mißlich. Endlich vom 17. Alles gut. Ich wendete, so viel als thunlich, die Erfolge von mir ab, wies auf Gottes Hülfe (und traf da den richtigen Punkt), dann auf die Truppen. Schließlich erlaubte ich mir die eigenmächtige Bitte um eine weitere Anzahl von Belohnungen, da mein Korps bei der letzten Vertheilung bei der Stärke von 60 000 Mann (einschließlich der Belagerungstruppen vor Belfort) etwas gering bedacht gewesen sei. Er genehmigte den Antrag."

Der Moniteur officiel du gouvernement de la Lorraine meldete über die Begrüßungsscene des Kaisers mit Werder:

„Der Kaiser und König wurde bei seiner Ankunft von der Generalität begrüßt, worunter sich auch der General v. Werder befand. Kaum hatte der Kaiser den Sieger von Héricourt bemerkt, als er ihm die Hände entgegenstreckte und ihm zurief: „Ich habe Ihnen schon brieflich gedankt, aber das ist nicht genug!" Der General wollte darauf dem Kaiser die Hand küssen, aber der Kaiser ließ ihm dazu nicht Zeit und umarmte ihn mit Bewegung!"

Am 14. hielt der Kaiser auf dem schönen Stanislausplatz zu Nancy eine Parade ab, bei welcher Gelegenheit Werder mit den maßgebenden Persönlichkeiten (Tresckow und Albedyll) wegen besonderer Ordensvorschläge für die Theilnahme an der Schlacht an der Lisaine und anderer persönlichen Wünsche sprach. Da das Kabinet grundsätzlich an den bestehenden Ressortverhältnissen festhalten mußte und die unmittelbare Intervention Werders beim Kaiser wegen der Ordensangelegenheit dem nicht entsprach, weil das Oberkommando umgangen war, andererseits aber der König Werders weitere Vorschläge genehmigt hatte, wurde der Ausweg getroffen, daß dem Oberkommando eine Anzahl Kreuze übersandt werden sollte mit dem Anheimstellen, das 14. Armeekorps besonders zu berücksichtigen. Dies ist auch geschehen, und hat General Manteuffel in entgegenkommendster Weise dem General Werder diese Auszeichnungen durch den Major v. Strantz in Straßburg überreichen lassen.

Auch erlangte Werder in Nancy die Zusage, daß der Rittmeister Graf Henckel,*) den Werder während des ganzen Krieges mit seinem besonderen Vertrauen und seiner Zuneigung beehrt hatte, zum Major

---

*) Rittmeister der Landwehr-Kavallerie und Adjutant beim Belagerungskorps vor Straßburg und dann beim Generalkommando 14. Armeekorps, jetzt Großherzoglich sächsischer Wirklicher Geheimrath 2c. Excellenz zu Weimar.

befördert werden sollte. Kurz, Werder fing wieder an, vergnügt zu werden, zumal ihn bei dem Diner beim Kaiser auch der Kronprinz besonders auszeichnete.

Das Generalkommando des bisherigen 14. Armeekorps hatte inzwischen Befehl erhalten, nach Straßburg zu gehen und dort weitere Bestimmung abzuwarten. Infolge davon begab sich Werder über Epinal am 17. nach Straßburg, wo er bis zum 3. April verblieb. Es war dies eine Zeit geistiger und körperlicher Ruhe, die Werder, dessen Gesundheit bisher vortrefflich ausgehalten und nur durch die Mißstimmungen der letzten Wochen etwas alterirt worden, dringend bedurfte. So lange in den letzten Märzwochen die Truppendurchzüge nach der Heimath ihn täglich mit Truppen in Verbindung brachten, ließ er sich den Aufenthalt in Straßburg gefallen. Als aber die letzten badischen Bataillone durchgezogen und er von allen badischen Truppen herzlichen Abschied genommen, wurde ihm der Aufenthalt in Straßburg einförmig, obgleich er ja manchen guten Bekannten und alten Freund dort traf.

Der Geburtstag des Kaisers wurde in altpreußischer Weise gefeiert, und dieser Festtag brachte Werder eine neue Auszeichnung. Unter dem 22. März erließ der Kaiser an ihn folgende Kabinets-Ordre:

> In dankbarer Erinnerung an die von Ihnen während des nunmehr beendigten Feldzuges geleisteten hervorragenden Dienste, unter denen die Eroberung der wichtigen Festung Straßburg, sowie die dreitägige, selbstständig geleitete, siegreiche Schlacht in der Position bei Belfort den ersten Platz einnehmen, verleihe Ich Ihnen hierdurch statutengemäß und als Anerkenntniß dieser Thaten das Großkreuz des Eisernen Kreuzes und lasse Ihnen die Insignien desselben als Zeichen Meiner Dankbarkeit anbei zugehen.
>
> gez. Wilhelm.

Am 31. erhielt Werder vom Großherzog von Baden eine Einladung, dem Einzuge der Truppen in Karlsruhe beizuwohnen, welcher Einladung er um so lieber folgte, als er dabei Gelegenheit hatte, einen Theil seiner Truppen noch einmal zu sehen und sich der Stadt als ihr Ehrenbürger vorzustellen. Auch hatte er bereits wohl eine Ahnung davon, daß Karlsruhe künftig seine Garnison werden würde, denn gerüchtweise verlautete, Karlsruhe solle Sitz eines neuen Generalkommandos werden. Daß man Werder dann dorthin schicken würde, lag sehr nahe, denn er hatte die badischen Truppen zum Siege geführt, er war von denselben hochverehrt und im Lande bereits sehr populär. Sprach doch sein früherer Untergebener, der General v. Degenfeld, bei Gelegenheit der Einweihung des Kriegerdenkmals in Karlsruhe von ihm:

„General v. Werder, ein energischer, tapferer Heerführer, verband mit echt soldatischem Wesen einen überaus graden, biederen, ehrenhaften Charakter, war seinen Untergebenen ein sorgsamer, wohlwollender Vorgesetzter und besaß ihre Achtung und Liebe in hohem Grade. Unvergeßlich wird sein Andenken leben im Herzen aller Derer, die während des Feldzuges unter ihm gedient haben."

Die Aussicht aber, in einer außerpreußischen Residenz kommandirender General zu werden, erfüllte ihn mit Besorgniß: „Ich bin nicht zum Diplomaten geboren", äußerte er sich zu seiner Umgebung, „ich bin für einen Hofmann ungeeignet. Wir preußischen Generale von der alten Schule sind die allerschlechtesten Diplomaten, um moralische Eroberungen zu machen." Er übersah dabei, daß er diese Eroberungen in Baden bereits gemacht hatte.

An Bruder Albert schrieb er am 1. April:

„Morgen gehe ich, einer Einladung des Großherzogs folgend, nach Karlsruhe, um einer Parade und dem Einzuge der Truppen beizuwohnen; dann nach Berlin, da ich in hiesiger Gegend nichts Erhebliches mehr zu thun habe, über meine Zukunft noch nichts entschieden ist, auch kaum fürs Erste etwas entschieden werden wird. Thee trinken und abwarten kann ich aber besser in Berlin und Stettin. Büreau, Generalstab &c. bleiben in Karlsruhe, bis Demobilmachung befohlen wird. Uebrigens magst Du sagen, was Du willst, die Ovationen sind mir greulich. Am liebsten ginge ich nach Sibirien. Es ist recht schwer, ein berühmter Mann zu sein, wenn man daran nicht gewöhnt ist."

Am 2. April reiste Werder mit seinem Stabe nach Karlsruhe. Bei seinem Eintreffen erwartete eine ungeheure Menschenmenge den „berühmten Mann". Auf dem Perron des Bahnhofes erwiderte Werder die offizielle Begrüßung mit einer einfachen, herzlichen Ansprache und mit einem Hoch auf Karlsruhe. Hierauf wurde ein Hoch auf den Ehrengast ausgebracht, in welches das Publikum kräftig einstimmte. In großherzoglicher Equipage begab er sich darauf ins Schloß, wo er von dem Landesfürsten und der Frau Großherzogin auf das Huldvollste begrüßt wurde.

Am 3. April fand der Einzug der Truppen in das festlich geschmückte Karlsruhe statt, nachdem vorher der Großherzog die Parade abgehalten hatte. Gemeinderath und Bürgerausschuß empfingen am Mühlberger Thor den Zug. Der Großherzog ritt an den Oberbürgermeister heran und bemerkte, er habe die Generale v. Werder und v. Glümer deshalb herbeigeführt, damit die Gemeindebehörden sie begrüßen könnten. Hierauf brachte der Oberbürgermeister ein Hoch auf die Führer aus, die den Feind in so glanzvoller Weise vom Oberrhein in schweren Kämpfen abgehalten haben. Und nun wurden die Straßen passirt, wo eine nach Tausenden zählende

Menschenmenge dem Sieger von Belfort zujauchzte und ihn mit Kränzen wahrhaft überschüttete. Am Nachmittage fand ein glänzendes Bankett statt, bei welchem auf dem Schloßplatz an im Viereck gedeckten Tischen Generale, Offiziere und Mannschaften bewirthet wurden. Leider begünstigte das kalte Wetter nicht besonders dieses Volksfest im Freien. Abends war großes Diner im Schloß.

Werder verließ am 6. Abends Karlsruhe und begab sich nach Berlin. Meldungen und Vorstellungen beim Kaiser, dem Kronprinzen, sämmtlichen Mitgliedern des Königlichen Hauses, beim alten Wrangel, zahlreiche Besuche bei den vielen Freunden und seiner Schwester Baumeister nahmen die nächsten Tage in Anspruch. Darauf ging er auf ein paar Tage nach Stettin, nicht um sich dort feiern zu lassen, was aber auch im vollsten Maße geschah, sondern um seine häuslichen Verhältnisse zu ordnen und seine Tochter Jenny nach Berlin zu holen, wo sie den Einzug der Truppen, auch den ihres Bruders Hans bei den Garde-Füsilieren, mit ansehen sollte.

In Stettin erreichte Werder eine Allerhöchste Ordre, wonach er sich zum Empfang des Kaisers von Rußland an die Grenze zu begeben habe. Infolge dessen reiste er am 5. Juni über Königsberg nach Wirballen, woselbst er den Kaiser im Namen unseres Kaisers beim Betreten deutschen Bodens begrüßte. Er fand einen sehr gütigen Empfang, begleitete den Kaiser nach Berlin, woselbst er den Ehrendienst versah bis zum 10. Juni, der Abreise des Kaisers, welcher ihn durch Verleihung des Alexander Newski-Ordens mit Schwertern besonders auszeichnete.

Am 14. Juni zogen die Potsdamer Truppen in ihre Garnison ein; Werder war ebenfalls zugegen. In der kurzen Pause zwischen dem Abrücken der Infanterie und dem Anmarsch der Kavallerie wandte sich der Kaiser zu den Offizieren, die ihn umgaben, und sagte, auf Werder deutend: „Sehen Sie sich Diesen an, meine Herren, das ist der General v. Werder: Er hat geleistet, was selten in der Kriegsgeschichte geleistet worden ist.“ Werder machte eine Bewegung bescheidener Abwehr, doch der Kaiserliche Kriegsherr unterbrach ihn mit den Worten: „Dem Verdienste gebührt seine Anerkennung!“*)

Beim Einzug in Berlin erhielt Werder nachstehende Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 16. Juni 1871:

> Ich wünsche Ihnen an dem heutigen denkwürdigen Tage des Einzuges der Truppen in Berlin Meine lebhafte Anerkennung für Ihre rühmlichen Leistungen in dem beendeten Feldzuge wiederholt zu bethätigen, indem Ich Sie hierdurch zum Chef des 4. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30 ernenne.
>
> gez. Wilhelm.

*) Nach der Kreuz-Zeitung.

Das Regiment hatte rühmlichen Antheil an Werders Erfolgen gehabt.

Aber bereits vor dem Einzuge war die Entscheidung über Werders nächste militärische Zukunft gefallen.

Der Großherzog von Baden, der in echter deutscher Treue während des ganzen Feldzuges eine große Opferfreudigkeit bewiesen und dessen tapfere Truppen sich in demselben in jeder Richtung als gute deutsche Soldaten bewährt, erkannte, daß nur ein starkes deutsches Heer unter einheitlicher Ausbildung, Bewaffnung und Führung den Ausbau des neuen Deutschen Reiches schützen und fördern könne. Er gab ein neues und größtes Zeichen seiner deutschen Gesinnung, indem er sich freiwillig seiner Militäroberhoheit enteignete und seine Truppen der preußischen Armee assimilirte. Sie bildeten den Stamm für das neu geschaffene 14. Armeekorps, und Werder wurde durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 3. Juni zum kommandirenden General desselben, mit dem Sitz des Generalkommandos in Karlsruhe, ernannt. Die Ordre lautete:

> Ich ernenne Sie hierdurch zum kommandirenden General des 14. Armeekorps und beauftrage Sie, das Kommando möglichst bald nach dem hier stattgehabten Einzug der Truppen zu übernehmen. Gleichfalls lasse Ich Ihnen beifolgende Stellenbesetzung für die Stäbe des 14. Armeekorps zur Kenntnißnahme zugehen.
>
> Sie haben den größten Theil der hierdurch unter Ihren Befehl tretenden Truppen bereits mit solcher Auszeichnung geführt, daß Ich alle Veranlassung habe, Ihnen die definitive Stellung eines kommandirenden Generals des 14. Armeekorps mit besonderem Vertrauen zu übertragen.
>
> gez. Wilhelm.

Ehe wir nun diesen wichtigsten Lebensabschnitt Werders, den französisch-deutschen Krieg, abschließen, wollen wir der Vollständigkeit wegen der vielen Ehrenbezeigungen gedenken, die ihm, wie wir bereits wissen, von allen Seiten zugegangen sind.

Außer den höchsten preußischen Kriegsorden, dem Orden pour le mérite mit Eichenlaub, dem Großkreuz des Rothen Adler-Ordens mit Schwertern und dem Großkreuz des Eisernen Kreuzes, erhielt er von allen süddeutschen Fürsten ihre höchsten Orden mit Schwertern. Der Großherzog von Baden hatte ihn bereits während des Feldzuges mehrfach ausgezeichnet, bis Werder am Schluß des Feldzuges die beiden höchsten badischen Orden,

das Großkreuz des Carl Friedrich-Militär-Verdienst-Ordens und das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen mit der goldenen Kette, erhalten. Der König von Bayern verlieh ihm das Großkreuz des Militär-Verdienst-Ordens, der König von Württemberg ebenso, der Großherzog von Hessen das Großkreuz des Ludwigs-Ordens.

Musik und Dichtkunst nahmen Werder zum Vorwurf ihrer Bestrebungen. Es erschienen Werder-Märsche, darunter der von Parlow, Werder-Lieder ꝛc. In Stettin erschien ein Werder-Lied von Franz Jahn, welches am Schluß dieses Abschnitts Platz finden möge, zum Zeichen, daß man auch in Norddeutschland, wo die glücklich überstandene Gefahr nicht, wie im Süden, der Hebel eines allgemeinen Enthusiasmus war, die Verdienste Werders voll würdigte.

Den Reigen der Ehrengeschenke aus Deutschland eröffnete die Kaufmannschaft von Berlin, welche Werder einen kostbaren Ehrendegen in Straßburg, vor seiner Abreise nach Karlsruhe, durch den Kommerzienrath Pringsheim überreichen ließ. Es folgte eine Prachtbibel der Frauen und Jungfrauen Stuttgarts, ein Geschenk, das Werders frommem Sinn entsprach und ihm wirkliche Freude machte. Ein kostbares, künstlerisch vollendet hergestelltes Ehrenschwert mit Elfenbeinscheide und Goldbeschlägen war ein Geschenk von Einwohnern des Königreichs Württemberg. Hessen überreichte einen antiken Helm und einen Ehrentrunk von tausend Flaschen edlen Gewächses, nur Wein aus Rheinhessen, Niersteiner, Liebfrauenmilch ꝛc. Der Ehrentrunk war von einem Gedicht begleitet, dessen letzte Strophe lautete:

Dich aber, Mann von Eisen,
Der Du geleistet Das,
Dich wird man ewig preisen,
Deutschlands Leonidas!

Die Frauen und Jungfrauen des Oberlandes widmeten einen kostbaren Ehrenbecher, endlich Hamburg einen Ehrenschild von 70 cm Durchmesser auf einem Ständer von Ebenholz. Der Entwurf dieses Kunstwerks ist von Ludwig Burger, modellirt vom Bildhauer Calandrelli.

Die Städte Stettin, Karlsruhe, Freiburg i. B. und Gräfrath ernannten Werder zu ihrem Ehrenbürger. Daß die kleine Stadt Gräfrath den verdienstvollen Mann in dieser Weise auszuzeichnen das Bestreben hatte, ist ein Zeichen pietätvoller Erinnerung, welche aus der Zeit, wo Werder dort Kommandeur des Landwehr-Bataillons war, zurückgeblieben war. Dort auf dem Kirchhofe deckt eine breite Marmorplatte das Grab der ihm so früh entrissenen unvergeßlichen Gattin. So nun hatte dieses der Familie

so theure Grab besonderen Anspruch auf den Schutz und die Theilnahme der Stadt erhalten.

Das Badener Land blieb im Bestreben, Werder zu ehren, nicht zurück. Bereits am 28. Januar hatte der Oberbürgermeister Lauter von Karlsruhe eine Sammlung zu einem Ehrengeschenk eröffnet. In Freiburg, Stuttgart, Berlin wurde auch gesammelt zu einem Ehrendegen; da aber doch nicht mehrere Ehrendegen geschenkt werden sollten, mochten die Mittel lieber konzentrirt und zum Ankauf eines Landgutes verwendet werden. Nun kamen allerhand Vorschläge zu Tage. Der Gemeinderath von Karlsruhe wollte ein großes Oelbild von der Schlacht vor Belfort für Werder fertigen lassen. Der Gemeinderath von Freiburg dagegen faßte zuerst den Gedanken, ein Denkmal zu setzen. Diese Idee wurde dann weiter verfolgt und beschlossen, die Mittel durch einen Aufruf zusammenzubringen. Derselbe, unterschrieben von dem geschäftsführenden Ausschuß und 16 Oberbürgermeistern und Bürgermeistern des Landes, lautete im Eingang:

„Kaum eine andere von den so zahlreichen Heldenthaten unseres ruhmvollen Krieges hat in gleichem Maße ein so allgemeines Gefühl der Erlösung von schwerer Gefahr und darum des höchsten Dankes hervorgebracht, als die siegreiche Abwehr des drohenden Einfalls der Bourbakischen Schaaren durch das 14. Armeekorps unter General v. Werder. Und dies mit vollem Recht. Denn wohl bei keinem anderen, wenn auch in der Gesammtwirkung vielleicht bedeutenderen Kampfe wären im Fall des Unterliegens die Folgen gerade für unser Land und speziell das badische Oberland so unmittelbare und so furchtbare gewesen 2c.“

Der Aufruf hatte ungeahnten Erfolg. Und jetzt erhebt sich das großartige Freiburger Siegesdenkmal, der Nachwelt den Namen Werders unvergessen zu machen. Das Denkmal ist von Moest in Karlsruhe modellirt und von Lenz in Erz gegossen. Nach dem Entwurf sollte das Medaillonportrait Werders am Denkmal angebracht werden. Da sich Werder ausdrücklich diese Ovation verbeten, mußte vorläufig der Platz für das Medaillon leer bleiben. Gegenwärtig, nach dem Tode des Generals, ist das wohlgetroffene Portrait dem Denkmal eingefügt.

Seine Portraitbüste steht in der Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses, und auf dem großen Frontrelief der Siegessäule zu Berlin sieht man das wohlgetroffene Portrait Werders in nächster Umgebung des Kaisers.

Schließlich müssen wir noch die Promotion Werders zum Doktor phil. honoris causa der Universität Freiburg erwähnen. Wenn dadurch auch der alte Witz wieder erwachte, den der alte Blücher gemacht haben soll, als er in Oxford zum Doktor gemacht worden, „da müsse Gneisenau Apotheker werden“ — so lag für Freiburg das Motiv zu der Ehren-

bezeigung für Werder näher. Denn in Freiburg empfand man unmittelbar den beklemmenden Alpdruck, der erst mit Werders Sieg über Bourbaki wich. Die Universität war also in Mitleidenschaft bei der Besorgniß, daß Gambettas Schaaren über den Rhein setzen und die alten noch im Gedächtniß lebenden französischen Greuel sich wiederholen könnten!

Das Lied vom General Werder.

Bourbaki naht mit fliegender Hast,
Belfort, die Stadt, zu entsetzen;
Es läßt ihm im Herzen nicht Ruh' noch Rast,
Von Metz die Scharte zu wetzen.
  Er kommt mit gewaltiger Heeresmacht,
  Er will durchbrechen die deutsche Wacht,
  Will über den Rhein,
  Nach Deutschland hinein
  Sich werfen mit seinen siegenden Reih'n.

Das hört der Werder, der graue Held,
Schnell sammelt er seine Schaaren,
Die das Elsaß erobert und Straßburg gefällt,
Sie sollen die Grenzen bewahren. —
  Aus Dijon bricht er hervor in Eil'
  Und schiebt sein Heer als wuchtigen Keil
  Vor Belforts Thor,
  Dem Tresckow vor,
  Ein deutsches gegen vier fränkische Korps!

Kaum hat er gebaut den lebendigen Wall
Dem starken Feinde entgegen,
Da dröhnt schon der fränkische Trommelschall
Herüber auf allen Wegen.
  Nun, deutsche Herzen, nun fasset Muth!
  Mit Euren Leibern haltet die Hut
  Und kämpft und wacht,
  Bei Tag und Nacht,
  Wider die feindliche Uebermacht!

Drei Tage stürmten, ein brandendes Meer,
Heran die gallischen Säulen.
Drei Tage sandte das deutsche Heer
Sie heim mit Wunden und Beulen!
  Und als an Werders eherner Wand
  Bourbaki sich drei Mal den Kopf gerannt,
  Da endlich sucht
  In tiefer Flucht
  Er Rettung vor deutscher Hiebe Wucht.

Dank Euch, Ihr Helden, die fest und treu
Gehalten die Wacht am Rheine,
Dank Eurem Führer, der stand wie ein Leu,
Auf hoher Wacht alleine.
Sein Kaiser, er hat ihn hoch geehrt,
Germania reicht ihm Schild und Schwert,
Und Lied und Wort
Soll fort und fort
Den Werder preisen von Ort zu Ort!

Franz Jahn.

Vierter Abschnitt.

Letzte Dienstjahre.

Um das 14. Armeekorps auf die Stärke eines preußischen Armeekorps zu bringen, wurden demselben noch preußische Regimenter zugewiesen, und zwar das 2. Rheinische Infanterie-Regiment Nr. 17, das 1. Oberschlesische Infanterie-Regiment Nr. 22 und das Kurmärkische Dragoner-Regiment Nr. 14. Das Korps war demnach zusammengesetzt aus der 28. Division mit der 55. und 56. Infanterie-Brigade (Regimenter Nr. 109, 110, 111 und 22) und der 28. Kavallerie-Brigade (Dragoner-Regimenter 20 und 22), aus der 29. Division mit der 57. und 58. Infanterie-Brigade (Regimenter 113, 114, 112 und 17) und der 29. Kavallerie-Brigade (Dragoner-Regimenter 14 und 21). Ferner gehörten zum Korps die 14. Artillerie-Brigade, ein Fußartillerie-Bataillon, ein Pionier- und Train-Bataillon und eine Invaliden-Abtheilung. Ein Theil dieser Truppen wurde nach dem Elsaß dislozirt und erhielten Mülhausen, Tann, Colmar, Neu-Breisach, Gebweiler und später Hüningen Truppen des 14. Armeekorps in Garnison.

Werder war durch die Allerhöchste Kabinets-Ordre angewiesen, sich möglichst bald nach dem Einzuge der Truppen in Berlin nach Karlsruhe zu begeben. Denn die Demobilmachung der Truppen und deren Einführung in die neu geschaffenen Verbände und Verhältnisse verursachte dem Generalkommando viel Arbeit, und obwohl Werder die Führung der Geschäfte in seiner Abwesenheit in besten Händen wußte, war ihm doch zu seiner Freude der Oberstlieutenant v. Leszczynski als Chef des Generalstabes verblieben, und obgleich sein körperliches Befinden zu wünschen übrig ließ, reiste er doch bereits am 20. Juni von Berlin ab, um nach einem kurzen Aufenthalte in Ballenstedt bei seinen Geschwistern Albert und Anna sich nach Karlsruhe zu begeben, wo dem neuen Ehrenbürger von der Stadt ein festlicher Empfang bereitet wurde.

Da noch kein Gebäude für das Generalkommando vorhanden war, die Verhandlungen über Ankauf kaum begonnen hatten, mußte sich Werder

vorläufig zu einem Gasthofsleben entschließen, welches ihm wenig zusagte. Seine thätige Natur verlangte nach Arbeit, sein Körper aber nach gethaner Arbeit nach behaglicher Ruhe. Außerdem befand er sich unwohl, die Nachwehen des Feldzuges, während dessen sich seine Gesundheit so vortrefflich bewährt, machten sich doch bemerkbar. Ein von den Aerzten für nothwendig gehaltener operativer Eingriff zwang ihn sogar, das Zimmer zu hüten, was ihm um so schwerer fiel, als am 11. Juli der Kaiser von Rußland und die Kaiserin Augusta nach Karlsruhe kamen, und er nun den Herrschaften nicht aufwarten konnte.

Aber sein Diensteifer ließ ihm nicht lange Ruhe. Er begab sich, obgleich die Aerzte ihm dringend Schonung empfahlen, bald auf die Exerzirplätze und in die Kasernen, um Truppen und Lokalverhältnisse kennen zu lernen. Dabei klagte er doch über seinen Zustand:

„Mir ist gar nicht recht wohl. Meine Nerven scheinen angegriffen, es ist eine gewisse Verzagtheit in mir. Leicht möglich, daß eine ernste Krankheit im Anzuge ist. Ordensvorschläge, Dislokationen und Gott weiß was, geht mir im Kopfe herum, besonders unmittelbar nach dem Aufwachen. Trotzdem Unlust zum Aufstehen, um das Tagewerk zu beginnen. Ich möchte immer schlafen. Dazu kommen die Unbestimmtheiten wegen Wohnung, Familien- und Möbelheranziehung, daraus Unentschiedenheit, Entschlußlosigkeit, die mich peinigt, Bedenken, ob ich der ganzen Aufgabe hier gewachsen bin. Manchmal möchte ich mit Falstaff sagen: „Ich wünschte, es wäre Schlafenszeit, und Alles wär' vorüber." Jedenfalls dürfte mich dies Alles nicht so beschäftigen. Entweder ist es körperlich, oder Charakterschwäche, und dann fort mit Schaden."

Rege Thätigkeit war nach seinen Erfahrungen das beste Mittel, seines hypochondrischen Zustandes Herr zu werden. Er begab sich deshalb bald auf Dienstreisen nach dem Elsaß, um dort Personen und Verhältnisse kennen zu lernen, soweit sie sein Korps betrafen. Nach seinem Geburtstage (12. September) setzte er die Reise innerhalb des Großherzogthums Baden fort, und nachgerade hatte er sich an Ovationen so gewöhnt, daß ihm der festliche Empfang, den man ihm überall in Baden bereitete, wirklich Freude machte. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Allenthalben trug man dem siegreichen Feldherrn patriotische Begeisterung und persönliche Verehrung entgegen.

Nach seiner Rückkehr ging Werder mit seiner Schwester Charlotte und seiner Tochter auf einige Wochen nach der Schweiz, bis er die endlich beziehbare Dienstwohnung einnehmen konnte.

So kam er nach und nach wieder in geordnete Verhältnisse, die seine treue Gefährtin und Schwester ihm seinen Neigungen entsprechend zu

gestalten verstand. Er fing wieder an, dem edlen Waidwerk obzuliegen, ein Vergnügen, das ihm sehr zusagte, und welches seinem Körper auch sehr zuträglich war. Seine Erfolge blieben aber meist hinter seinen Wünschen zurück.

Aber lange war ihm die behagliche Ruhe nicht beschieden. Als Georgsritter erhielt er eine Einladung zum Georgsfest nach St. Petersburg, welcher zu folgen der besondere Wunsch des Kaisers Wilhelm war. So trat er Anfang Dezember die Reise nach Rußland an.

Der Kaiser von Rußland hatte während des Krieges an einer entschieden deutschfreundlichen Politik festgehalten, und seine Sympathie für die deutsche Armee offenkundig gezeigt. So hatte er auch jetzt die Einladung an eine Anzahl hoher, mit frischem Lorbeer geschmückter Offiziere ergehen lassen und zeichnete nun seine Gäste in jeder Weise aus. Diese waren unter Führung des Prinzen Friedrich Karl: Prinz August von Württemberg, Prinz Paul von Mecklenburg, der Feldmarschall Moltke, die Generale Werder, Alvensleben, Budritzki, Prinz Hohenlohe, Oberst Graf Lynar, mit der Begleitung der Erstgenannten 14 preußische Offiziere.

Es waren sehr interessante, aber auch sehr anstrengende Tage; 14 Tage dauerte der Aufenthalt in Petersburg und Moskau; die vielen Sehenswürdigkeiten, Paraden, Feste, Besuche nahmen den ganzen Tag in Anspruch, der vor zwei Uhr Nachts nicht sein Ende erreichte. Die Kaiserliche Familie, die Würdenträger und Generale waren gegen die preußischen Gäste von großer, wie es schien, aufrichtiger Freundlichkeit. Allen voran der Kaiser Alexander, der wiederholt in gerührten Worten seine Sympathie für die siegreiche deutsche Armee aussprach. Werder schloß sich meist an General Todleben an, dessen Persönlichkeit ihm besonders zusagte, und der die Zuneigung Werders auch erwiderte. Die Belagerung von Straßburg war der erste Anknüpfungspunkt gewesen.

Viel Essen und Trinken, ununterbrochene Unruhe, schlechte Nächte ließen Werder sich wieder in schwärzesten Gedanken ergehen. Prinz Friedrich Karl hatte ihn gefragt, ob er Jäger sei, es handelte sich um eine projektirte Jagd. Werder erwiderte, daß, da er Inspekteur der Jäger und Schützen gewesen sei, er nicht leugnen könne, auch Jagden besucht zu haben, auch würde er in Karlsruhe zu den Jagden zugezogen, wenn er auch nicht allzuviel zur Strecke liefere. „Also kein gelernter Jäger", erwiderte der Prinz, und Werder erhielt eben so wenig als die anderen Generale eine Jagdeinladung. Ferner erhielten Diese Orden, Werder aber nicht. Nun hatte er allerdings erst im Juni den Alexander-Newski mit Schwertern erhalten, der Kaiser konnte ihm also nur die Brillanten oder den Georgs-Orden 2. Klasse verleihen. Es fiel immerhin, besonders Werder selbst, auf, daß er ganz leer ausging. Der gütige Prinz August von Württemberg

hatte aber wohl durch die Großfürstin Helene die Angelegenheit zur Sprache gebracht, denn der Kaiser, der übrigens Werder durch persönliche Unterredungen wiederholt ausgezeichnet hatte, bemerkte eines Tages beim Diner, daß das Oelbild, welches er Werder als Andenken verehren wolle, leider noch nicht fertig sei. Das wohlgetroffene Portrait des Kaisers in ganzer Figur und preußischer Regimentsuniform wurde Werder nach Karlsruhe nachgeschickt.

Vor Weihnachten nach Hause zurückgekehrt, konnte Werder das Fest im Kreise der Seinen verleben. Sein Sohn Hans hatte sich ebenfalls eingefunden.

Das neue Jahr brachte Werder eine große Freude. Am 16. Januar 1872 erhielt er von Sr. Majestät folgende Depesche:

> Die Erinnerung an ewig denkwürdige drei Siegestage begehen wir in diesen Tagen, und muß Ich Ihnen, unter dessen Führung so Wichtiges erfochten wurde, Meine ganze Anerkennung und den Truppen, die so heldenmüthig fochten und ausdauerten, Meinen innigen Dank wiederholt aussprechen.
>
> gez. Wilhelm.

Die Wogen des geselligen Treibens in Karlsruhe gingen sehr hoch, und an Werder traten gesellige Verpflichtungen in einem Maße heran, wie er sie bisher nicht gewohnt gewesen war. Er liebte Verkehr im kleinen Kreise mehr, wie den großen Trubel, zu dem seine gegenwärtige Dienstwohnung nicht Raum genug bot. Mußte er größere Diners oder einen Ball geben, so wurde ein Hotel gewählt. Werder, der stets ein guter Wirth gewesen, hielt Rechnungen von 2000 Thalern für einen Ball allerdings etwas hoch. Zu Hause, meinte er, hätte er es billiger gehabt. Uebrigens war der Bau eines neuen Hauses für das Generalkommando bereits in die Wege geleitet.

Inzwischen war im Reichstage die Dotationsfrage erledigt worden und Werder erhielt eine Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 2. März 1872:

> An dem heutigen denkwürdigen Tage des Friedensschlusses, zu dessen glorreicher Herbeiführung Ihre tapfere, entschlossene, umsichtige Truppenführung in hervorragender Weise mitgewirkt hat, verleihe Ich Ihnen auf Grund des Reichsgesetzes vom 22. Juni vorigen Jahres eine Dotation von:
>
> Zwei Mal Hundert Tausend Thalern,
>
> deren Besitz Sie Ihrer Familie durch fideikommissarische Anordnungen für alle Zeiten sichern wollen, um dadurch Meinen und des Vaterlandes Dank auch den kommenden Geschlechtern zu bezeugen.

Die Reichshauptkasse ist angewiesen, obigen Betrag an die Königliche Hauptbank zu zahlen, von welcher Sie selbigen empfangen wollen.

gez. Wilhelm.

Die Dotationen waren in drei Kategorien vom Reichstage bewilligt worden. Die erste von 300 000 Thalern erhielten der Prinz Friedrich Karl und General Manteuffel (der Kronprinz von Preußen und der Kronprinz von Sachsen als Führer der III. und Maas-Armee hatten abgelehnt). Die zweite Kategorie von 200 000 Thalern die Generale v. Goeben und v. Werder, die dritte von 100 000 Thalern die übrigen kommandirenden Generale.

Um sich beim Kaiser für diesen neuen Gnadenbeweis zu bedanken, reiste er am 11. März nach Berlin und wurde hier Abends auf dem Bahnhofe von seinem Sohne mit der Nachricht empfangen, daß seine Schwester Louise, die Geheimräthin Baumeister, von ihrem langen Leiden erlöst, an diesem Tage gestorben sei.

Nachdem er sie zur Ruhe bestattet und dem Kaiser seinen Dank ausgesprochen, kehrte er nach Karlsruhe zurück, um sich mit großem Eifer den Dienstgeschäften zu widmen. Ein Soldat aus der alten preußischen Schule, mit offenem Auge für die nothwendigen Fortschritte in der Ausbildung, übte er auf diese einen schwerwiegenden Einfluß aus. Er trat dem Glauben entgegen, daß, weil im Kriege Alles gut gegangen, nun auch Alles vollkommen sei. Im Gegentheil, der Krieg eben habe gezeigt, wie sehr eine vervollkommnete Ausbildung zu künftigen Siegen nothwendig sei. Er wohnte allen ihm erreichbaren Besichtigungen der Rekruten, der Reitklassen, der Kompagnien bei, später der Eskadrons und Bataillone, und hielt mit seinen Ansichten über Ausbildung und Dienstbetrieb nicht zurück. Er führte bereits damals eine strenge Trennung zwischen Schul- und Gefechtsexerziren bei der Infanterie ein, und seine klar ausgesprochenen Ansichten fanden bald Eingang und Verständniß.

Im April reiste er, einer Einladung des Großherzogs von Hessen folgend, nach Darmstadt. Die Zeitung brachte über seine Anwesenheit daselbst folgenden Artikel:

„Der Aufenthalt des Generals v. Werder hat die patriotische Begeisterung für die große nationale Sache, durch welche sich unser Darmstadt während des Krieges ausgezeichnet hatte, auf das Lebhafteste wieder angefacht. Hof und Einwohnerschaft wetteiferten in der Kundgebung vaterländischer Gesinnungen. Auch die Presse hat ihren namhaften Antheil daran. Der Sieger von Straßburg und Belfort wurde von Seiten des Großherzoglichen Hofes mit großer Auszeichnung aufgenommen.

Bei der Ankunft ließ ihn der Großherzog durch einen Flügeladjutanten begrüßen und ihm eine Hofequipage zur Verfügung stellen. Der Großherzog verlieh ihm das Großkreuz des Ludwigs-Ordens, empfing ihn in längerer Audienz und zog ihn zur Tafel, zu welcher die sämmtlichen Prinzen, ferner auch die Offiziere, die im letzten Kriege unter Werder gedient, geladen wurden. Mit dem Hofe wetteiferten die Bewohner der Residenz. Festlicher sympathischer Empfang, reich beflaggte Häuser rc."

Nachdem Werder seine Frühjahrsbesichtigungen absolvirt, benutzte er einen längeren Urlaub zunächst zu einer Kur in Karlsbad, wo er viele liebe Bekannte traf, sehr kurgemäß lebte, sich viel Bewegung machte und in angenehmer Umgebung alle selbstquälerischen Gedanken fahren ließ. Neu gestärkt begab er sich dann nach Thale im Harz, wohin Bruder Albert mit Schwester Anna ihren Wohnsitz verlegt hatten. Die schöne Gegend und der Umgang mit seinen Geschwistern, namentlich mit der geistvollen Schwester, waren zur Nachkur sehr geeignet.

Der Besuch in Thale hatte aber noch einen anderen wichtigen Zweck. Durch die Dotation war Werder, wenn er sein eigenes, zum Theil erspartes, zum Theil von seiner Frau ererbtes Vermögen hinzurechnete, zu ansehnlichem Wohlstand gekommen. Im Sinne der Allerhöchsten Kabinets-Ordre, wodurch ihm die Dotation verliehen worden, wollte er nun mit Bruder Albert fideikommissarische Bestimmungen entwerfen, um für alle Zeiten der Familie Werder die Dotation zu sichern. Die Vorbesprechungen hatten das Resultat, daß zunächst für den Betrag der Dotation ein Güterkomplex gekauft werden sollte, wenn sich die Gelegenheit zu einem günstigen Kaufe bieten würde. So lange diese Absicht nicht auszuführen, sollte vorläufig ein Geldfideikommiß substituirt werden, und übernahm der sachverständige Bruder, den Entwurf der Urkunde zu machen.

Mitte Juni reiste dann Werder nach Preußen, um seine Schwiegermutter, die Gräfin Borcke auf Tolksdorf, zu besuchen und die Verhältnisse des ererbten Gutes Plehnen bei Rastenburg, welches er verpachtet hatte, zu regeln. Im Juli kehrte er dann, recht gestärkt durch die Kur und den langen Urlaub, nach Karlsruhe zurück.

Dort harrte seiner schon eine Deputation aus Hamburg, um den von der Stadt geschenkten Ehrenschild, ein Kunstwerk ersten Ranges, zu überreichen. Die gastliche Aufnahme, welche die Herren bei Werder fanden, seine einfache, liebenswürdige Persönlichkeit erfüllten dieselben mit großer Freude. Sie reisten mit dem Bewußtsein ab, einen echten deutschen Mann, einen verdienstvollen, dabei bescheidenen Soldaten durch das Geschenk geehrt zu haben.

Mit frischen Kräften nahm Werder den Dienst wieder auf. Und wie er seine Pflichten erfüllte, davon zeugt das von ihm geführte Tagebuch,

welches sich fast über jede, auch die kleinste Uebung und über die dabei thätigen Persönlichkeiten ausspricht. Mit großer Objektivität beurtheilte er seine Untergebenen bis zum Lieutenant hinab. Wer ihm nicht genügte, den unterzog er einer eingehenden Beurtheilung mit der Frage, ob und unter welchen Umständen er noch gefördert werden könne. Er war der Ansicht, daß Manchem durch Versetzung in andere Verhältnisse nachzuhelfen wäre, ein Mittel, welches sich in der Folge vortrefflich bewährt hat, um den Gesichtskreis des Einzelnen noch zu erweitern. Bei den nun folgenden Besichtigungen im ganzen Korpsbezirk, wobei er seine Truppen in den verschiedenen Verbänden (Regiment, Brigade, Division) mehrere Male sah und bei denen er sich nicht darauf beschränkte, nur die Exerzirausbildung zu prüfen, sondern auch Uebungen im Terrain damit verband, fand er Gelegenheit, in belehrender Aussprache seine reichen Diensterfahrungen seinen Untergebenen zugänglich zu machen. Dabei schonte er seine Kräfte nicht. Es kam vor, daß er, wie z. B. in Rastatt, Vormittags Regimentsbesichtigung abhielt und am Nachmittag eine Felddienstübung der Stabsoffiziere gegeneinander ausführen ließ. Er war ein vortrefflicher Lehrmeister, sowohl für die Infanterie wie die Kavallerie. Er kannte das Reglement der Kavallerie sehr genau, war selbst ein schneidiger Reiter und machte beim Exerziren der Eskadrons und Regimenter große Ansprüche. Wo es die Verhältnisse gestatteten, mußte die Kavallerie sich an den Felddienstübungen der Infanterie betheiligen, zum Nutzen der beiderseitigen Ausbildung. Er ging von dem richtigen Grundsatz aus, daß eine tüchtige Schulausbildung nothwendig sei, wenn die Truppe ein gutes und gefügiges Werkzeug in der Hand eines tüchtigen genialen Führers sein solle. — Wir fanden folgende Tagebuchnotiz:

„Ohne Detail nach allen Richtungen, ohne gute Unteroffiziere, Offiziere, namentlich gute Kompagnie- und Eskadronchefs und Bataillonskommandeure ist das Instrument nicht brauchbar. Der Rost im Organismus ist noch zu groß und unbezwingbar. Unser Krieg mit seinen Erfolgen (gegen Franktireurs und Milizen aller Art) beweist sehr wenig. Man darf nicht sagen, weil Alles glücklich abgelaufen, sei Alles vortrefflich gewesen!"

So wirkte er auch darauf hin, daß nach dem Manöver die Felddienstübungen fortgesetzt wurden, kurz, er gab den Impuls für eine bis dahin noch ungekannte Thätigkeit und hauchte dem ganzen Dienstbetrieb eine belebende Frische ein, die mit der Zeit die allerbesten Früchte tragen mußte und im vollsten Maße trug. Wollte Werder doch, und das erwog er schon jetzt, sein 14. Armeekorps auf die möglichst hohe Stufe der Ausbildung bringen und dann das Schwert in die Scheide stecken.

Seine Stellung in Karlsruhe war, dessen wurde er sich bald klar, doch eine recht schwierige, und es entstanden bei ihm gerechte Zweifel, ob er für solche Verhältnisse der geeignete Mann sei. Der Großherzog hatte sich in seiner opferfreudigen deutschen Gesinnung jedes maßgebenden Einflusses auf sein Truppenkontingent zu Gunsten der preußischen Heerführung freiwillig begeben. Das Kommando über die badischen Truppen führte lediglich der kommandirende General. Dennoch hatte die Stellung des Großherzogs als Kriegsherr seines Kontingents nicht aufgehört. Es entstanden dadurch eine Menge von Fragen, deren Lösung dem persönlichen guten Einvernehmen und dem politischen Geschick und Takt des kommandirenden Generals überlassen blieb. Daß die Unsicherheit in diesen Verhältnissen bei aller Liebenswürdigkeit und dem huldvollen Entgegenkommen des Großherzogs dennoch zuweilen Ursache peinlicher Trübungen für Werder war, ist erklärlich. Dazu kam, daß nicht alle Unterthanen des Großherzogs dessen großdeutsche Gesinnungen theilten, daß Viele lieber an dem partikularistischen Standpunkt festgehalten hätten, daß mancher Offizier sehr bald zur Erkenntniß kam, er würde den erhöhten preußischen Ansprüchen im Dienst nicht genügen, oder mancher einer möglicherweise ihm bevorstehenden Versetzung in eine entfernte preußische Garnison und einem Losreißen von gewohnten Verhältnissen nur durch Abschiednehmen würde aus dem Wege gehen können, und dadurch wuchs die Zahl der Mißvergnügten. Auch manchem süddeutschen Soldaten behagte der stramme Dienst und die erhöhte Thätigkeit nicht und er suchte sich derselben zu entziehen. Kurz, nicht überall im Lande fand Werder Entgegenkommen und Anerkennung für sein Streben, zu erhöhter militärischer Leistung anzuspornen.

Ein anderer Umstand machte ihm, wenn auch nur vorübergehend, Sorge. Die Konservativen in Stettin wollten ihn bereits 1871 als Kandidaten zum Reichstag aufstellen, er verweigerte aber sehr entschieden die Annahme des Mandats. Nun aber drohte ein Pairsschub. In Preußen herrschte eine liberale Strömung, mit deren Hülfe der Reichskanzler die von ihm erstrebten Neuerungen in der Wirthschaftspolitik durchzubringen hoffte. Das Herrenhaus glaubte dieser Strömung bis zu einem gewissen Maße entgegentreten zu sollen und kam dadurch in Opposition zur Regierung. Da Bismarck die Majorität im Herrenhause fehlte, griff er zu dem gesetzlichen Mittel, durch Ernennung neuer Herrenhausmitglieder durch Se. Majestät die regierungsfreundliche Minorität zu vergrößern. Es ging das Gerücht, daß auch höhere Militärs zu diesem Zweck in das Herrenhaus berufen werden würden, und auch Werder wurde genannt. Das beunruhigte ihn aber sehr. Er schreibt unter dem 6. November 1872:

„Mir liegt die Möglichkeit in den Gliedern, daß beim Pairsschub auch die kommandirenden Generale berücksichtigt werden möchten. Das

wäre politisch und militärisch ein großer Mißgriff und für uns eine höchst bedenkliche Lage ꝛc."

Zu seiner großen Freude wurde Werder nicht ins Herrenhaus berufen. Er glaubte, eintretendenfalls den Abschied nehmen zu müssen, um sich die Freiheit seiner Ueberzeugung zu wahren. Im Herbst versuchten die Konservativen des Rastenburger Kreises ihn zur Annahme eines Mandats zum Abgeordnetenhause zu bewegen, sie hatten aber auch kein Glück damit.

Der nun folgende Winter war durch ein sehr reges geselliges Leben ausgefüllt, hatte Werder doch seiner jungen anmuthigen Tochter Jenny gegenüber die Verpflichtung, sich in den Strudel zu stürzen. Theater, Konzerte, Bälle, allerhand Vergnügungen, die für ihn und seine alte Schwester keine Vergnügungen waren, mußten der Tochter zu Liebe mitgemacht werden. Die Mitglieder des Großherzoglichen Hauses trugen zur Belebung der Geselligkeit wesentlich bei. Fiel auch das regierende Haus durch Erkrankung der Frau Großherzogin an den Masern für einen Theil des Winters aus, so waren doch die anderen fürstlichen Herrschaften, Markgraf Max, Prinzessin Wilhelm, Prinzessin Elisabeth, Prinz Karl, Fürstin Hohenlohe und die Staatswürdenträger bemüht, die Geselligkeit zu pflegen.

Mit sehr zweifelhaften Gefühlen aber bemerkte Werder die Annäherung des Hauptmanns Freiherrn Roeder v. Diersburg, der als Generalstabs-Offizier dem Generalkommando angehörte, an seine Tochter, die der Sonnenschein seines Hauses war, und von der er sich doch nicht so bald trennen mochte. Die Versetzung des Hauptmanns v. Roeder nach Berlin trug nur dazu bei, das Verhältniß zu klären, und am 5. April 1873 fand die Verlobung statt, nachdem Werder die Ueberzeugung gewonnen, daß seine Tochter in dieser Verbindung das erhoffte Glück finden werde.

Eine andere Sache hatte Werder in dieser Zeit sehr beschäftigt. Der Schauspieler und Jugendschriftsteller Höcker zu Karlsruhe beabsichtigte eine Lebensbeschreibung Werders zu verfassen und hatte sich an ihn gewendet, um Notizen von ihm zu erlangen. Ebenso hatte er an den Grafen Henckel zu gleichem Zweck geschrieben. Dieser, einer der wärmsten Verehrer Werders, sein Adjutant aus dem Feldzuge, schrieb in dieser Angelegenheit an den General. In seinem Tagebuch notirt Werder:

„— ich habe ihm (Höcker) gesagt und geschrieben, ich wünsche keine Biographie bei meinen Lebzeiten, am allerwenigsten könne ich dazu beitragen, und am allerwenigsten bezüglich eines Karlsruher Schriftstellers. Dann bat er, sich an Henckel wegen Notizen wenden zu dürfen. Ich könne ihm dies nicht verwehren, wolle aber mit der ganzen Geschichte nichts zu thun haben, sofern er nicht davon Abstand nehme. Das war der Sinn. Hätte er Takt genug gehabt, so hätte er es aufgegeben; nun

hat er sich hinterher an Henckel und auch an Albert gewendet, wovon gehört zu haben ich mich entsinne. Ich muß die Sachlage zu inhibiren suchen, sie ist mir so fatal, wie ich es nicht sagen kann."

Im Archiv zu Grüssow befindet sich auch das Konzept eines Briefes an Graf Henckel, woraus noch klarer Werders Ansicht über eine bei seinen Lebzeiten zu schreibende Biographie hervorgeht:

„— und zwar wesentlich durch die in meiner Denk- und Gemüthsweise begründete Abneigung, von mir sprechen zu lassen, die um so größer ist, als sich voraussetzen läßt, daß das Büchlein sehr rosig gefärbt sein wird, da namentlich in Süd-Deutschland sehr mannigfache Uebertreibungen meiner persönlichen Einwirkung auf die Begebenheiten und deren Resultate im Schwunge sind, die zu nähren mir ganz fern liegt. Ich glaube, daß es angemessen ist, wenn die Lebensbeschreibung bis nach meinem Tode, der ja allem menschlichen Ermessen nach nicht allzulange auf sich warten lassen wird, unterbleibt, namentlich aber, was den letzten Feldzug anlangt, der ja, wie Sie am besten wissen, ohne allerhand Enthüllungen und event. Verletzungen nicht geschrieben werden kann, wenn es sich nicht bloß um Aphorismen, Anekdoten oder tagebuchartige Chroniken, sondern um mein eigenstes Selbst, um meine innere Stellung zur Sache handelt." *)

Eine ärztliche Untersuchung, der sich Werder unterzog, ergab die Nothwendigkeit einer erneuten Kur in Karlsbad. Er nahm deshalb einen zweimonatlichen Urlaub, um seine Gesundheit wieder herzustellen, ging aber zuerst nach Thale, um mit seinem Bruder über die Fideikommißbestimmungen zu verhandeln, deren endliche Erledigung er dringend wünschte. Das war aber nicht so leicht, da er viele Bedenken hatte, über welche er nicht hinwegkommen konnte. Es kam aber doch ein Entwurf zu Stande, den er nach Rückkehr von Karlsbad in Berlin Sachverständigen zur Beurtheilung übergab und nach nochmaliger Besprechung mit dem Bruder in Thale zum Abschluß brachte.

Nach Karlsruhe zurückgekehrt, fand er sein Haus leer, da Tante Charlotte mit seiner Tochter ins Bad gereist war. Auch Werder begab sich auf Besichtigungsreisen, die er Ende August unterbrechen mußte, um in Berlin der Enthüllung des Siegesdenkmals beizuwohnen. Hierbei erhielt er folgende Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 1. September 1873:

---

*) Im Jahre 1874 ist von Oskar Höcker das Buch erschienen: „Der General v. Werder, der Vertheidiger Süd-Deutschlands. Aus seinem Leben. Deutschlands Volk und Jugend erzählt." Das Buch ist in warmem Ton gehalten, für die Jugend zum Lesen sehr zu empfehlen, wenn es auf historischen Werth auch keinen Anspruch machen kann. Viel Material scheint der Diener Werders, Wilhelm Devrient, geliefert zu haben.

Nachdem Ich beschlossen habe, die neu zu erbauenden Forts von Straßburg nach denjenigen Männern zu benennen, welche sich um die Erfolge des letzten Feldzuges besonders verdient machten, habe Ich, um den Namen dessen, der Straßburg im Jahre 1870 zur Kapitulation zwang, für alle Zeiten mit der Festung zu verbinden, bestimmt, daß das Fort IX künftig den Namen „Fort Werder" führen soll. Es gereicht Mir zum besonderen Vergnügen, Ihnen diesen wiederholten Beweis Meiner Anerkennung geben zu können.

gez. Wilhelm.

Am 4. September nach Karlsruhe zurückgekehrt, nahm Werder die Besichtigungsreisen sofort wieder auf; er hatte die Freude, sehr bemerkbare Fortschritte in der Ausbildung der Truppen und Führer, seinen gegebenen Direktiven entsprechend, konstatiren zu können. Wie er sich für die Ausbildung interessirte, und wie eingehend er die Wege studirte, auf denen er dieselbe fördern konnte, geht, wie schon erwähnt, aus seinen Tagebüchern hervor, in denen er in konsequentester Weise sein Urtheil und seine Bemerkungen über alle Uebungen, denen er beiwohnte, von den Rekrutenabtheilungen bis zu den Divisionen hinauf, niedergelegt hat. Beim Lesen dieser Notizen, die, was den Dienst betrifft, sehr ausführlich sind, während er seine Privatangelegenheiten nur sehr aphoristisch behandelt, lernt man alle seine Untergebenen und alle Truppentheile in ihren Leistungen kennen. Diese gewissenhaften Aufzeichnungen lassen überall ein großes Wohlwollen erkennen. Werder will überall helfen und fördern. Nur schwer, und erst nach langem Bedenken und auch nur selten entschließt er sich, Persönlichkeiten wegen mangelnder Qualifikation ganz fallen zu lassen.

Ende Oktober 1873 fand die Vermählung seiner Tochter Jenny mit dem inzwischen zum Major im Generalstabe beförderten Freiherrn Roeder v. Diersburg statt. Die Theilnahme der Gesellschaft an dem freudigen Familienereignisse kam in einem sehr solennen Polterabend zum Ausdruck. Die Hochzeit selbst wurde im engeren Familienkreise gefeiert. Von Nah und Fern waren die beiderseitigen Verwandten herbeigekommen.

Werders Leben wurde nach Verlassen der jungen Tochter des Hauses etwas eingezogen; seine Schwester Charlotte kränkelte oft, auch er selbst war mit seinem Gesundheitszustand nicht zufrieden. Trotzdem zeigte er sich oft in der Gesellschaft und sah dieselbe auch bei sich. Er spielte Abends gern eine Partie Whist, wozu er von den hohen Herrschaften oft herangezogen wurde. Als guter Wirth ging er oft ins Theater, da er anstandshalber eine Loge abonnirt hatte. Ohne selbst musikalisch zu sein, liebte er Musik sehr, und da in Karlsruhe viel Theilnahme für gute Musik gezeigt

wurde, und die namhaftesten Künstler bei Hofe erschienen, konnte Werder in dieser Richtung sich manchen Genuß gewähren. War er doch sogar bestrebt, die musikalischen Elemente der Gesellschaft zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen. Im März 1874 gab er eine große musikalische Soiree, zu welcher auch die Großherzoglichen Herrschaften erschienen.

Nach den Frühjahrsbesichtigungen ging Werder wieder vier Wochen nach Karlsbad, leider ohne den gehofften Erfolg. Als Nachkur unternahm er mit seinem Sohne Hans eine Schweizerreise, die ihn wegen großer Hitze mehr angriff wie erfrischte. Trotz starker rheumatischer Schmerzen, die sich nach der Reise einstellten, begab er sich wieder auf Dienstreisen, die ihn über zwei Monate in ununterbrochener Thätigkeit erhielten. Als, wie alljährlich, der Kaiser Ende September nach Baden-Baden kam, um den Geburtstag der Kaiserin daselbst zu feiern, mußte Werder wieder um sechs Wochen Urlaub bitten, da nach Ausspruch der Aerzte und nachdem Elektrisiren als nicht eingreifend genug sich gezeigt, eine sofortige Kur in Wildbad nothwendig war. Dieselbe hatte dann auch den besten Erfolg.

Die Verhandlungen über die Fideikommißbestimmungen waren nun endlich auch zum Abschluß gelangt und die Stiftungsurkunde wurde am 17. Oktober 1874 ausgefertigt und vom Appellationsgericht zu Stettin, weil Werder dort seinen letzten Wohnsitz in Preußen gehabt, bestätigt. Auch die Allerhöchste Sanktion wurde eingeholt und ertheilt. Da bis jetzt eine günstige Gelegenheit sich nicht gefunden hatte, für den Betrag der Dotation einen angemessenen Grundbesitz zu erwerben, Werder aber für alle Fälle die Errichtung eines Fideikommisses nicht länger glaubte aufschieben zu sollen, so hatte er im § 3 der Urkunde bestimmt, daß das Kapital in Bodenwerthen anzulegen sei, sobald dies durch die Preise dazu geeigneter Grundstücke begünstigt werde, daß aber, so lange dieser Fall nicht eintrete, das Geldfideikommiß in Kraft treten solle. Die sehr ausführlichen, alle möglichen Eventualitäten berücksichtigenden Bestimmungen der Urkunde, welche nach seinem Tode wirksam wurde, schließt mit den Worten:

„Diese durch den ausgesprochenen Willen Sr. Majestät veranlaßte Fideikommißstiftung wird von mir in den Schutz des Allmächtigen Gottes gestellt und der pietätvollen Pflege der Familie empfohlen!“

Werder war es noch vergönnt, ein Güterfideikommiß zu hinterlassen. Aber daß es solche Schwierigkeiten machte, einen geeigneten Güterkauf abzuschließen, beunruhigte ihn doch insofern, als er bei dem Festhalten an dem Gedanken, über kurz oder lang sich in das Privatleben zurückzuziehen, noch nicht wußte, wo er eintretendenfalls, wie er sich ausdrückte, leben oder sterben könne. Deshalb faßte er ins Auge, in irgend einer anmuthigen Gegend eine Villa zu kaufen oder zu miethen, und er wollte Bruder Albert und wo möglich auch seinen Jugendfreund Malachowski bewegen,

ihre Wohnsitze eben dahin zu verlegen, etwa nach Biebrich oder Wiesbaden. Vorläufig blieben die von Freunden angestellten Ermittelungen noch ohne Erfolg.

Das Winterleben mit seinen Leiden und Freuden ging in gewohnter Weise vorüber, der Dienst nahm Werder ununterbrochen in Anspruch bis er Ende Mai 1875 wieder nach Wildbad ging, welches Bad seiner gegenwärtigen Körperbeschaffenheit entschieden zusagte. Freilich war nicht zu verkennen, daß eine Abnahme der Leistungen einer sonst kräftigen Konstitution sich zeigte, namentlich fing das Gehör an, schlechter zu werden, und die Blutmischung war nicht mehr die normale. Aber wenn Werder nach zwei Monaten von Urlaub kam und sich sofort zu den Truppenbesichtigungen begab und dann zu den Manövern ging, zeigte er sich wieder als der alte, thätige, zähe, schneidige, körperlich und geistig frische kommandirende General. Nur mußte er sich vor jeder Ausschreitung in seiner sehr mäßigen Lebensweise hüten.

Wenn der Seite 250 Anmerkung erwähnte Schriftsteller von der Wengen sein Buch in der Absicht geschrieben, Werder zu ärgern, so erreichte er dies in vollstem Maße. Werder bekam es bereits auf der Urlaubsreise in die Hände und war empört darüber, daß ein Deutscher im Stande sei, die Thaten seiner Landsleute in solcher Weise herabzusetzen. Daß er selbst in dem Buche schlecht wegkam, war ihm sehr gleichgültig; aber daß die Verdienste seines Armeekorps geschmälert wurden, versetzte ihn in hellsten Zorn. Der jüngst, leider so früh, verstorbene General v. Friedeburg, 1870/71 Generalstabs-Offizier in Werders Stabe, hatte eine sehr gehaltene Kritik in der Nummer 62 des Militär-Wochenblatts von 1875 veröffentlicht und Werder zugeschickt. Als ihm Werder dafür dankte, schrieb er zugleich, die Kritik sei viel zu artig und werde deshalb dem Pamphletisten nicht verständlich sein. Wir meinen, eine treffendere Abfertigung konnte das Buch seitens Werders nicht finden.

Am 12. September 1875 feierte Werder sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Er war zwar schon den 14. Juni 1825 in die Armee getreten, nach preußischen Grundsätzen aber zählt die Zeit vor zurückgelegtem 17. Lebensjahre nicht bei Berechnung der Dienstzeit, und ist in solchem Fall der Geburtstag der Jubiläumstag. Er traf mitten in die Manöverzeit. Werder begab sich am 11. nach dem Divisionsmanöver bei Altkirch nach Karlsruhe, um am Festtage dort anwesend zu sein.

Wie nicht anders zu erwarten, ergriff der Kaiser die sich ihm bietende Gelegenheit, Werder zu diesem Tage wieder Seine wärmste Anerkennung auszusprechen und ihn durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens auszuzeichnen. Die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 9. September 1875 lautete:

Sie werden am 12. d. Mts. die Feier Ihres fünfzigjährigen Dienstjubiläums begehen, zu welchem Ich Ihnen Meinen herzlichsten Glückwunsch hierdurch ausspreche. Wer, wie Sie, ein halbes Jahrhundert hindurch mit hingebendster Pflichterfüllung seinem Beruf gelebt hat und zu allen Zeiten — im Kriege, wie im Frieden — gleich bewährt befunden worden ist, wer, wie Ihnen vergönnt war, durch die Eroberung einer großen Festung und durch siegreiche Schlachten und Gefechte seinem Namen einen ehrenvollen Platz in den Blättern der Geschichte zu sichern, der darf an solchen Festtagen mit besonders freudiger Genugthuung und mit dem erhebenden Bewußtsein auf die Vergangenheit zurückblicken, daß er seinem Könige und dem Vaterlande die wesentlichsten Dienste geleistet hat. — Ich aber wünsche an dem schönen Fest Ihren Verdiensten eine besondere Anerkennung dadurch zu Theil werden zu lassen, daß Ich Ihnen Meinen hohen Orden vom Schwarzen Adler verleihe, dessen Insignien anbei erfolgen. Mögen Sie sich dieser Auszeichnung noch viele Jahre zu erfreuen haben, und mögen Sie Mir und der Armee noch lange in rüstiger Kraft an der Spitze der tapferen Truppen erhalten bleiben, welche Sie so oft zum Siege geführt haben.

gez. Wilhelm.

Karlsruhe und Baden befanden sich noch in Feststimmung vom 9. September, an welchem Tage der Geburtstag Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs dort und im ganzen Lande gefeiert worden. Wurde doch, wie der König in Preußen, der Großherzog in seinem Lande getragen von der Liebe und Verehrung seines Volkes. Der Großherzog befand sich in Baden, woselbst am 11. Abends Ihre Majestät die Kaiserin zum Herbstaufenthalt eingetroffen war.

Wie an dem Ehrentage eines solch berühmten Mannes, wie Werder, natürlich, empfing der Jubilar außer der höchsten Auszeichnung seines Kriegsherrn zahlreiche Glückwünsche, Blumenspenden und Grüße von Nah und Fern. Am frühen Vormittage erschien eine Deputation von Karlsruhe mit dem Oberbürgermeister Lauter an der Spitze, welche folgende Adresse überreichte:

Das frohe Fest, was Ew. Excellenz zu feiern heut so glücklich sind, glaubt der Stadtrath Karlsruhes nicht vorübergehen lassen zu dürfen, ohne der innigen Mitfreude und der dankbaren Erinnerung, welche dieses Fest in jedem Freunde des Vaterlandes wachrufen muß, im eigenen Namen und in dem der Bürgerschaft einen Ausdruck zu verleihen. Auf die große Zeit der Jahre 1870 und 1871, in welchen die Kriegsthaten

Ew. Excellenz eine Reihe der glänzendsten Momente bilden, ist eine noch hoffentlich lange andauernde Periode friedlicher Entwickelung und innerer Arbeit für Deutschland gefolgt; aber in dem Glücke, welches aus jener blutigen Saat für das Vaterland aufgegangen, kann der deutsche Bürger niemals Derjenigen vergessen, welche die Möglichkeit dieses Glücks opfermuthig erkämpft haben, und der Badener insbesondere wird stets des ruhmreichen Feldherrn gedenken, welcher das gesegnete Land vor Verwüstung und dessen Bewohner vor barbarischer Vergewaltigung stark und heldenhaft beschützt hat. Heute nun sehen wir diesen tapferen Krieger, den geliebten Ehrenbürger unserer Stadt, voll ungebrochener Kraft und Frische das 50jährige Fest seiner Wirksamkeit im Dienste der Nation begehen, und wir können nicht umhin, an diesem Tage ihm zwei Wünsche auszusprechen, die wir für Ihn und für das Vaterland im Herzen hegen:

Möge Ew. Excellenz Sich noch recht lange in rüstiger Gesundheit des wohlverdienten Ruhmes freuen, und möge das Vaterland in Stunden der Gefahr immer sein Schicksal in Hände von Männern legen können, in welchen Muth und Treue mit Kraft des Geistes in so hohem Maße verbunden sind als bei Ew. Excellenz!

Der Stadtrath der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe.*)

Daran schlossen sich die Abordnungen verschiedener Städte mit ihren Wünschen. Vom Armeekorps wurde Werder eine Nachbildung des Freiburger Denkmals in gediegenem Silber überreicht. Das 30. Infanterie-Regiment schenkte einen silbernen Tafelaufsatz. Um 12 Uhr Mittags begab sich Werder nach Baden zum Großherzog und der Kaiserin. Am Bahnhof wurde er von dem Stadtrath Badens empfangen, der ebenfalls eine Adresse überreichte. Gleichzeitig war er beauftragt, eine zweite Adresse des Landesausschusses der nationalliberalen Partei zu übergeben. Um 1 Uhr gab der Großherzog ein militärisches Festdiner im Schlosse zu Baden. Es waren an 150 Einladungen ergangen. Außer dem Großherzog, dem Erbgroßherzog, dem Prinzen Wilhelm nahmen Theil die Generale v. Fransecky aus Straßburg, v. Beyer aus Coblenz, der Generaladjutant v. Neubronn, die Generale und Regimentskommandeure des 14. Armeekorps, Deputationen der Regimenter, die beiden Neffen Werders, der Chef des Generalstabes aus Straßburg und der Lieutenant v. Werder im 20. Dragoner-Regiment, sowie Aerzte, Militärbeamte 2c. Die Büsten des Kaisers, des Kronprinzen und Werders, mit Lorbeer bekränzt, waren in der Bildergalerie aufgestellt. Das ganze Schloß hatte durch den Schmuck von Fahnen, Standarten, Trophäen, Blumen und Guirlanden ein festliches Ansehen erhalten. Den

*) Karlsruher Zeitung vom 15. September 1875.

ersten Toast auf den Jubilar brachte in zündenden Worten Se. Königliche Hoheit der Großherzog aus. Werder erwiderte in herzlichen und dankenden Worten und trank auf das Wohl des Großherzogs. Dann erhob sich der junge Erbgroßherzog und brachte ein Hoch auf den Deutschen Kaiser aus. Um 4 Uhr war das Diner zu Ende und Werder empfahl sich dem gütigen Großherzog in dankbaren Worten für die vielfachen Zeichen der Gunst und Gnade, mit denen er nun schon durch so viele Jahre von dem hohen Landesherrn beglückt werde.

Dann begab sich Werder nach Karlsruhe zurück und zu seinen Truppen, um am 13. seine dienstliche Thätigkeit wieder aufzunehmen.

Aus der Erbschaft seiner verstorbenen Gattin war ihm für seine Kinder das im Rastenburger Kreise gelegene schöne Rittergut Plehnen zugefallen, dessen Verwaltung ihm viel Sorge und Arbeit und schließlich auch seine Anwesenheit daselbst nothwendig machte, um an Ort und Stelle wichtige Entscheidungen treffen zu können. Bei seiner Gewissenhaftigkeit bekümmerte er sich trotz der weiten Entfernung von Karlsruhe eingehend um alle Details und nahm die Gefälligkeit seiner preußischen Freunde, worunter ihm Herr v. Berg-Perscheln besonders freundlich zur Seite stand, in ausgiebigster Weise in Anspruch. Nachdem er glaubte, seine Anwesenheit in Plehnen nach bestem Wissen nutzbar gemacht zu haben und nach einem Besuch seiner Schwiegermutter, der Gräfin Borcke in Tolksdorf, bezog er wieder sein Winterquartier in Karlsruhe.

Daß ihm das doch ziemlich gesellige Leben auf die Dauer nicht bekam, ist erklärlich, denn es gehörte zu den Seltenheiten, wenn er einen Abend still zu Hause zubrachte. Ganz diät lebte er dabei auch nicht; seine lebhafte Natur ließ ihn im Verkehr etwaige körperliche Unregelmäßigkeiten vollständig vergessen. Dann hielt er wohl wieder Einkehr bei sich und entdeckte alle möglichen Gebrechen, über die er sich in übertriebener Weise in seinem Tagebuch ausließ. So beispielsweise am 2. Februar 1876, nachdem er kurz vorher zur Investitur als neu ernannter Ritter des Schwarzen Adler-Ordens in Berlin gewesen:

> „Schlechte Nacht, wie gewöhnlich. Um 4 Uhr wache ich gewöhnlich auf und kann trotz aller Mühe nicht wieder einschlafen, habe Beängstigungen aller Art. Entweder ist das Herz krank oder der Zustand rührt von den vielen Katarrhen her, er ist aber beinahe unerträglich. Luftmangel ist unverkennbar. Diese gesellige Lebensweise bekommt mir ganz schlecht. Eine bedenkliche Gedächtnißlosigkeit macht sich auch bemerkbar, das Erinnerungsvermögen nimmt ab, lange kann ein energischer Entschluß nicht verzögert werden. Wenn ich nur erst einig wäre, wohin und wann? Ich glaube fast, zunächst Biebrich und Oktober.“

Wenn sich jetzt in Biebrich oder Wiesbaden ein Anwesen zu Kauf oder Miethe gefunden, und Bruder Albert sich entschlossen hätte, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, so hätte Werder vielleicht mit dem Abgehen Ernst gemacht, so schwer es ihm geworden wäre, seine militärische Thätigkeit mit dem Nichtsthun zu vertauschen. Es stand ihm nämlich wieder ein Umzug bevor, denn das neu gebaute Generalkommando sollte fertig und im Herbst bezogen werden. Dem wäre er gern entgangen, da er seiner Ansicht nach doch bald von Karlsruhe weggehen würde. Denn so sehr sich Werder durch die liebenswürdigen Persönlichkeiten des Großherzoglichen Paares angemuthet fühlte, und so vielfache Beweise er vom Großherzog dafür empfing, daß seine Bemühungen in der schwierigen Stellung volle Anerkennung fanden, konnte sein Verhältniß in Karlsruhe, abgesehen von den rein militärischen, ihm ganz zusagenden und erfolgreichen Beziehungen, auf die Dauer ihn doch nicht befriedigen, denn er war den bestehenden Verhältnissen gegenüber machtlos.

Das badische Kontingent war nun einmal und im vollen Einverständniß des Großherzogs als preußisches Armeekorps in die Armee einverleibt. Die Kriegstüchtigkeit desselben hatte sich im Feldzuge 1870 und 1871 glänzend bewährt. Jetzt mußte aber ein Uebergang zu preußischen Dienstanschauungen und Reglements vermittelt werden. Es befanden sich sehr spröde Elemente darunter. Ueberhaupt waren alle Ansprüche im Dienst andere geworden. Werder glaubte diesen Uebergang mit möglichster Diskretion bewirkt zu haben; aber spezifisch badische Anschauungen, so berechtigt sie sein mochten, konnten im Dienst doch nicht fortbestehen. Zu Anfang war demnach eine Vermischung mit preußischen Elementen wohl nothwendig gewesen und hatte die besten Früchte getragen; aber schon im vorigen Jahre (1875) hatte Werder an Se. Majestät gemeldet, daß man eines ferneren Zuwachses nicht bedürfe. Es wurden aber immer noch preußische Offiziere in die badischen Regimenter versetzt und Werder fühlte, daß dies den Wünschen des Großherzogs nicht mehr entsprach. Und doch konnte er nichts dagegen thun, als im Jahre 1876 in seinem Bericht an Se. Majestät über den Zustand des 14. Armeekorps nach Beendigung der Herbstübungen wiederholt anzudeuten, daß weitere Versetzungen in das badische Kontingent nicht mehr nothwendig seien.

Am 3. Oktober fand zu Freiburg im Breisgau die Enthüllung des großen Denkmals statt, welches das dankbare badische Land Werder und seinen Truppen gesetzt. Werder war bereits am 2. hingefahren und fand in dem gastlichen Hause des Generals v. Glümer eine ihm sehr wohlthuende besonders freundliche Aufnahme. General v. Glümer hatte bereits den Dienst verlassen und, nachdem er kurze Zeit Gouverneur von Metz gewesen, sich in Freiburg ansässig gemacht.

Der Enthüllungsfeierlichkeit wohnte auch Se. Majestät der Kaiser bei, der Werder in der gewohnten gnädigen Herzlichkeit begegnete.

Den Rest des Monats Oktober verbrachte Werder in Wiesbaden, um dort Bäder zu nehmen, sie nützten ihm aber seiner Meinung nach wenig, und schreibt er an seinen Freund Malachowski, er wolle im Januar seinen Abschied nehmen, wenn er nur wüßte, wohin? Malachowski rieth ihm aber entschieden ab, die politische Situation sei augenblicklich zu gespannt, und wenn Frankreich losschlüge, würde Werder sich hinterher ärgern. Werder schrieb darauf:

„Die Sachlage ist aber etwas anders. Ich halte mich, wie ich auch an Anna geschrieben, nicht mehr felddienstfähig, kaum für friedensdienstfähig, ich müßte demnach pflichtmäßig abgehen (anderer Gründe nicht zu gedenken). Werden die Kriegsaussichten stärker, so kann ich anstandshalber nicht abgehen, wenn schon es ein Unrecht ist, zu bleiben, wenn man zweifelt, seine volle Schuldigkeit thun zu können. Deshalb muß ich eilen, bevor die Umstände zum Bleiben zwingen. Abwarten, ob allgemeiner Krieg wird oder Frankreich losschlägt, dauert offenbar zu lange. Hier heißt es, spätestens Ende Februar oder Anfang März einkommen oder dies Jahr, d. h. bis zum Herbst, gar nicht. In der Zwischenzeit abzugehen, nachdem man durch Abhalten von Inspizirungen scheinbar dargethan, daß man noch nicht völlig auf dem Hund ist, wäre schon um deswillen nicht angezeigt, weil meinem Nachfolger Zeit gegeben werden muß, sich auf die wahrscheinlich im Herbst 1877 stattfindende Königsrevue vorzubereiten. Außerdem habe ich zwei Umzüge dicht hintereinander und große Kosten wegen der Königsrevue, also warten bis Anfang März und dann: Bestimmter Entschluß!“

Für Werder eintretendenfalls einen geeigneten Nachfolger zu finden, war nicht leicht, denn er genoß sowohl im Armeekorps, wie im ganzen Lande eine seltene Liebe. Wenn er in seinem alten Paletot, wo hinten der Henkel heraussah und meist ein Knopf ausgerissen war, durch die Straßen ging, flogen die Mützen wie beim Großherzog. Der Bauer sagte beim Ersatzgeschäft: „Wenn mein Sohn nicht zum Regiment nach Constanz kommt oder zu den Dragonern in Bruchsal, da gehe ich zum Werder, der wird's schon machen.“ Und er machte es, wenn er irgend konnte. Dafür hing aber auch fast in jeder Bauernstube des Großherzogthums Werders Bild unter dem des Großherzogs.

Sein Verhältniß zum Hofe war stets das allerbeste, und alle Geschichten vom Gegentheil, die mitunter die Zeitungen brachten, waren Klatsch. Werder nahm aber auch bei solchen Gelegenheiten ohne Weiteres den Staatsanwalt in Anspruch. Daß man ihn verlobt sagte, mußte er über sich ergehen lassen. „Kann man sich einen größeren Unsinn denken“, schreibt

er in seinem Tagebuch. Werder war bei Hofe aber so ungenirt wie anderswo, und das sahen ihm die Herrschaften gütigst nach. Die Frau Großherzogin unterhielt sich gern mit ihm, und man konnte Werder, der sehr laut sprach, dann hören, wie er: „Nee, Königliche Hoheit, i wo!“ und andere nicht courfähige Wendungen gebrauchte.

Der alte badische Adel, der gegen die Preußen sonst sehr reservirt war, verehrte Werder außerordentlich, und dazu trug nicht allein sein Kriegsruhm, sondern auch seine Liebenswürdigkeit und große Gemüthlichkeit bei, welch letztere die Badener im Allgemeinen an den Preußen vermißten.

Sein Humor, seine lebensfrische Energie, ja polternde Rücksichtslosigkeit vervollständigten das Bild, das sich der Badener vom alten Werder machte. Daß er sehr fest sein konnte, wenn es galt, das einmal von ihm als gut Anerkannte mit Energie durchzuführen, das hatte Mancher im Kriege und Frieden erfahren.

Werder war außerordentlich wohlthätig. Außer Familienmitgliedern wandte er Vielen laufende Unterstützungen zu. Als er in den Besitz der Dotation gelangte, gingen unzählige Gesuche um Unterstützungen, Anleihen 2c. ein. Sein Tagebuch giebt darüber Auskunft, wie Vielen er geholfen, wo Hülfe nothwendig und angebracht war. Als er Chef des 30. Regiments wurde, bewilligte er demselben einen jährlichen Zuschuß von 300 Mark, so lange er lebe, zu mildthätigen Zwecken. Das Regiment hat nun mit diesem Zuschuß den Grund zu einem „Werderfonds“ gelegt, dessen Statuten in Nummer 81 des Militär-Wochenblatts pro 1875 mitgetheilt sind und als Muster für die Fürsorge für die 12 Jahre gedienten Unteroffiziere bei ihrem Uebergang in eine Civilstellung gelten können.

Werders Hausstand war bei aller Einfachheit ein seiner Stellung durchaus entsprechender. Seine Schwester stand demselben mit großer Umsicht und trotz ihrer Kränklichkeit gewissenhaft vor. Werder liebte besonders Mittags Besuch. Wie der Bruder erhielt auch bald die Schwester, Tante Lotte, eine gewisse Popularität, trotz oder vielleicht wegen ihres stillen bescheidenen Wesens.

Am 1. Januar 1877 feierte Se. Majestät der Kaiser sein 70jähriges Dienstjubiläum. Der Kronprinz hatte im Dezember an Werder geschrieben und ihn ersucht, zu dem Festtage nach Berlin zu kommen. Dieser Aufforderung kam Werder natürlich nach, und der Verfasser hatte das Glück, Werder den Sylvesterabend in seinem Hause verleben zu sehen.

Zu der Jubiläumsfeier des Kaisers hatten sich viele Fürsten des Reiches und eine zahlreiche Generalität eingefunden. Es war ein erhebender Moment, und wohl kein Auge blieb trocken, als der Kronprinz, damals noch in der Fülle seiner Kraft und Gesundheit, dem Kaiser den Glückwunsch der Armee darbrachte und knieend die Hand seines Kaiserlichen Vaters an

die Lippen führte; als dann der Kaiser ihn umarmte und in längerer freier Rede hervorhob, was die Armee geleistet und welche Hoffnungen das Vaterland auf dieselbe zu setzen berechtigt wäre. Bei dem großen Diner im Schloß sprach der Kaiser Werder gegenüber die Hoffnung aus, ihn an der Spitze seines Armeekorps bei der Königsrevue in Baden zu sehen.

Da seine Gesundheit den Winter über leidlich war und Werder nun auch die Genugthuung haben wollte, die Zufriedenheit seines Kaisers mit seinem sechsjährigen Wirken als kommandirender General des 14. Armeekorps ausgesprochen zu sehen, wozu die erwartete Königsrevue Gelegenheit gab, kapitulirte er, wie er sich ausdrückte, noch auf ein Jahr und war in den Vorbereitungen zur Revue ganz besonders thätig.

Ende Juni erhielt er den Befehl, nach Stuttgart zu gehen, um den Kaiser bei den Beisetzungsfeierlichkeiten des verstorbenen Herzogs Eugen von Württemberg zu vertreten. Der König verlieh ihm bei dieser Gelegenheit das Großkreuz der württembergischen Krone.

Inmitten der Frühjahrsarbeit war Anfang April der Umzug in das neue Generalkommando bewerkstelligt worden, ein in Anlage und Ausführung stattlicher Bau.

Die vielen Besichtigungen und die Vorarbeiten zur Revue gestatteten Werder erst im Juni die alljährliche Kur in Wildbad zu unternehmen, von wo er, wie erwähnt, nach Stuttgart und dann nach Wiesbaden ging, um Ende Juli wieder seine Besichtigungsreisen aufzunehmen.

Mitte September war das Korps bei Karlsruhe zusammengezogen worden; den 17. war die große Parade vor dem Kaiser, am 18. Korpsmanöver gegen einen markirten Feind. Abends gab Werder in den schönen Räumen des Generalkommandos einen glänzenden Ball, dem der Kaiser, der Kronprinz, die Großherzoglichen Herrschaften und eine auserlesene Gesellschaft beiwohnten. Es war ein vornehmes Fest, bei dem Tante Lotte in perlgrauer Seide würdig die Honneurs machte. Werder überreichte der Frau Großherzogin ein kostbares Bouquet.

Am 20. war Feldmanöver bei ziemlich schlechtem Wetter. Da dasselbe am folgenden Tage nicht besser war, wurde mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand des Kaisers das Feldmanöver abbestellt, aber am 22. wieder aufgenommen. Der Kaiser sprach sich sehr anerkennend über den Zustand und die Leistungen des Korps aus in folgender Allerhöchster Kabinets-Ordre an Werder d. d. Karlsruhe, den 22. September 1877:

> Es gereicht Mir zur lebhaften Freude, Ihnen heute bei Beendigung der großen diesjährigen Herbstübungen Meine vollste Zufriedenheit mit dem Zustande, in welchem Ich alle Truppentheile des 14. Armeekorps gefunden habe, aussprechen zu können.

Ich habe überall eine vortreffliche kriegstüchtige Ausbildung, Anspannung, Ordnung und Ausdauer gefunden, die ein rühmliches Zeugniß für die ersprießliche Thätigkeit und Hingebung sämmtlicher Generale, Regimentskommandeure und Offiziere ablegt, und die Mir die erfreuliche Veranlassung giebt, denselben hierdurch Meinen Königlichen Dank zu sagen und auch den Mannschaften Meine ganze Zufriedenheit zu erkennen zu geben.

Ganz besonders aber danke Ich Ihnen und wünsche Ihnen Glück zu der hohen Befriedigung, welche es Ihnen gewähren muß, die Truppen, die Sie zum großen Theil vor dem Feinde mit so großer Auszeichnung geführt haben, jetzt auch im Frieden nach einer so vollendet guten kriegstüchtigen Ausbildung vorzustellen.

In Bethätigung Meiner warmen Anerkennung verleihe Ich Ihnen hierdurch das Kreuz der Großkomthure Meines Königlichen Haus-Ordens von Hohenzollern mit dem Stern und bewillige für das Armeekorps die in der Anlage aufgeführten Gnadenbeweise.

Ueber die Ausführung der Feldmanöver werde Ich Ihnen Meine spezielle Beurtheilung noch zugehen lassen, empfehle aber schon jetzt die genaue Beachtung derjenigen Bemerkungen, welche Ich am Schluß der einzelnen Uebungstage gemacht habe.

gez. Wilhelm.

Nach dem Manöver begab sich Werder wieder nach Preußen, wo seine Anwesenheit wegen Wechsels des Pächters in Plehnen nothwendig geworden, und kehrte Ende Oktober nach Karlsruhe zurück.

Das Jahr 1878 begann damit, daß Werder sein langjähriger Chef des Generalstabes, sein treuer anhänglicher Berather in Krieg und Frieden, genommen wurde. Oberst v. Leszczynski erhielt das Kommando einer Garde-Infanterie-Brigade in Berlin. Bei der hohen Achtung und Werthschätzung, in der er bei Werder gestanden, wurde diesem die Trennung besonders schwer. In den vielen Jahren des Zusammenwirkens konnten natürlich Meinungsverschiedenheiten nicht ausbleiben. Taktvolles Benehmen einerseits und volle Würdigung der hervorragenden Eigenschaften und der Geschäftskenntniß andererseits konnten die bestehende Harmonie nur sehr vorübergehend stören lassen. Wenn sich nicht im Orient jetzt gerade die politischen Verhältnisse so drohend gestaltet hätten, würde Werder seine beim Chefwechsel wieder auftauchenden Abschiedsgedanken sicher ausgeführt haben. Er konnte sich aber auch von der ihm zusagenden und lohnenden dienstlichen Thätigkeit schwer trennen, und er gab nur zu gern den Stimmen Gehör, die ihn zum Bleiben zu überreden suchten, vor Allem der des Großherzogs, der volles Verständniß für die schon erwähnten Schwierig-

keiten hatte, die ein Nachfolger Werders haben mußte. Wenn nun Werder bei den Manövern volle 15 Stunden im Sattel und Wagen zubrachte, so mußte er ja selbst sich für zeitweise noch sehr felddienstfähig halten. Der Großherzog war bei diesen Manövern zugegen und zeigte sein Interesse und Verständniß für die Uebungen in eingehenden Kritiken, wobei er nie unterließ, durch ausgesprochene Anerkennung die Truppen zu noch vermehrten Leistungen anzuregen. Am Schluß dieses Manövers belobte er den Zustand des Armeekorps wiederholt und brachte auf den kommandirenden General ein Hurrah aus, in welches die versammelten Offiziere und Truppen in wärmster Weise einstimmten. Zum Schluß führte der Großherzog beim Parademarsch sein Leib-Dragoner-Regiment bei Werder vorbei.

Im September erhielt Werder von seinem Schwager Grafen Borcke die Nachricht, daß er glaube, endlich eine Besitzung in Pommern gefunden zu haben, welche sich für Werder zum Ankauf eigne. Nach den weiter eingezogenen Erkundigungen erschien ihm aber das in Rede stehende Gut Grüssow bei Belgard zunächst nicht rentabel genug; ein anderes ihm angebotenes Gut in Niederschlesien hatte keinen Wald, ein drittes in Oberschlesien lag zu nahe an der russischen Grenze und war zu polnisch. Aber auf dringendes Zureden entschloß er sich denn doch, nach Pommern zu reisen, um die einem Herrn v. Buggenhagen gehörigen Güter Grüssow und Gantzkow zu sehen. Ein sehr schönes, neu gebautes, mit großem Komfort eingerichtetes Schloß, in schönem Park gelegen, der unmittelbar an den Wald stieß, und ein sehr bedeutender Waldkomplex stimmten Werder bei der ersten Besichtigung günstig, zumal der Preis im Verhältniß zum Bodenwerth annehmbar erschien. Aber den Kauf wollte er doch erst abschließen, nachdem noch andere sachverständige Freunde ihr Urtheil abgegeben. Er reiste vorläufig ab, bat aber seinen alten Freund Holtz auf Ramin bei Stettin, sich über die Güter eingehend zu informiren. Um Weihnachten erhielt er denn auch dessen Bericht, der ganz entschieden zum Kauf rieth.

Nun reiste Werder nach den Neujahrsgratulationen in Karlsruhe in den ersten Januartagen wieder nach Pommern und kaufte die Güter Grüssow und Gantzkow als Fideikommißgüter. Er blieb drei Wochen dort, übernahm den Besitz und bat seinen Freund Malachowski, ihn vorläufig in Grüssow bei Abwickelung der Geschäfte mit dem früheren Besitzer zu vertreten. Aber seiner Gesundheit hatte er bei der Winterreise doch zu viel zugemuthet. Als er nach Karlsruhe zurückkam, mußte er sich sofort zu Bett legen; die sorgsame Behandlung seines Hausarztes, des Geheimraths Batlehner, wendete jedoch die drohende Lungenentzündung ab, und nach einigen Wochen war er so weit wieder hergestellt, daß er seinen großen Ball geben konnte. Sollte es doch der letzte sein, denn da er nun wußte, wo er bleiben sollte, er auch gegen seinen neuerworbenen Besitz Verpflichtungen hatte, zögerte er

nicht mehr, seinen Abschied zu nehmen. Bereits im September des verflossenen Jahres hatte er an seinen Bruder geschrieben:

„Der große Moment des Blasens zum Rückzuge naht heran. Es ist mir auch neuerdings wieder deutlich geworden (nach den 14tägigen Herbstinspizirungen der beiden Divisionen an der französischen und an der württembergischen Grenze), daß das Alter sich geltend macht, und es Zeit ist, das Steuerruder für das Schiff, welches sich 14. Armeekorps nennt, in jüngere Hände übergehen zu lassen. Ich möchte nur noch so lange warten, bis der Kaiser die Geschäfte wieder übernommen haben wird.*) Vorher wünsche ich nicht, daß das Vorhaben besprochen wird und durch Zwischeninstanzen geht. Dauert dies aber noch länger, so muß ich doch losbrennen.“

Am 18. März hatte Werder eine Audienz beim Großherzog, um ihn von seinem nunmehr unabänderlich gefaßten Entschluß in Kenntniß zu setzen. Der Großherzog mußte die ihm von Werder dargelegten Motive anerkennen und glaubte nicht dagegen sprechen zu dürfen, da der beabsichtigte Schritt von Werder gewiß nach allen Seiten erwogen sei. Werder führte besonders an, daß er seine Mission für erledigt erachte, daß er nicht mehr in der Lage zu sein glaube, den Forderungen, die er an sich machen müsse, zu genügen, und wenn auch die Möglichkeit vorhanden sein möge, daß er so halbwegs noch seine Stellung ausfüllen könnte, so müsse er doch nicht den Zeitpunkt abwarten, wo es klar und dem Publikum erkenntlich hervortrete, daß er wirklich invalide resp. untauglich sei. Jedenfalls wäre mit dem vorgeschrittenen Alter eine Veränderung eingetreten, die er am besten beurtheilen könne. Der Großherzog äußerte sich wiederholt, daß er nichts dafür und dagegen thun wolle, nur hielt er die Wahl eines Nachfolgers für schwierig, aber auch auf der Stelle nothwendig. Bei Erwähnung der etwa in Frage kommenden Persönlichkeiten schien der General v. Obernitz der geeignetste Nachfolger Werders.

Unter dem 30. März 1879 richtete Werder folgendes Gesuch an Seine Majestät den Kaiser:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König!
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät bitte ich alleruntertänigst, mir in Gnaden den Abschied bewilligen zu wollen.

Allerhöchstdieselben mögen geruhen, die Versicherung entgegenzunehmen, daß nur die reiflichste Erwägung und die gewissenhafteste Selbst-

*) Der Kaiser hatte infolge der Attentate die Regierungsgeschäfte dem Kronprinzen übertragen.

prüfung mich zu diesem, mir unendlich schwer gewordenen Entschluß bewegen konnten, als deren Resultat ich zu meinem Leidwesen die Ueberzeugung habe gewinnen müssen, daß bei einer immer fühlbarer hervortretenden Abnahme der körperlichen und geistigen Kräfte ich den Forderungen meiner Stellung nicht mehr gewachsen bin, mindestens nicht in dem Grade, wie es nach meiner Anschauung das Interesse des Dienstes erheischt.

Wenn ich auf meine langjährige Dienstzeit mit ihren schönen Erinnerungen zurückblicke, muß ich Gottes Willen preisen, der mir so viel Huld und Gnade von meinem Königlichen Kriegsherrn zu Theil werden ließ. Ew. Majestät haben mich in überreichem Maße mit Gnadenbeweisen ausgezeichnet und hochbeglückt. Dem Gefühl des aufrichtigsten, innigsten Dankes, welches mein Herz erfüllt, Worte zu geben, vermag ich nicht; es wird mich aber begleiten bis an mein Lebensende, gleichwie der lebhafte Wunsch, daß es mir beschieden sein möchte, ihm einen überzeugenderen Ausdruck zu geben, als Worte es gestatten.

In tiefster Ehrfurcht ersterbe ich

Ew. Majestät
allerunterthänigster, treugehorsamster
v. Werder,
General der Infanterie und kommandirender General.

Am 18. April erhielt Werder hierauf folgende Antwort:

Ich ersehe mit lebhaftem Bedauern aus Ihrem Schreiben vom 30. März d. J., daß Sie den Zeitpunkt für die Beendigung Ihrer so ehrenvollen und an Verdiensten so reichen Dienstzeit für gekommen erachten. Es wird Mir sehr schwer, dem zuzustimmen, aber Ich muß es thun, denn je ehrenvoller die Dienstzeit, desto größer auch der Anspruch auf Ruhe im Alter. Es würde eine Härte gegen einen hochverdienten Offizier sein, wenn Ich Ihnen die wohlverdiente Ruhe vorenthalten wollte.

Ich bewillige Ihnen also hierdurch den nachgesuchten Abschied, indem Ich Sie mit der gesetzlichen Pension zur Disposition stelle und indem Ich — um Ihren gefeierten Namen der Armee zu erhalten — bestimme, daß Ihre Stellung als Chef des 4. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30 hierdurch nicht verändert wird.

Zugleich erhebe Ich Sie in den Grafenstand, welcher in Ihrer direkten männlichen Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt forterben soll, und wünsche hierdurch Ihnen, der Armee und dem Vaterlande zu bethätigen, daß Ich Ihre hervorragenden Verdienste im letzten Feldzuge und insbesondere Ihrer heldenmüthigen Abwehr des Feindes von dem Eindringen in das Vater-

land jederzeit mit warmem Dank und lebhafter Anerkennung eingedenk bin.

Möge Ihnen nach Allem, was Sie gethan, noch ein ruhiger und langer Lebensabend beschieden sein, in welchem Sie der herzlichsten Wohlgeneigtheit Ihres Königs und der ehrenvollsten Erinnerung in der Armee versichert sein dürfen.

Berlin, den 15. April 1879.

Ihr
dankbarer König
Wilhelm.

So war denn nun entschieden, daß Werder wirklich aus seiner Stellung scheiden werde. Oft genug war das Gerücht gegangen. Jetzt war es Ernst. Die Nachricht vom Abgange Werders wurde im 14. Korps und im ganzen Lande mit tiefem Bedauern aufgenommen.

Werder nahm von seinem Korps mit folgenden Worten Abschied:

Seine Majestät unser Allergnädigster Kaiser und König hat in Gnaden geruht, mir den erbetenen Abschied zu gewähren.

Ich scheide aus meiner bisherigen Stellung mit Gefühlen der Wehmuth, aber auch mit dem Gefühl voller Befriedigung, da mir vergönnt gewesen ist, während einer Reihe glücklicher, unvergeßlicher Jahre an der Spitze eines Korps gestanden zu haben, das alle Zeit, in Krieg und Frieden, sich die Zufriedenheit des Kaisers sowie des Landesherrn zu erwerben und zu erhalten gewußt hat.

Ich scheide mit dem Gefühl aufrichtigsten Dankes für die andauernde erfolgreiche Unterstützung, die meinem Wirken von allen Seiten geworden ist, sowohl von den verschiedenen Truppenkörpern unter Leitung ihrer Offizierkorps, wie seitens der Mitglieder des Sanitätskorps, der Verwaltungs- und Militär-Justizbeamten und der Geistlichkeit.

Ich bitte, mir ein freundliches Andenken zu bewahren und scheide mit einem Hoch aus vollem Herzen auf Kaiser, Fürst und Vaterland, mit dem innigen Wunsche, der Allmächtige Gott sei mit dem 14. Armeekorps wie bisher, so auch immerdar!

gez. v. Werder.

An die Bewohner des Großherzogthums richtete er durch die Zeitung folgende Abschiedsworte:

Seine Majestät der Kaiser, mein Allergnädigster König und Herr, hat die Gnade gehabt, mir den aus Gesundheitsrücksichten erbetenen Abschied zu bewilligen.

Ich folge dem Zuge des Herzens, wenn ich vor meinem Scheiden aus diesem herrlichen Lande, welches meine zweite Heimath gewesen ist, öffentlich ausspreche, wie schwer mir dieses Scheiden wird.

Ich war berufen, die ereignißreichen Zeiten eines glorreichen Krieges und Jahre des segensreichen Friedens mit den Bewohnern Badens zu durchleben. Von allen Seiten und jederzeit ist mir in meinem Wirken hier unendlich viel persönliches Wohlwollen und überaus großes Entgegenkommen zu Theil geworden. Die Beziehungen zu den Bewohnern des Landes haben sich für mich stets schöner, wahrhaft wohlthuend und beglückend gestaltet. Mit Stolz und Freude werde ich mich immerdar meiner glücklichen Lebenszeit in Baden erinnern und bis an mein Lebensende die Gefühle des innigsten und lebhaftesten Dankes gegen Badens Bewohner bewahren. Ihnen Allen rufe ich aus vollem Herzen zu: „Lebet wohl und bewahret mir ein freundliches Andenken!“

Karlsruhe, den 22. April 1879.

Graf v. Werder,
General der Infanterie z. D.

Die Theilnahme, die Werder bei seinem Abgange erfuhr, war eine ungewöhnlich warme. Die Presse gab davon vielfach Zeugniß, und wollen wir hier nur einige Beispiele aufführen. So schreibt man der Stuttgarter Zeitung aus Karlsruhe:

„Niemand von den Bewohnern Karlsruhes und, wir werden wohl berechtigt sein, zu sagen, ganz Badens bleibt von der Nachricht unberührt, daß dem General v. Werder auf sein Ansuchen der Abschied bewilligt sei. Denn der kommandirende General des 14. Armeekorps war unzweifelhaft von den Heerführern des großen Krieges einer der volksthümlichsten, und in dem Lande, dem seit 1871 sein amtliches Wirken gewidmet war, in seltenem Maße der Gegenstand der allgemeinen Verehrung ꝛc.

Die unvergeßlichen Tage vom 14. bis 17. Januar 1871 sollten ihn unter die Feldherren einreihen, deren Ruhm von der Geschichtsschreibung festgestellt, und von der Dichtkunst verherrlicht, bis in die fernsten Zeiten fortlebt, fortleben wird in der Erinnerung der Menschen, wie wir heute noch die Heldenthaten des Leonidas in den Thermopylen feiern.

Was ihm sein oberster Kriegsherr an dem nämlichen Tage, da er die Kaiserwürde annahm, in den Worten zurief: „Ihre heldenmüthige dreitägige Vertheidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten“, — diese Anerkennung einer Leistung allerersten Ranges wird den Tagen vor Belfort stets von der dankbaren Nation gezollt werden. Am engsten natürlich verband diese Kriegsthat den siegreichen Feldherrn mit den tapferen Männern, die

unter seinem Befehl und unter der Losung: „Wir lassen Keinen durch" allen feindlichen Anstürmen widerstanden hatten, mit dem Lande, das am lebhaftesten von dem Gefühl der Rettung, der Dankbarkeit beseelt war.

Keine glücklichere Wahl konnte der Kaiser für das Kommando des 14. Armeekorps treffen. Denn wie den Feldherrn alle Tugenden des Krieges zierten, so zeigte General v. Werder im Frieden alle Vorzüge, die den Bürger auszeichnen.

Die schlichte Einfachheit in seinem Auftreten, das natürliche Wohlwollen in seinem Benehmen, die strenge Achtung des bürgerlichen Rechts, die er von seinen Truppen forderte, das Alles gewann ihm die Herzen wie im Fluge, und aus dem hochberühmten wurde bald ein vielgeliebter Mann. Mit ungekünstelter Bescheidenheit nahm er die zahlreichen Huldigungen entgegen, die ihm allgemein bei seinen Dienstreisen dargebracht wurden, die Ehrengeschenke, mit denen Deputationen aus allen Theilen Deutschlands dem gefeierten Feldherrn den Tribut nationaler Dankbarkeit zollten.

Die wichtige Stellung des Generals war aber auch eine vielfach schwierige. Der Uebergang in neue Verhältnisse kann sich nie und nirgends vollziehen ohne vermeintliche oder wirkliche Kränkung wohlerworbener Rechte, ohne mehr oder minder empfindliche Eingriffe in alte lieb gewordene Gewohnheiten. Die Art, wie der General seines hohen Amtes waltete, trug wesentlich dazu bei, daß dieser Uebergang sich ohne wesentliche Reibungen und Schwierigkeiten vollzog. Er war jedenfalls durch seine den Süddeutschen ganz besonders sympathische Persönlichkeit von allen preußischen Heerführern der Geeignetste für diese bedeutungsvolle Aufgabe.

Schon seit Jahren war das Gerücht verbreitet, daß General v. Werder beabsichtige, seinen Abschied zu erbitten. Aber doch wirkte die Nachricht, als sie nun amtlich bestätigt war, überraschend. Die Stadt Karlsruhe kann nur mit tiefem und wahrem Bedauern diesen hochgefeierten und aufrichtig verehrten und geliebten Mann, ihren Ehrenbürger, aus ihrem Weichbilde scheiden sehen."

Die Karlsruher Zeitung vom 20. April 1879 nimmt an zwei Stellen Gelegenheit, sich über den Abschied Werders auszusprechen:

„Der Großherzog hat gestern selbst in Begleitung des Erbgroßherzogs dem General v. Werder den Hausorden der Treue, den ersten badischen Orden, als ein öffentliches Zeichen der Dankbarkeit überreicht. Badens Volk wird den Mann nicht vergessen, dem und seinen Tapferen es so viel verdankt. Es sei nur an das Eine erinnert: „die ruhmvolle Zurückwerfung der Bourbakischen Schaaren in den blutigen Tagen des 15. bis

17. Januar 1871 vor Belfort", welche Kaiser Wilhelm Selbst eine der größten Waffenthaten aller Zeiten nannte.

In Freiburg hat ihm und seinen tapferen Truppen das dankbare badische Land das herrliche Denkmal errichtet. General Werder hat sich bereits gestern bei der großen Parade vom gesammten Offizierkorps verabschiedet. Sein Nachfolger im Kommando des 14. Armeekorps, Generallieutenant v. Obernitz, führte im Kriege 1870 und 1871 die Württembergischen Truppen."

An anderer Stelle brachte dieselbe Zeitung folgende Korrespondenz des Schwäbischen Merkur:

„Ungern sieht das Land den Mann scheiden, dessen Name als Führer der badischen Truppen vor Belfort auf immerdar mit der badischen Geschichte verknüpft ist. War es doch seine Führung, die Baden durch die Tapferkeit seiner eigenen Söhne und der mit ihnen verbundenen deutschen Truppen vor der Verheerung durch das französische Ostheer bewahrte. General v. Werder hat sich in ganz ungewöhnlichem Maße die Verehrung Aller, die mit ihm in Berührung kamen, zu erwerben gewußt. Seine gewinnende Art und Weise hat nicht wenig dazu beigetragen, die Schwierigkeiten einer oft peinlichen Uebergangslage zu mindern und zu mildern!"

Welche Genugthuung mußte es Werder sein, aus diesen Berichten die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er nicht umsonst gestrebt und gewirkt, daß er der rechte Mann für seine Stellung gewesen, und daß man nach seinem Scheiden ihn noch dauernd verehren würde. Wie schwer ihm aber dieses Scheiden aus seinem Berufe, dem sein Leben gewidmet war, gewesen, spricht sich in einem Briefe an seinen Bruder vom 20. April aus:

„Wie Ihr aus den Zeitungen ersehen habt, ist die Bombe geplatzt!

Nach der Fassung meiner Eingabe war eine andere Entscheidung nicht zu erwarten. Es wäre die Verweigerung eine Gewaltthat gewesen, die dem Könige nicht ähnlich sieht und dem Interesse des Dienstes nicht entsprochen hätte. Die Grenze für eine erfolgreiche Wirksamkeit war nach meiner Ueberzeugung erreicht, da mußten alle entgegenstehenden Bedenken schweigen.

Der Entschluß ist mir schwer genug geworden. Nach dem Gesetz der Trägheit war meine Neigung zum Bleiben mitunter nicht gering. Ich habe sie glücklich überwunden und freue mich des Sieges über menschliche Schwäche. Nun habe ich noch die erregenden Abschiedstage zu bestehen, dann gehe ich auf das Land, um als Ackerbauer ein Einsiedlerleben zu beginnen. Mit schwerem Herzen scheide ich aus einer in allen Beziehungen bevorzugten Stellung. Es muß gemacht sein, also durch! ohne allzu große Rührung, vielmehr mit der Würde eines alten Kriegers.

In einigen Tagen gehe ich nach Wiesbaden, dem Könige mich zu empfehlen, und zurück nach Karlsruhe, um die letzten Abschiedsbesuche zu machen. Zu Anfang Mai gehe ich über Berlin nach Grüssow."

Als am 18. April Werder die Allerhöchste Kabinets-Ordre erhalten, wollte er sich zum Großherzog begeben, um sich bei ihm dienstlich abzumelden. Da fuhr aber bereits der Großherzog, der vom Kabinet direkt benachrichtigt war, vor, um Werder mit herzlichen Worten sein Bedauern über die bevorstehende Trennung auszusprechen. Seiner wiederholten Anerkennung gab er in persönlicher Ueberreichung des Ordens der Treue Ausdruck, der höchsten Auszeichnung, die in Baden und nur selten verliehen wird.

Nach diesem ehrenden Besuch begab sich Werder noch an demselben Tage zur Kaiserin nach Baden, um sich von ihr zu verabschieden. Die hohe Frau empfing ihn zwar im üblichen Ceremoniell, schickte ihm aber am nächsten Tage folgendes sehr gnädige Handschreiben:

> Lieber General! Ich habe Ihnen gestern nichts gesagt über den Kummer, den Mir Ihr Ausscheiden verursacht, denn der Moment war nicht geeignet dazu. Aber heute muß Ich es sagen, daß Ich Ihren Entschluß tief beklage für das Vaterland, die Armee und Meine Familie. Es steht Mir kein Urtheil über Ihre Motive zu, allein, soweit Ich sie kenne, bin Ich außer Stande, sie zu theilen, und dies erhöht Mein Bedauern, welches Ich Ihnen hiermit auszusprechen als Meine Herzenspflicht betrachte.
>
> Baden, den 19. April 1879.
>
> gez. Augusta.

Nachdem er von seinen lieben Truppen auf dem Exerzirplatz Abschied genommen, reiste er nach Wiesbaden, wo sich der Kaiser von den Nachwehen seiner Verwundung beim Attentat des vorigen Jahres unter der liebevollen Pflege seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, erholen sollte. Hier dankte er dem Kaiser für alle Huld und Gnade, mit der er in so reichem Maße bedacht worden, namentlich für die zuletzt verfügte Standeserhöhung. Hatte doch der Kaiser eigenhändig unter den Entwurf für das Gräflich v. Werdersche Wappen die Devise gesetzt:

Dem Freunde Schutz,
Dem Feinde Trutz.

Der Abschied von seinem Kaiser war ein beiderseitig thränenreicher!

Auf der Rückreise nach Karlsruhe besuchte Werder in Coblenz, wo sein Schwiegersohn Roeder in Garnison stand, seine Tochter Jenny. Von hier aus schrieb er an den Bürgermeister von Freiburg:

> Verehrter Herr Oberbürgermeister! Es thut mir außerordentlich leid, daß ich meine Absicht nicht ausführen kann, nach Freiburg zu kom-

men, um Ihnen und meinen lieben Mitbürgern ein herzliches Lebewohl zu sagen, Ihnen Allen auszusprechen, mit wie schwerem Herzen ich von dem Lande scheide, in welchem es mir während eines bald neunjährigen Aufenthaltes in jeder Beziehung so überaus wohl ergangen, mit dessen Bewohnern ich eine große und schöne, mir unvergeßliche Zeit zu verleben das Glück hatte; Ihnen aufrichtig und von Herzen zu danken für die mir in reichem Maße zu Theil gewordene wohlwollende, ja wahrhaft freundschaftliche Theilnahme, und Sie zu bitten, sich auch fernerhin meiner zu erinnern, wie ich auch Ihrer nicht vergessen und jederzeit der Ehre mir bewußt sein und bleiben werde, ein Bürger Freiburgs zu sein.

Da ich zu meinem Leidwesen aber behindert bin, meinen Gefühlen mündlichen Ausdruck zu geben, so erlaube ich mir, Sie zu bitten, dem Magistrate und der hochgeschätzten Bürgerschaft gegenüber ein beredter Dolmetscher meiner Gefühle sein zu wollen.

Mit dem Wunsche, daß Gott der Allmächtige Freiburg und seine Bewohner vor allem Uebel schützen möge, zeichne ich mich hochachtungsvoll als Ew. treu ergebener dankbarer Mitbürger

A. Graf v. Werder.

Am 30. April gab der Großherzog ein offizielles Abschiedsdiner zu Ehren des scheidenden Generals, wozu, außer sämmtlichen Generalen und Regimentskommandeuren des Korps, aus Straßburg die Generale v. Fransecky und Schachtmeyer, sowie der Neffe Hans Werder, Oberst und Chef des Generalstabes des 15. Armeekorps, geladen waren. In warmen Worten hob der Großherzog bei der Tafel noch einmal alle Verdienste Werders hervor und gab der allgemeinen Theilnahme über Werders Scheiden treffenden Ausdruck.

Am folgenden Tage zeichnete er Werder noch dadurch aus, daß er ihm Abends mit seinen Kindern, dem Erbgroßherzog, der Prinzessin Viktoria und dem Prinzen Ludwig, einen Abschiedsbesuch machte.

Von der Großherzogin erhielt er noch folgendes gnädige Schreiben aus Wiesbaden:

Mein lieber General! Da das leichte Unwohlsein des Kaisers Mich noch hier zurückhält, so bin Ich leider nicht mehr in der Lage, wie Ich es so sehr hoffte, nochmals in Karlsruhe von Ihnen Abschied nehmen zu können. Ich thue es nun auf diesem Wege. Mit welchen Empfindungen, ist Ihnen nur zu wohl bekannt, als daß Ich es nochmals zu wiederholen brauche.

Möchten Sie überzeugt sein, daß das treueste und dankbarste Gedenken mit Ihnen geht. Ein Andenken, welches Ich Ihnen bestimmte, ist leider noch nicht fertig geworden. Es stellt Bilder

und Ansichten zusammen, die Sie an gemeinsam verlebte Zeiten erinnern sollen. Gott mit Ihnen!

gez. Louise.

Das Geschenk bestand aus einer Staffelei mit Photographien der ganzen Großherzoglichen Familie, des Karlsruher Schlosses und des Generalkommandos, alle in einem großen Rahmen. Schon vor Jahren hatte die Großherzogin Werder ein Bild des Kaisers Wilhelm mit von ihr gemaltem Rand, worauf die bekannte Kaiser-Depesche, geschenkt. Beim Abschied erhielt Werder ein Album mit den Bildern der übrigen badischen Fürstlichkeiten und ein zweites mit den Bildern der Karlsruher Gesellschaft.

Das Armeekorps schenkte ihm zum Abschiede ein Kolossalalbum mit Photographien sämmtlicher Offiziere, Aerzte und Beamten des 14. Armeekorps.

Am 2. Mai verließ Werder das Feld seiner langjährigen segensreichen Thätigkeit, Karlsruhe. Nun sollte er die Wahrheit des Ausspruches des Horaz erproben:

Beatus ille, qui procul negotiis etc.

So liegt nun die Darstellung eines langen und reichen militärischen Lebens vor uns. Werders Leben verdient gekannt zu sein, denn es bietet, als Mensch und Soldat, namentlich der jüngeren Generation viel Lehrreiches.

Er liefert zunächst den Beweis, daß noch heute jeder junge Offizier, auch bei schlechten Avancementsaussichten, hoffen soll, den Marschallsstab zu erringen, wenn er das Seinige dazu beiträgt.

Werder trat 10 Jahre nach dem großen Kriege in die Armee, zu einer Zeit, wo die Aussichten auf Beförderung sehr geringe waren. Preußen hatte, den Erbfeind zu vernichten, die schwersten Opfer gebracht, die Staatsmittel waren vollständig erschöpft und die weiseste Oekonomie und Sparsamkeit für die Staatsregierung geboten. Auch der Pensionsfonds bedurfte der Schonung, hatte er doch zahlreiche Verpflichtungen gegen die Vaterlandsvertheidiger, die ihre Tapferkeit mit schweren Wunden oder dem Tode bezahlt hatten, deren Hinterbliebene versorgt werden mußten. Also konnte und wollte man nicht Verabschiedungen eintreten lassen, um Avancement zu schaffen, waren doch auch die Ansprüche an die geistigen Fähigkeiten der Offiziere nicht so hohe, wie in der Gegenwart. Man blieb in seiner Stellung, so lange man irgend genügen konnte. Werder trat daher mit den denkbar ungünstigsten Avancementsaussichten ein. Erst nach 21 Dienst-

jahren, zu einer Zeit, wo noch mancher Hauptmann mit dem Eisernen Kreuz von 1813 im Dienst war, erreichte Werder die Hauptmannscharge, und zwar außer der Tour, durch Versetzung in den Generalstab. Im Alter von 37 Jahren war er noch Lieutenant, und doch hat er die höchsten Ehrenstellen erreicht.

Pflichttreue wird bei jedem Offizier vorausgesetzt, aber nicht Jeder zeigt eine besondere Strebsamkeit. Werder war kein Streber, aber strebsam; denn er erkannte sehr bald, daß nur, wenn er sich über die Menge zu erheben suchte, er Anspruch auf besondere Berücksichtigung machen könne. Daher nahm er jede Gelegenheit wahr, seine Kenntnisse zu bereichern und seine Fachwissenschaften zu studiren. Da man den Krieg im Frieden nicht lernen konnte außer vielleicht durch gründliches Studium der Kriegsgeschichte, so suchte er nach Gelegenheit, sich praktische Kriegserfahrung zu erwerben. Deshalb ging er nach dem Kaukasus. Den Trieb zu lernen hat er sich noch bis in die spätesten Jahre bewahrt. Darum hat er sich auch überall bewährt.

Werder war streng religiös. An seinem Konfirmationstage, Himmelfahrt 1825, sprach er es aus:

„Und dies ist mein fester Glaube, der, wie ich mit Zuversicht hoffe, mich in der Erfüllung aller meiner Pflichten stärken und mir die Kräfte verleihen wird, den Lockungen der Sünde zu widerstehen.“

Und an diesem Glauben hat er in Freud und Leid festgehalten, und wir haben oft gesehen, wie er im Gebet Stärkung suchte. Frömmigkeit ist die geistige Waffe, die der Soldat vor allen anderen Ständen bedarf, weil er den mancherlei Versuchungen mehr ausgesetzt ist, wie Andere. Werder war aber auch fromm zu einer Zeit, die Gott Lob vorüber, wo man eine gewisse Charakterstärke besitzen mußte, wenn man seinen Kameraden gegenüber seinen Herrn nicht verleugnen wollte. Mancher Spott mag über ihn ergangen sein, wenn er, ohne kommandirt zu sein, die Kirche oder den Tisch des Herrn besuchte. Er hörte aber nichts von Spottreden, man wußte, er würde seinen Christum mit seinem Blut vertheidigen.

Bei solcher Sinnesart war es selbstverständlich, daß Werder zu den soliden Offizieren gehörte. Seine pekuniäre Lage war keine glänzende. Der Vater konnte ihm nur eine kleine Zulage geben; er suchte aber mit seinen Mitteln Haus zu halten und gab nie mehr aus, als er hatte. Diese Kunst ist schwer und doch so ehrenwerth. Dabei war er durchaus kein Kopfhänger. Er liebte frohe Gesellschaft und war mit ihr froh, aber er versagte sich jeden Genuß, wozu ihm die Mittel fehlten. Daher hat er auch nie Schulden gemacht und war in allen Geldangelegenheiten peinlich ordentlich und gewissenhaft.

Gesundheitsschädliche Ausschweifungen vermied er grundsätzlich und hatte sich einen gesunden Körper erhalten, der ihn im Kriege nicht im Stich gelassen.

Werder war tapfer bis zur Nichtachtung jeder Gefahr. Vor Straßburg erweckte er dadurch sogar den Glauben, als suche er den Tod. Wie wenig kannte man ihn! Gerade der Selbstmord trat in seinen tief hypochondrischen Perioden als Gespenst vor seine Seele, vor dem er sich fürchtete. Da hat er bei seinem Gott Schutz gesucht und gefunden. Seine Tagebücher geben an mehreren Stellen über diesen Seelenzustand Auskunft.

Er war ein guter Kamerad und zuverlässiger Freund. Mit den engsten Banden hing er bis ans Lebensende an seinen Freunden. Die noch Lebenden werden ihm das Zeugniß seltener Treue nicht versagen.

Auf der militärischen Stufenleiter stieg Werder nur langsam empor. Als er nach 26jähriger Dienstzeit Stabsoffizier geworden, ging das Avancement schneller, da man die vortrefflichen militärischen Eigenschaften Werders zu erkennen Gelegenheit erhielt. Seine Tüchtigkeit in vollstem Maße darzuthun, gaben ihm aber die Kriege Gelegenheit, und es gehört zum Soldatenglück, im Kriege dahin gestellt zu werden, wo man sich Ruhm und Ehre erwerben kann. Werders Soldatentugenden haben sich glänzend bewährt und ihn berühmt gemacht. Bewundert als siegreicher Held, geliebt als Vorgesetzter, hochgeehrt vom Volk, mit den höchsten Ehren belohnt von seinem Kaiser beschloß Werder ein thaten- und segensreiches militärisches Wirken und steckte nach 52jähriger Dienstzeit das tapfere Schwert in die Scheide, das er ruhmvoll geführt mit Gott für König und Vaterland!

Fünfter Abschnitt.

Letzte Lebensjahre.

Unter dem 15. April 1879 hatte Se. Majestät Werder bei Ertheilung des Abschieds geschrieben: „Möchte Ihnen nach Allem, was Sie gethan, noch ein ruhiger und langer Lebensabend beschieden sein!“ Dieser Wunsch seines Kaisers sollte nicht in Erfüllung gehen, denn nur noch acht Jahre waren Werder zugemessen und acht Jahre voll Unruhe und Sorgen.

Werder glaubte den Intentionen Sr. Majestät bei Verleihung der Dotation, wie wir gesehen haben, am besten zu entsprechen, wenn er dieselbe in Grund und Boden anlegte. Hatte er doch auch den Wunsch, die einst sehr begüterte Familie v. Werder aus der Rogäsener Linie wieder erbangesessen zu machen. Der Ankauf der Güter Grüssow und Gantzkow schien ihm in jeder Richtung die Erfüllung jenes Wunsches zu verheißen. Der Rath bewährter sachverständiger Freunde hatte ihm ja dabei zur Seite gestanden; nur war übersehen worden, daß zur Verwaltung oder wenigstens Beaufsichtigung eines so großen Besitzes Sachkenntniß und Erfahrung gehören, die bei den bereits bedenklichen Konjunkturen in der Landwirthschaft durch guten Willen, Eifer und Thätigkeit nicht ersetzt werden konnten.

Wenn ein alter General — der aus seiner hohen Stellung gewohnt ist, zu befehlen, der auf unbedingten Gehorsam rechnen konnte, dessen ausführende Organe beseelt waren von Pflichttreue, Eifer, Ehrenhaftigkeit, Uneigennützigkeit — sich nach 52jähriger ruhm- und ehrenvoller Dienstzeit in hohem Lebensalter auf ein Feld begiebt, welches ihm ganz unbekannt, auf welchem ihm jede Erfahrung abgeht, so muß er Enttäuschungen entgegengehen, die um so mehr sich häufen, je eifriger der Kampf mit all den großen und kleinen Widerwärtigkeiten aufgenommen wird, an denen der Beruf des Grundbesitzers in heutiger Zeit so reich ist. Rechnen wir dazu Werders großen Thätigkeitsdrang, seine Gewissenhaftigkeit, sein Vertrauen zu den Menschen, welches er ihnen so lange entgegenbringt, bis er sich überzeugt, daß sie es nicht verdienen, so dürfen wir uns nicht wundern,

wenn ihm in dem selbstgewählten neuen Lebensberuf als Grundbesitzer ein ruhiges und behagliches Alter, wie es ihm sein Kaiser so sehr gewünscht, nicht wurde.

Die Rittergüter Grüssow und Gantzkow, früher im getrennten Besitz pommerscher Familien, wurden in der Hand eines Herrn v. Buggenhagen vereinigt, dessen Familie in Neu-Vorpommern ansässig ist. Derselbe lebte in kinderloser Ehe mit einer Geborenen v. Oppenfeld zunächst in Grüssow, kaufte dann das benachbarte Gantzkow, baute auf der Höhe in Grüssow mit sehr beträchtlichen Kosten das im gemischten Stil aufgeführte unbequeme Schloß und auf dem Gutshofe in Gantzkow eine Brennerei. Die zum Theil aus gerodetem Waldboden bestehenden Flächen in Gantzkow eigneten sich hauptsächlich zum Kartoffelbau und versprachen zu damaliger Zeit eine ausgiebige Verwerthung durch die Brennerei. Die Güter waren aber durch vieljährige Verpachtung ausgesogen und die ausgedehnten Waldflächen von Gantzkow abgetrieben. Es war nun die Aufgabe des neuen Besitzers, durch Meliorirung des Ackers und durch Aufforstung der Waldflächen die Ertragfähigkeit des erworbenen Grund und Bodens wieder zu erhöhen. Von großen Erträgen mußte vorläufig abgesehen werden. Das ökonomische Gedeihen des Besitzes gehörte wesentlich der Zukunft an. Gelang es Werder, geeignete sachverständige, uneigennützige Hülfe zu finden, so hoffte er, sein Ziel zu erreichen, da er bei seiner hohen Pension und noch einigem Privatvermögen auf Ueberschüsse aus den Erträgen der Güter vorläufig wohl verzichten konnte.

Die Lage von Grüssow war seinen Wünschen durchaus entsprechend. In der Nähe der belebten Kreisstadt Belgard an der Persante, welches, an der hinterpommerschen Bahn gelegen, zugleich mit Colberg durch Bahn verbunden ist, war ihm ein leichter Verkehr mit der Außenwelt ermöglicht. In Belgard standen der Regimentsstab und vier Eskadrons des Pommerschen Dragoner-Regiments Nr. 11. Grüssow war umgeben von Rittergütern des konservativen pommerschen Landadels, mit dem Werder den ihm unentbehrlich gewordenen geselligen Verkehr pflegen konnte. Er fand bald unter den Nachbarn freundlich gesinnte kenntnißreiche Berather. Der berühmt gewordene General wurde natürlich überall mit offenen Armen empfangen, man leistete ihm in jeder Richtung in seinen Bestrebungen Vorschub, und durch Aufmerksamkeiten aller Art gab man der Freude Ausdruck, daß Werder sich im Kreise ansässig gemacht. Die Trompeter aus Belgard haben den Weg nach Grüssow oft gemacht, um dort zu konzertiren.

Am 10. Mai traf Werder in Grüssow ein, und mit jugendlichem Eifer ergriff er seinen neuen Beruf. Die Einrichtung des Hauses und die Orientirung über seinen neuen Besitz in Begleitung der angestellten Inspektoren nahmen seine Thätigkeit von früh bis zum Abend in Anspruch.

So viel wurde ihm auch als Laie sehr bald klar, daß Wald und Flur in jeder Richtung der Aufbesserung bedurften. Zuerst nahm er die Waldkulturen in Angriff. Die Berieselung der Wiesen, zwar in der Anlage vorhanden, aber verfallen, mußte aufgebessert oder neu angelegt werden, Drainage wurde als nothwendig erkannt, dem Boden war reichlich Dünger zuzuführen, dessen er sehr bedurfte, die Ziegelei war in Gang zu bringen, die Fohlenkoppel zu verbessern, kurz Aufgaben die Fülle, die Menschenkräfte und Geld, viel Geld erforderten. Das Letztere war zum Glück noch vorhanden, und Werder blickte hoffnungsvoll in die Zukunft. Er hatte ja noch nicht erfahren, daß lange Jahre dazu gehören, um die Früchte der gemachten Anstrengungen zur Reife zu bringen.

Alle Dienstag hielt er mit seinen Beamten eine Konferenz ab, nahm ihre Berichte und Vorschläge entgegen und fand nur zu oft Widerspruch, wenn er Anordnungen treffen wollte, die mit der Sachlage nicht übereinstimmten, oder die den Inspektoren nicht paßten. Als Kommandirender hatte er beim Vortrag niemals Widerspruch gefunden, er bewegte sich auf einem Felde, welches er beherrschte; hier war es anders, und nur zu bald mußte er sich überzeugen, daß er den Vor- und Rathschlägen seiner Beamten folgen müsse, ohne vorläufig erkennen zu können, ob sie für das Gedeihen seines Besitzes wirklich nothwendig und vortheilhaft seien. Oft überkam ihn bereits eine leise Ungeduld, wenn er merkte, daß Alles doch nicht so ginge, wie er es sich gedacht. Und seine täglichen meteorologischen Studien befriedigten ihn auch nicht. Entweder regnete es zu viel oder zu wenig, und er haderte, wie alle Landwirthe, mit dem Barometer, dem er früher niemals seine Aufmerksamkeit geschenkt.

Im Juni ging in Grüssow das Diplom ein, „durch welches dem General der Infanterie zur Disposition und Chef des 4. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30, Karl Wilhelm Friedrich August Leopold v. Werder, und dem jedesmaligen Erstgeborenen und dessen rechtmäßigen ehelichen Leibeserben und Nachkommen die gräfliche Würde ertheilt wird“.

Aus dem in der üblichen Form verfaßten und ausgestatteten Grafendiplom heben wir den Satz hervor:

„— daß Wir, um der Armee und dem Vaterlande zu bethätigen, daß Wir die hervorragenden Verdienste Unseres Generals der Infanterie zur Disposition und Chef des 4. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30, Karl Wilhelm Friedrich August Leopold v. Werder, bisherigem kommandirenden General des 14. Armeekorps in dem letzten Feldzuge, und ins Besondere seiner heldenmüthigen Abwehr des Feindes vor dem Eindringen in das Vaterland, jederzeit mit warmem Danke und lebhafter Anerkennung eingedenk sind, Uns entschlossen haben, zur Bezeugung und

zum dauernden Gedächtniß Unserer besonderen Königlichen Huld und Gnade dem vorgedachten Karl Wilhelm Friedrich August Leopold v. Werder die gräfliche Würde zu verleihen u. s. w."

Das Gräflich v. Werdersche Wappen ist im Diplom abgebildet und wie folgt beschrieben:

„Nämlich einem viereckigen, an den Seiten ausgeschnittenen und an den beiden unteren Ecken abgerundeten goldenen Schilde, worin das Eiserne Kreuz. Die Mitte desselben ist belegt mit dem Stammschilde Derer v. Werder, welches im blauen Felde einen mit drei silbernen Lilien belegten und oberhalb von vier, unterhalb von drei goldenen Sternen begleiteten Rechtsschrägbalken zeigt.

Den oberen Rand des Schildes bedeckt eine goldene mit neun Perlen besetzte Grafenkrone, deren Reif mit Edelsteinen besetzt ist.

Auf der Krone ruht ein rothgefutterter mit goldenen Bügeln und Einfassungen und anhängendem goldenen Kleinod versehener und mit einer adeligen Krone gekrönter stahlblauer offener Turnierhelm. Aus der Helmkrone wächst ein geöffneter blauer Adlerflug hervor, dessen Flügel je mit drei goldenen Sternen belegt sind und zwischen welchen ein mit drei silbernen Lilien belegter, oben abgerundeter rother Pfahl steht.

Die Helmdecken sind rechts inwendig von Silber, auswendig roth. Links inwendig von Gold, auswendig blau tingirt.

Als Schildhalter dienen rechts: der mit der Königskrone und dem Hohenzollernschilde geschmückte schwarze preußische — links: der mit dem Kurhute und mit dem goldenen Scepter im blauen Brustschilde geschmückte rothe brandenburgische Adler, welche auf einem Spruchbande stehen, dessen Inschrift lautet:

Dem Freunde Schutz,
Dem Feinde Trutz."

Zur goldenen Hochzeit des Kaisers reiste Werder nach Berlin zur Gratulation, zugleich sich für das Diplom zu bedanken. Er durfte sich der besonders gnädigen Aufnahme sowohl der Kaiserlichen als auch der Großherzoglichen Familie erfreuen.

Nach Rückkehr von Berlin, von wo aus er noch ein paar Tage seine Geschwister in Thale besucht, fing er an, mit Schwester Charlotte in Belgard und in der Umgegend die erforderlichen Besuche zu machen. Der nächste Nachbar in Zarnefanz war die von der Lühesche Familie, mit der bald ein engerer Verkehr gepflogen wurde. Hier wie in Standemin, Schinz, Lentzen, Naffin und weiter in Tychow, Dubberow, Kaltenhagen fanden die Geschwister die ehrendste Aufnahme. Auch der Verkehr mit den Land- und Stadtpastoren wurde mit der Zeit ein recht reger. In Colberg,

welches mit der Eisenbahn leicht zu erreichen war, fand sich nach der Ernte der Landadel zusammen und Werder fuhr wiederholt dorthin.

Im September fand das große Herbstmanöver des 2. Armeekorps vor dem Kaiser statt. Diesen auf der Durchreise von Danzig nach Stettin in Cöslin zu begrüßen, begab sich Werder am 11. September dorthin. Dann wurde am 12. sein Geburtstag in Grüssow festlich begangen, welche Feier durch Betheiligung der Beamten und der Schulen, durch Gesellschaft und Feuerwerk ein belebtes Bild bot. Am 13. ging Werder, der an ihn ergangenen Einladung folgend, nach Stettin, wo eine große Festfahrt auf der Oder, am 14. das große Ständediner stattfand. Am 15. nahm er an den Manövern Theil und ging nach Abreise des Kaisers dann nach Grüssow zurück.

Im Oktober nahm sein alter lieber Freund Malachowski mit seiner Tochter Erika in Belgard seinen Wohnsitz. Das war für Werder eine große Freude, währte doch die Freundschaft nun über fünfzig Jahre und war Malachowski wohl der Einzige, dem gegenüber er sich über Alles aussprach, was ihn beschäftigte und bedrückte. Die Jugendfreundschaft erhielt durch die Nähe der beiden Freunde in beständigem persönlichen Verkehr neue Nahrung, obgleich beide alt geworden waren und ihre Anschauungen oft sehr von einander abwichen. Auch der Senior der Familie Albert und der künftige Erbe Hans kamen im Herbst nach Grüssow zu längerem Besuch.

Inzwischen hatte Werders Tochter Jenny v. Roeder in Coblenz endlich Hoffnung auf Nachkommenschaft gegeben, und am 2. November beschenkte sie ihren Vater mit der ersten Enkelin. Darüber war große Freude, die sich aber bald in tiefe Trauer verwandeln sollte. Die Nachrichten über das Befinden von Mutter und Kind waren bisher sehr günstige gewesen, als plötzlich am 16. November von Roeder ein Telegramm eintraf, worin er meldete, daß seine Frau an Unterleibsentzündung schwer erkrankt sei und Tante Charlotte gebeten wurde, nach Coblenz zu kommen. Sie reiste auch unverzüglich ab, dann wieder lauteten die Nachrichten weniger bedenklich. Werder war gerade in Belgard, als ihn dort am 20. ein Telegramm erreichte, er möge auch hinkommen. Wie er ging und stand, fuhr er auch sofort nach Coblenz ab, woselbst er am 21. Vormittags eintraf. Roeder hatte seiner Frau auf Rath der Aerzte nichts von der Ankunft weder der Tante noch des Vaters gesagt. Nach Rücksprache Werders mit den drei Aerzten, die Roeder zur Behandlung der theuren Kranken zugezogen, wurde beschlossen, ihr die Ankunft des Vaters zu verheimlichen, da ihr jede Aufregung erspart werden müsse. Aus dem ganzen Benehmen der Aerzte erkannte er, daß sie seine Tochter bereits aufgegeben.

Nachmittag trat denn auch ein sanfter Tod ein. Werder sah seine Tochter nur noch als Leiche.

„Am Abend sah sie aus verklärt, selig, wie ihre Mutter, deren Bild und letzte Lebenstage in meiner Erinnerung wieder recht wachgerufen wurden.“

Sein Schmerz war tief, aber Gott ergeben, er hatte den trostlosen Gatten noch aufzurichten, der unter dem schweren Schlage fast zusammengebrochen. Das Kind war nicht stark, aber gesund. Die Schwester des Wittwers, Fräulein Anna v. Roeder, übernahm die Pflege desselben.

Am 24. November Nachmittags fand das Begräbniß statt, am 25. die Taufe. Die in Coblenz anwesende Großherzogin von Baden hatte eine Pathenstelle übernommen und war bei der ernsten Feier zugegen. Den nächsten Tag reiste Werder ab, während seine Schwester noch in Coblenz blieb, um bei Regelung des Hausstandes und Pflege des Kindes behülflich zu sein. Werder sprach auf der Rückreise bei Vetter Holtz in Rammin vor, um sich über seine Wirthschaftssorgen Raths zu erholen, und kehrte am 1. Dezember nach Grüssow zurück.

Tiefgebeugt durch den Verlust seiner einzigen Tochter, suchte Werder Vergessen in einer fieberhaften Thätigkeit, in der die Jahreszeit ihm nur zu oft hindernd in den Weg trat.

Weder Grüssow noch Gantzkow hatten eine eigentliche Dorfgemeinde, die allein von der Gutsherrschaft vertreten wurde. Die Bewohner beider Ortschaften waren nur Angestellte und Tagelöhner, für deren materielle Bedürfnisse Werder zu sorgen hatte. Er bemühte sich aber nicht bloß für das leibliche, sondern auch für das geistige Wohl seiner Untergebenen. Für die Schulen, sowohl in Grüssow wie in Gantzkow, interessirte er sich auf das Lebhafteste, hielt öfters Examina ab und beeinflußte die Lehrer, einen frommen, patriotischen Sinn in die Herzen der Kinder zu pflanzen. So wurden die politischen Festtage, wie Kaisers Geburtstag und Sedan, stets festlich begangen, wobei Werder sehr passende Ansprachen an Lehrer und Kinder hielt. Mit Werders Geburtstag und Weihnachten war stets eine Schulfeier verbunden, zu Weihnachten wurde allen Schulkindern beschеert.

Für die Kranken sorgte er, oft in rührender Weise. Er hatte mit dem Arzt ein jährliches Entgelt verabredet und sorgte für rechtzeitigen und wiederholten Besuch bei den Kranken. Was der Arzt verordnete, wurde beschafft. Wenn einem Kranken Champagner empfohlen war, Werder gab ihn gern. Aus seinem Weinkeller war er Stärkungsmittel herzugeben stets bereit. Auch sorgte er dann für angemessene gute Kost aus der Herrschaftsküche. Seine Schwester Charlotte stand ihm in der Sorge um

seine Leute redlich zur Seite. Je bereitwilliger zu helfen er sich zeigte, desto mehr wurde er in Anspruch genommen. Der Dank, den er erntete, stand nicht im Verhältniß zu den Opfern, die er so gern brachte.

Wenn bei dem Wirthschaftsabschluß der Periode 1879/80 sich ergab, daß Werder über 40 000 Mark baar zugesetzt hatte, so war es wohl natürlich, wenn er zunächst eine Verminderung der Wirthschaftskosten anstrebte. Aber es kamen ihm auch bereits Bedenken, ob die in so großem Umfange begonnenen Meliorationen den Hoffnungen entsprechen würden, die er darauf gesetzt. Mißtrauen, ob seine Inspektoren auch die rechten Männer seien und nicht bloß ihre Schuldigkeit thäten, sondern auch seinen Vortheil allein im Auge hätten, fing an, sich bei ihm zu regen. Nach seiner Auffassung mußten seine Inspektoren, da er selbst nicht Landwirth sei, von selbst alles Mögliche zur Verbesserung der wirthschaftlichen Zustände auf den Gütern thun, nicht auf Anstöße seinerseits warten, noch weniger seinen Andeutungen und Wünschen ohne Widerrede nachkommen, wenn diese ihren eigenen Anschauungen entgegen waren. Solche selbstständigen, erfahrenen, uneigennützigen Männer waren aber schwer zu finden. Werder glaubte nach längerer Beobachtung einen solchen Mann endlich gefunden zu haben und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Derselbe mag ein tüchtiger Landwirth gewesen sein, war aber ein Optimist, hatte den Kopf voll Reformideen, versprach goldene Berge von seinen Unternehmungen, zu denen er die Zustimmung Werders zu erlangen wußte; aber auch hier erfuhr dieser nur Enttäuschungen. Sein Streben, die Wirthschaftskosten einzuschränken, war umsonst. Die gehofften Ertragsüberschüsse blieben aus, so daß Werder immer mehr baare Zuschüsse leisten mußte. Man darf sich nicht wundern, wenn er von Sorge bedrückt wurde, da er im vierten Wirthschaftsjahr noch keine Ueberschüsse von den theuren Meliorationen, der Drainage, der künstlichen Düngung ꝛc. erhielt, im Gegentheil noch etwa 25 000 Mark hatte zuschießen müssen. Er erkannte, daß er auf die Dauer nicht im Stande sein würde, die Verwaltung der Fideikommißgüter in Schwung zu bringen. Es war eine jüngere, sachverständige Kraft nothwendig, die Leitung in die Hand zu nehmen. Der Sohn und Erbe mußte dem Vater die Last abnehmen. Deshalb hatte sich dieser, Premierlieutenant im Garde-Füsilier-Regiment, à la suite stellen lassen und ein Jahr Urlaub genommen, um zunächst auf dem benachbarten Gute Rambin bei Herrn Tiede als Volontär die ersten praktischen landwirthschaftlichen Studien zu machen. So blieb er bereits seit 1882 mit dem Vater in persönlichem Verkehr und konnte sich nebenbei über die Verhältnisse in dem Familienbesitz orientiren.

Je größer Werders Sorgen, desto schwerer war mit ihm zu verkehren, da seine Stimmung eine gedrückte und seine Reizbarkeit immer mehr hervortrat. Sein Herz war entgegenkommender Liebe und Vertrauens be-

dürftig, aber seine Außenseite wurde durch den täglichen Aerger und Mißstimmung immer rauher, ohne es zu wollen, stieß er ab. Mit seiner alten Schwester, die er wahrhaft liebte und hochschätzte, die bei ihrem leidenden Körper mit großer Pflichttreue ihm in Erfüllung der ihr zufallenden Aufgaben an der Spitze des großen Hausstandes redlich zur Seite stand, haderte er oft ohne Grund, mit seinem alten Freunde Malachowski gab es fortwährend kleine Scharmützel, selbst dem Sohn war durch des Vaters Reizbarkeit eine gewisse Vorsicht auferlegt; kurz, er hatte keinen freundlichen Lebensabend. Noch hatte seine eiserne Gesundheit die Strapazen, die seine rastlose Thätigkeit mit sich brachte, gut ausgehalten. War er doch den ganzen Tag zu Pferde, zu Fuß oder zu Wagen unterwegs. Aber die Zeit kam auch, wo sich das Alter in seinen körperlichen Leistungen geltend machte.

Das Einzige, was ihm in der Bewirthschaftung Freude machte, waren seine Waldkulturen, die allerdings einen überraschend guten Fortgang nahmen. Seine zahlreichen Gäste fuhr er mit Vorliebe nach den neuen Schonungen und freute sich, wenn sie ihm Anerkennung eintrugen.

Und Gäste gab es genug in Grüssow. Werder liebte Besuch und freute sich über die zahlreichen Anmeldungen aus der Nähe und Ferne. Außer bei besonderen Gelegenheiten oder zu Gesellschaften forderte er nicht gern zum Besuch auf. Er zog es vor, wenn derselbe sich anmeldete, und Jeder durfte des freundlichsten Empfanges gewiß sein. Der Verkehr mit den geselligen Bewohnern der Umgegend war ein überaus lebhafter. Werder war besonders gern in Zarnefanz und in Schinz, wo er sich von Herrn v. Dassel Rath erholte, wenn er in der Wirthschaft sich nicht zu helfen wußte. Zur Feier der Vermählung des jetzigen Kaisers am 27. Februar 1881 gab er in Grüssow für das Offizierkorps des Dragoner-Regiments und die Nachbarn ein solennes Diner. Auch Bälle gab Werder. Er sah gern vergnügte Jugend um sich.

Das Jahr 1884 brachte ihm die große Freude, daß sich sein Sohn Hans mit Fräulein Margarethe v. Kameke, Tochter des früheren Kriegsministers und Besitzers von Hohenfelde in der Nähe von Colberg, am 12. August verlobte. Das junge Paar hatte sich auf einem Fest, welches die Bewohner des Kreises dem aus Belgard scheidenden Offizierkorps des Dragoner-Regiments gaben, kennen gelernt. Das Regiment war nach Bromberg versetzt, und eine Abtheilung Artillerie kam nach Belgard in Garnison. Wenn der Sohn in seinen Herzensangelegenheiten dem Vater gegenüber bisher eine gewisse Zurückhaltung beobachtet, so hatte er doch vor der Entscheidung seiner Bewerbung das Einverständniß desselben eingeholt. Werder gab sie mit Freuden. Er befand sich gerade in Colberg, als Hans ihm seine Verlobung telegraphirte. Er eilte sofort nach Hohenfelde, um die junge Braut zu begrüßen. Es wurde nun der Plan gefaßt,

daß Hans Gantzkow pachtweise übernehmen und das junge Paar dort wohnen solle. Die nöthigen Neu- und Umbauten in Gantzkow nahm Werder alsbald in Angriff. Hans hatte den Abschied genommen und widmete sich ganz der Bewirthschaftung von Gantzkow, bis er im Jahre 1885 die Pacht antrat und am 25. Juni 1885 seine junge Frau in das neue Heim einführte.

Aber das Jahr 1884 hatte Werder auch viel Trauer gebracht. Zuerst starb am 6. September sein lieber Bruder Albert in Thale. Er hinterließ zwei Söhne. Der älteste, Albert, stand beim 20. Dragoner-Regiment in Baden, der zweite, Hans, im Garde-Füsilier-Regiment. Derselbe war schwer krank und befand sich in Halle in ärztlicher Behandlung. Am 29. September desselben Jahres endete der Tod die schweren Leiden des jungen Lebens. — Unmittelbar berührt und tief eingreifend in sein Leben wurde Werder durch den Tod seiner lieben Schwester und treuen Gefährtin Charlotte betroffen, die am 17. September in Grüssow ein aufopferungsvolles segensreiches Leben beschloß. Eine Darmentzündung raffte sie in wenigen Tagen dahin. Ganz verlassen war Werder im Augenblick nicht, da seine Enkelin Adda v. Roeder sich unter der Pflege ihrer Tante Anna v. Roeder zum Sommeraufenthalt in Grüssow befand. Letztere übernahm nun die Führung des Haushaltes, bis Werders Schwester Anna, nachdem der Hausstand in Thale aufgelöst war, im Dezember nach Grüssow kam, um ferner die Stelle der Schwester Charlotte einzunehmen.

Diese jüngste, nun noch einzige Schwester war eine geistig hervorragend beanlagte Dame, in ihrer Jugend sehr gefeiert. Die jungen Männer wagten kaum, sich mit ihrem Geist zu messen. Scharfer Verstand und schlagender Witz schienen sie unnahbar zu machen. Sie heirathete nicht und suchte ihre Bestimmung als Weib zu erfüllen, indem sie dem Bruder Albert das Haus führte und die Erziehung seiner Kinder übernahm. Auf schriftstellerischem Gebiet hat sie Namhaftes geleistet. Unter andern Büchern schrieb sie die bekannten geistvollen Novellen: Bienchen, An der Waldecke, deren Erträge sie zu wohlthätigen Zwecken bestimmte. Sie hatte eine streng religiöse Lebensanschauung, sie gehörte in Glaubenssachen der orthodoxen Richtung an, nicht frei von Unduldsamkeit.

Werder freute sich auf den täglichen Verkehr mit seiner geistvollen Schwester; aber sie kam, durch die Pflege der beiden Verstorbenen sehr angegriffen und leidend nach Grüssow und fand nun ihren Bruder, der bis dahin stets gesund gewesen war, kränkelnd und nervös. Da konnte gegenseitige Enttäuschung nicht ausbleiben.

Von Ende 1884 datirt der ausgesprochen leidende Zustand Werders. Er zeigte sich zunächst in Brustbeklemmungen, die ihn besonders in den Nächten quälten. Er verwandte von nun an auf seinen Gesundheitszustand

große Aufmerksamkeit. Seine Tagebücher sind angefüllt von Beobachtungen über seinen körperlichen Zustand, das Wetter und die Wirthschaftssorgen. Der Arzt hatte schon im Frühjahr dringend eine Reise nach Wildungen oder wenigstens einen längeren Aufenthalt an einem klimatischen Kurort empfohlen, um ihn den steten Beunruhigungen durch die Wirthschaftssorgen zu entreißen. Werder ging darauf aber nicht ein. Er schreibt:

„Was hilft alles Verreisen, wenn die Gedanken mich nicht verlassen. Dieser Lebensabend ist unerwartet und zehrt, bei allen Bestrebungen, das Gottvertrauen zu erhalten, an meinem Lebensmark.“

Auch die Ernennung zum Ehrenbürger von Belgard und die Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefes am 18. Oktober konnte ihm nur eine vorübergehende Freude bereiten. Weihnachten schrieb er an die Braut seines Sohnes:

„Unser Weihnachten ist dies Jahr mehr ein Todtenfest!“

Werder hatte gehofft, seine Schwester Anna würde, eine viel frischere und lebendigere Natur als ihre Schwester, einen heiteren Geist in Grüssow verbreiten. Dies traf nun nicht in der gewünschten Weise zu. Sie gewöhnte sich schwer in die neuen Verhältnisse, weil sie selbst leidend war und ihr wohl auch der anregende Verkehr, den sie in Thale verlassen, fehlte. Beide Geschwister waren zu ähnliche Naturen, Beide ihr Leben lang zu selbstständig gewesen, um sich im Alter ineinander zu schicken. So gab es manche Unerquicklichkeit im Verkehr der Beiden und besonders oft Streit in Glaubenssachen. Die Schwester zog sich, sehr geplagt durch ein schmerzhaftes Gallenleiden, immer mehr in ihre Arbeitsstube zurück, unterhielt eine ausgedehnte Korrespondenz und beendete ihr letztes Werk: „Professor Irrgang.“ Nur selten fand sie Gelegenheit, ihrer geistvollen originellen Auffassung der Dinge und dem ihr sonst eigenen sprudelnden Humor Ausdruck zu geben.

Der Gesundheitszustand Werders wurde immer schlechter. Ostern 1885 glaubte er bereits sein Ende gekommen, aber im Frühjahr trat wieder Besserung ein; er konnte wieder Interesse an der Verwaltung der Güter gewinnen, unterstützt durch die junge thätige Kraft seines Sohnes und einen geeigneten Inspektor in Grüssow. Es fanden sich Erträge, und durch den Verkauf von Plehnen in Preußen, welcher bei der Schwierigkeit der Administration durch den entfernten Schwiegersohn Roeder allen Betheiligten erwünscht war, flossen ihm wieder bedeutende Baarmittel zu. So hatte er wenigstens doch noch die sichere Aussicht, daß er die Fideikommißgüter seinen Erben würde im besten, ertragsfähigen Zustande hinterlassen können, und dies Bewußtsein wirkte auf sein körperliches und geistiges Befinden sichtlich wohlthätig.

Am 24. Juni 1885 fand der Polterabend, am 25. die Hochheit seines Sohnes mit Fräulein v. Kameke in Hohenfelde statt. Das junge Paar bezog das neu hergerichtete Gutshaus in Gantzkow, welches Gut Hans als nunmehriger Pächter selbstständig bewirthschaftete. Durch den häufigen Besuch des Sohnes mit der anmuthigen jungen Frau kam wieder frisches Leben nach Grüssow, versprach doch die junge Ehe ein dauerndes Glück.

Mit voller Theilnahme für die vielen Zeichen der Freundschaft und Verehrung feierte Werder seinen Geburtstag, an dem er durch eine Allerhöchste Kabinets-Ordre noch ganz besonders erfreut wurde. Sein Kaiser schrieb ihm unter dem 10. September 1885 aus Karlsruhe:

> Ich kann Mir nicht versagen, Ihnen zum 12. dieses Monats — dem Tage, an welchem vor 60 Jahren Ihre an Ehren und Verdiensten so besonders reiche militärische Laufbahn begonnen — ein Wort Meiner Erinnerung an die von Ihnen geleisteten hervorragenden Dienste und Meines warmen Gedenkens zugehen zu lassen, welches noch eine besondere Bedeutung dadurch gewinnt, daß es von Karlsruhe aus, dem Ort Ihres langjährigen erfolgreichen Wirkens, geschieht. — Wie hier Ihr Name, insbesondere auch als Schützer vor dem Einbruch des Feindes allezeit unvergessen bleiben wird, so wird er auch in der Armee immerfort seine wohlerworbene Ehrenstelle behalten und jederzeit auch in der dankbaren Erinnerung Ihres Königs
>
> Wilhelm.

Im Januar 1886 wurde Werder schwer krank. Die Geistesthätigkeit setzte vollständig aus. Professor Senator aus Berlin und Dr. Schultz aus Stettin wurden gerufen. Sie gaben wenig Hoffnung, sie fürchteten bei noch möglicher körperlicher Wiederherstellung Trübung des Geistes. Aber der alte zähe Körper machte die Vermuthungen der Aerzte noch einmal zu Schanden. Ende Februar erholte sich der Kranke, die geistigen Kräfte kehrten im vollen Umfange zurück und haben ihn auch nicht wieder verlassen bis an sein Ende. Am 28. Februar nahm er sein Tagebuch wieder auf mit der Notiz:

> „Meine Krankheit muß sehr schlimm gewesen sein, ist jetzt besser, wenigstens die Besinnungslosigkeit ganz gehoben. Ich übertrage schriftlich die Landwirthschaft an Hans, da ich absolut keine Geschäfte treiben soll.“

Am 24. September wurde dem jungen Paar in Gantzkow ein Töchterchen bescheert, welches in der Taufe den Namen Ilse erhielt. Da hatte denn der Großvater viele Sorgen um das Gedeihen des Kindes, hielt der jungen Mutter lange Vorlesungen über Kindererziehung, schaffte aller-

hand Brochuren über rationelle Ernährung an und zeigte das wärmste Interesse für das junge Leben.

Im Januar 1887 raffte der Tod seine letzte Schwester Anna dahin. Nach wenigen Tagen der Krankheit starb sie nach dem Genuß des heiligen Abendmahls, mit Gott und den Menschen versöhnt. Der Tod machte auf Werder den tiefsten Eindruck. Er zeigte eine ungewöhnliche Milde und Weichheit und ließ erkennen, wie sehr er, trotz aller Meinungsverschiedenheiten, an dieser Schwester gehangen. Nun konnten aber Werders Kinder den alten Vater in Grüssow nicht allein lassen. Mit schwerem Herzen, aber der Pflicht ohne Zögern folgend, gaben sie ihr trautes Heim in Gantzkow auf und siedelten ganz nach Grüssow über. Des Großvaters Freude war die gut gedeihende kleine Ilse. Das Verhältniß zur liebenswürdigen Schwiegertochter, die ihn mit liebevoller Sorgfalt umgab, war das beste, neue Hoffnungen belebten seine Lebenslust. Im Sommer ging er nach dem nahen Polzin ins Bad. Als am 29. August, ziemlich überraschend, seine Schwiegertochter eines zweiten Mädchens genas, Hedwig Maria, kehrte er eiligst nach Grüssow zurück, um die junge Mutter und das Neugeborene zu begrüßen.

Als am 4. September Hans, nachdem er vom Pferde gestiegen, seinem Vater guten Morgen wünschen wollte, fand er ihn scheinbar ohnmächtig in seinem Zimmer. Bald aber zeigte es sich, daß Werder einen Schlaganfall gehabt, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Die ganze eine Seite war gelähmt. Er gab in den letzten Lebenstagen kein Zeichen von Bewußtsein mehr. Unter der liebevollen Pflege seines Sohnes und seiner Nichte Anna Rehdiger, die Schwiegertochter war an das Wochenbett gefesselt, vergingen die letzten Lebenstage, und an seinem Geburtstage, den 12. September 1887, schlief er ein, umgeben von seinem Sohne, dem Schwiegersohn Roeder, seinem alten Freunde Malachowski, seiner Schwägerin Frau v. Arnim und seiner Nichte Anna v. Rehdiger.

Am 15. September fand die Beerdigung unter denkbar größter Betheiligung statt. Der Superintendent Gehrke segnete in warmen bewegten Worten die Leiche ein. Von hervorragenden Persönlichkeiten waren als Abgesandte Sr. Majestät die Generaladjutanten Graf Goltz und v. Werder, ferner General v. Kameke und viele Glieder der Werderschen Familie anwesend. Das Kaisermanöver verhinderte eine größere persönliche Betheiligung seitens der Armee. Von der Kaiserin, dem Kronprinzen, dem Großherzog von Baden waren Palmen, Kränze und Telegramme gesandt, ebenso von Regimentern und Behörden. Militärische Ehren an seinem Grabe hatte sich Werder bei Lebzeiten verbeten, und sie wären auch wegen Abwesenheit der Truppen zum Kaisermanöver nicht ausführbar gewesen. Aber er hatte ein großes, aufrichtig trauerndes Geleite. Die nach dem Tode an den

nunmehrigen jungen Grafen Werder eingegangenen zahlreichen Briefe und Telegramme sind ein Beweis der großen Popularität und Verehrung, deren sich der Vater in ganz Deutschland erfreute.

Am 14. hatte der Kronprinz aus München an den jungen Grafen telegraphirt:

> Eben erhalte ich die mich tief betrübende Kunde des Todes Ihres von mir innig verehrten Vaters und spreche Ihnen mein aufrichtiges Beileid darüber aus. Jahre vertrauten Verkehrs mit ihm ließen mich den echten Soldaten in ihm schätzen, der wesentlichen Einfluß auf meine militärische Friedensthätigkeit ausübte und welcher dann in dem letzten großen Kriege sich durch seine Thaten einen Heldennamen für alle Zeiten in unserer Heeresgeschichte erworben. Nie wird sein Andenken aus meinem Herzen schwinden.
>
> gez. Friedrich Wilhelm.

Wenn unser Allergnädigster Kaiser, König und Herr Seinem Großvater, unserem hochseligen Kaiser Wilhelm, in allen Herrschertugenden nacheifert, so hat Er an Seinem jüngst verflossenen Geburtstage durch Verleihung von Namen an viele preußische Regimenter gezeigt, wie Er durch dankbare Anerkennung geleistete Dienste zu belohnen versteht. Werder aber hat Er den schönsten Denkstein durch die nachfolgende Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 27. Januar 1889 an das 4. Rheinische Infanterie-Regiment Nr. 30 gesetzt:

> Ich will das Andenken des Generals der Infanterie Graf Werder dadurch ehren und für alle Zeiten in der Armee lebendig erhalten, daß Ich dem 4. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 30 die Benennung: Infanterie-Regiment Graf Werder (4. Rheinisches) Nr. 30 verleihe. Die ruhmvolle Theilnahme des Regiments an den Kämpfen vor Straßburg und Belfort, welche seinem verewigten Chef einen unvergänglichen Namen in den Jahrbüchern der Geschichte errungen haben, ist mir Bürge dafür, daß das Regiment der ihm zu Theil gewordenen Auszeichnung sich stets würdig erweisen wird.
>
> gez. Wilhelm R.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW., Kochstraße 68—70.



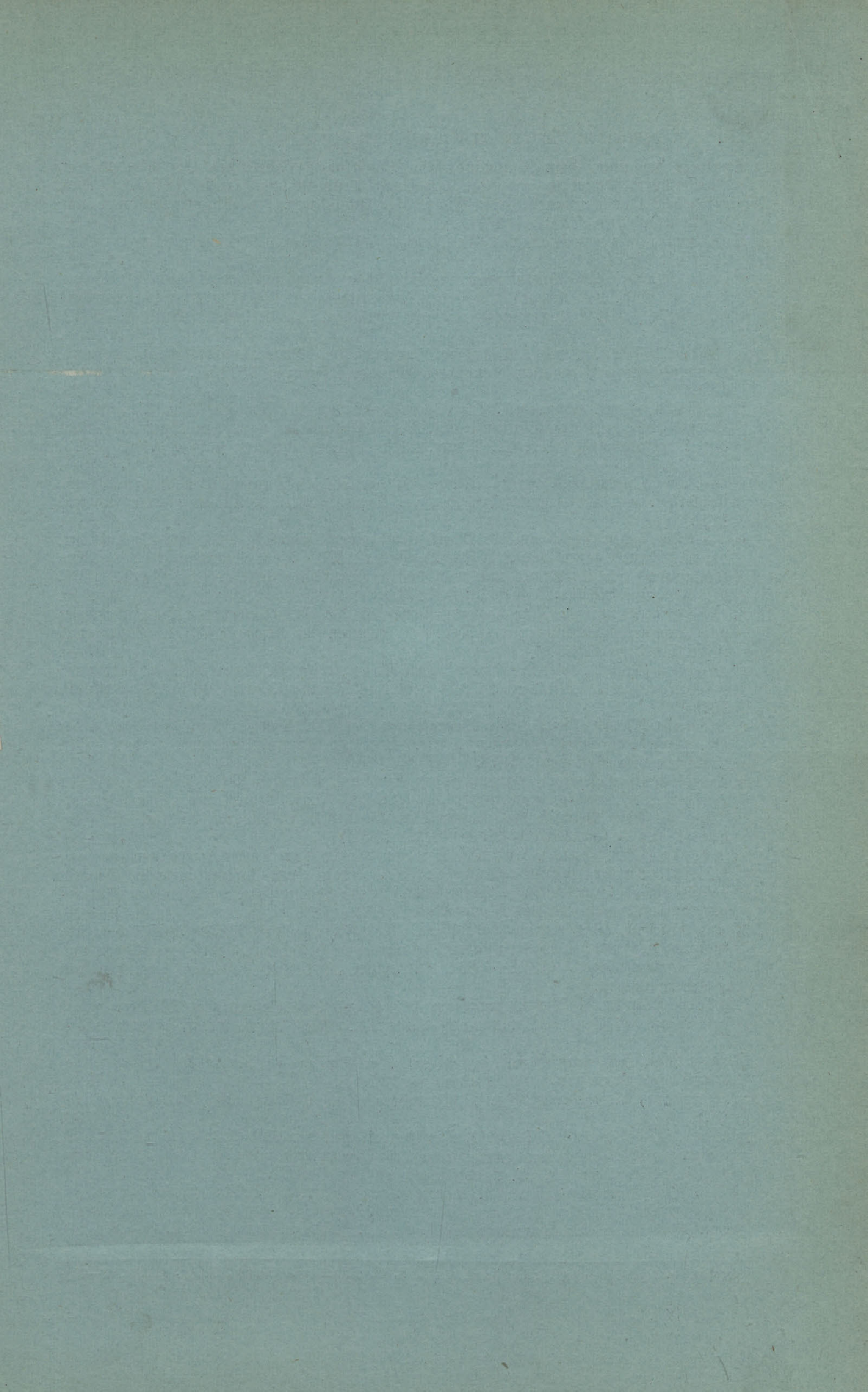


Zu: v. Conrady, Leben des Grafen v. Werder.
Uebersichts-Karte
zu den Operationen des XIV. Armeecorps unter General von Werder.
Chalons s.M.
Vitry le francais
St Dizier
Toul
NANCY
Luneville
Blainville
Zabern
Brumath
Wasselheim
Mundolsheim
Molsheim
Mutzig
STRASSBURG
Schirmeck
Raon l'Etapes
Barr
Etival
Nompatelize
St Dié
Charmes
Rambervillers
Mirecourt
Neufchâteau
Troyes
Bar s. Aube
Chaumont
Epinal
Bruyères
Schlettstadt
Colmar
Neubreisach
Rhein
Ill
Xertigny
Bains
Remiremont
St Loup
St Maurice
Luxeuil
Langres
Jussey
Faverney
Tonnerre
Chatillon s. Seine
Nuits s. Armançon
Montbard
Longeau
Combefontaine
Ports. Saône
Vesoul
Lure
Champigny
Ronchamp
Giromagny
MÜHLHAUSEN
Belfort
Altkirch
Dannemarie
Basel
Prouthoy
Scey
Noirroy le Bourg
Leval
Athésans
Aillevans
Villersexel
Esprels
Héricourt
Delle
Montbéliard
Arcey
Rougemont
Montbozon
Vellefaux
Fresnes s. M.
Champlitte
Is s. Thille
Fontaine francaise
Thil Chatel
Gray
Frétigny
Oiseley
Rioz
Gy
Isle le Doubs
Clerval
Pont de Roide
Blamont
Baume les Dames
St Hyppolite
Maiche
Sancey
Semur
St Seine
Mirebeau
Essertenne
Etuz
Voray
Pin
Cussey
Marnay
Plombières
Sombernon
Dijon
Pontailler
Pesmes
Auxonne
BESANÇON
Doubs
Vercel
Chateauneuf
Vendenesse
Gevrey
Nuits
Côte d'Or
St Jean de Losne
Dôle
Quingey
Ornans
Morteau
St Gorgon
Arc et Senans
Mouchard
Salins
Pontarlier
Seurre
Beaune
Autun
Chagny
Arbois
Poligny
Châlons s. Saône
n. Nevers
Lons le Saulnier
Vogesen
Jura
SCHWEIZ
14.-18. Januar.
Frahier
Echevanne
Chenebier
Lyoffans
BELFORT
Etobon
Courchamp
Chalonsvillars
Essert
Béverne
Bois de la Thure
Lisaine
Bavilliers
Mandrevillars
Chagey
Couthenans
Luze
Champey
Byans
Hericourt
Saulnot
Tavey
Aibre
Vyans
Bussurel
Bethencourt
Savoureuse
Ferme Mt. Chevis
Arcey
Montbéliard
Sochaux
Exincourt
Dung
Allondans
Bart
Doubs
0 ½ 1 Meile
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn. Berlin (Kochstr. 68/70.)
0 1 2 3 4 5 10 15 deutsche Meilen.
Autogr. d. geogr. lith. Inst. u. Steindr. v. W. Greve, Kgl. Hoflith. Berlin.

Berichtigungen.

Seite 81, Zeile 19 von oben muß es heißen: Spreebrücke statt Elbbrücke.

Seite 275, Zeile 3 von oben muß es heißen: das 4. Westfälische Infanterie-Regiment Nr. 17 statt das 2. Rheinische Infanterie-Regiment Nr. 17.



In demselben Verlage erschienen ferner:

Antheil der unter dem Kommando Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin vereinigt gewesenen Truppen am Kriege 1870/71. Nach offiziellen Quellen bearbeitet. Mit 2 Uebersichtskarten, 3 Situationsplänen und 5 lithographirten Skizzen. 1875. ℳ 5,50.

Aus dem Leben des General-Feldmarschalls Edwin Freiherrn von Manteuffel. 1874. ℳ 1,50.

Blume (Major), Die Operationen der Deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Krieges. Nach den Operationsakten des Großen Hauptquartiers dargestellt. Mit 1 Uebersichtskarte und Beilagen. 3. verbesserte Auflage. 1872. ℳ 5,—.

v. Colomb (Gen.-Lieut.), Aus dem Tagebuch des Generalmajors E. v. Colomb, Kommandeur der mobilen Kavallerie-Brigade. Feldzug 1870/71. Mit 2 Karten. 1876. ℳ 4,60.

v. d. Goltz, Frhr. (Hauptm.), Die Operationen der II. Armee. Vom Beginn des Krieges bis zur Kapitulation von Metz. Dargestellt nach den Operationsakten des Oberkommandos der II. Armee. Mit 1 Uebersichtskarte und 1 Plan. 1873. ℳ 9,—.

— —, Die Operationen der II. Armee an der Loire. Dargestellt nach den Operationsakten des Oberkommandos der II. Armee. Mit 3 lithographirten Karten. 1875. ℳ 9,—.

— —, Die sieben Tage von Le Mans nebst einer Uebersicht über die Operationen der II. Armee gegen den Loir im Dezember 1870. Vom Standpunkte des Oberkommandos der II. Armee und nach dessen Akten dargestellt. Mit 1 Karte. (Beiheft 8/9 zum Militär-Wochenblatt. 1873.) ℳ 2,40.

v. Goessel (Hauptm.), Marschrouten-Karte für die Armee-Korps resp. Infanterie- und Kavallerie-Divisionen der Deutschen Armeen im Kriege 1870/71. Nach amtlichen Quellen. 1873. ℳ 7,—.

v. Goßler (Major), Graf Albrecht von Roon, Königl. Preußischer General-Feldmarschall. Mit dem Bildniß desselben. (Beiheft 3 zum Militär-Wochenblatt. 1879.) ℳ 0,80.

v. Hahnke (Oberst-Lieut.), Die Operationen der III. Armee. Nach den Akten der III. Armee dargestellt. Erster Theil: Bis zur Kapitulation von Sedan. Mit 2 Karten und Beilagen. 1873. ℳ 4,—.

v. Hänisch (Gen.-Major), August von Goeben, Königl. Preuß. General der Infanterie und kommandirender General des VIII. Armeekorps. Eine Lebensskizze mit dem Bildniß des Generals v. Goeben. (Besonderer Abdruck der Beihefte 4 und 5 zum Militär-Wochenblatt. 1881.) ℳ 1,80.

v. Helvig (Oberst-Lieut.), Ludwig Freiherr von der Tann-Rathsamhausen, Königl. Bayerischer General der Infanterie und kommandirender General des Königlich Bayerischen I. Armeekorps. Eine Lebensskizze. (Besonderer Abdruck des Beiheftes zum Militär-Wochenblatt 1882.) ℳ 3,50.

Krieg 1870/71, Der deutsch-französische. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Complet in 5 Bänden. 294 Druckbogen und 107 Kartenbeilagen. 1874—1881. Broschirt ℳ 118,40; elegant gebunden mit 3 Kartenmappen. ℳ 140,—.

Löhlein (Hauptm.), Die Operationen des Korps des Generals v. Werder. Nach den Akten des General-Kommandos dargestellt. Mit 1 Karte und 5 Plänen. 1874. ℳ 7,—.

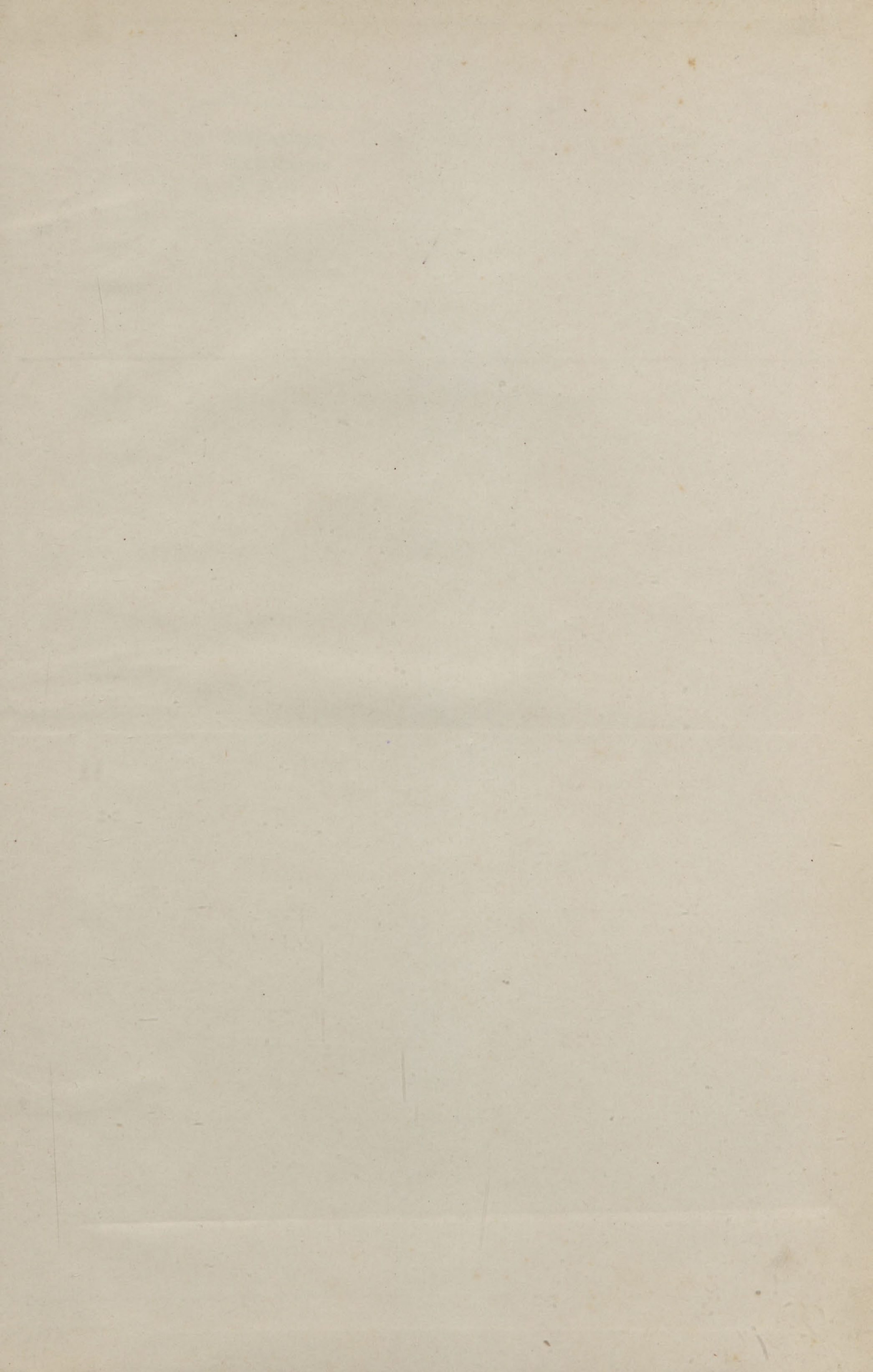
Rogge (Kgl. Hof- und Garnisonprediger), Der Prinz-Feldmarschall Friedrich Karl von Preußen. Mit 1 Stahlstich. 1885. ℳ 1,—.

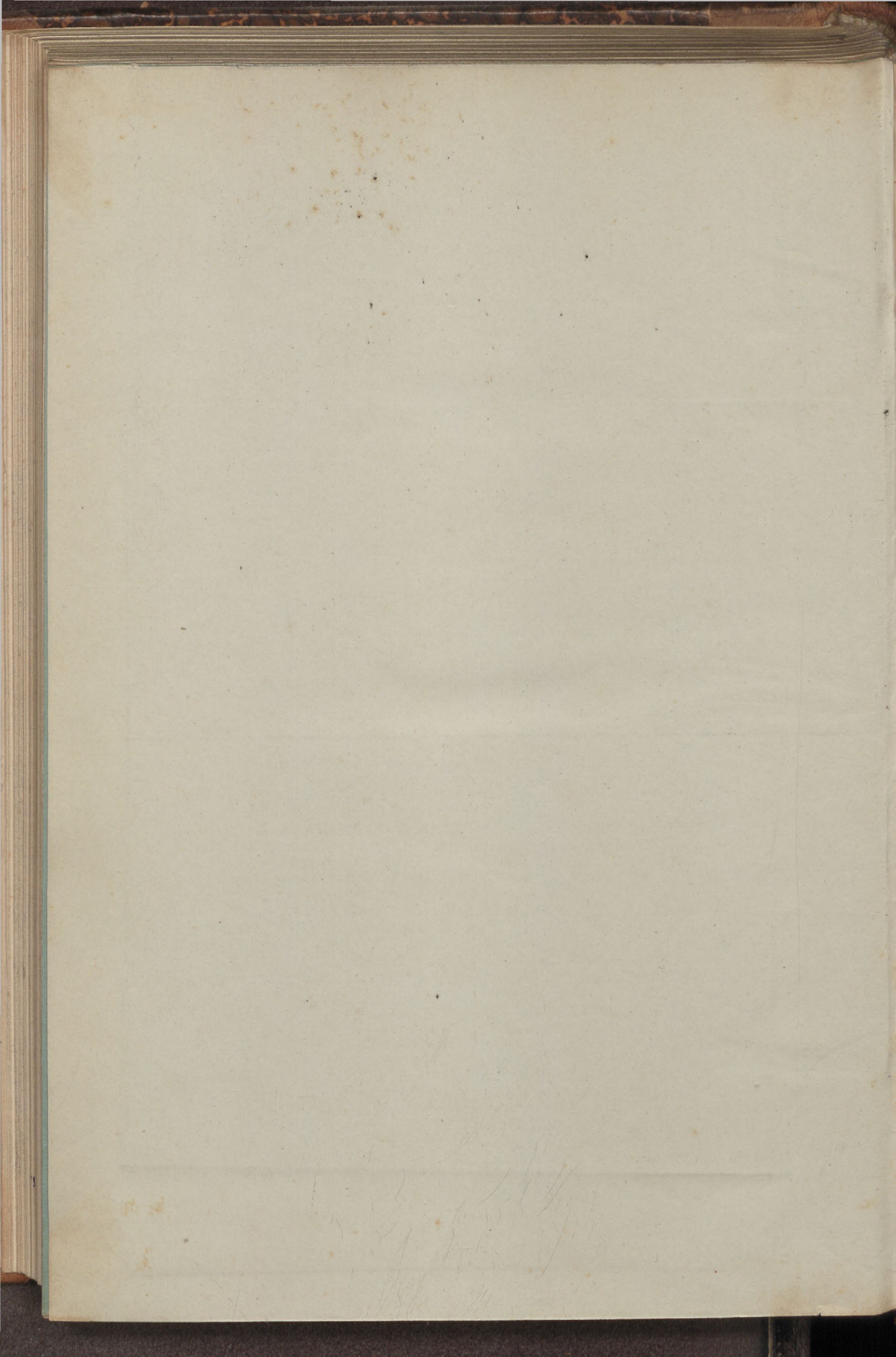
v. Seubert, A. (Oberst), Die Württemberger im Schwarzwald im August 1870. 1879. ℳ 0,80.

v. Wartensleben, Graf (Oberst), Die Operationen der Süd-Armee im Januar und Februar 1871. Nach den Kriegsakten des Oberkommandos der Süd-Armee dargestellt. Mit 2 Karten. 2. unveränderte Auflage. 1872. ℳ 2,40.

— —, Die Operationen der I. Armee unter General v. Manteuffel. (Von der Kapitulation von Metz bis zum Falle von Péronne.) Dargestellt nach den Operationsakten des Oberkommandos der I. Armee. Mit 2 Karten. 1872. ℳ 4,20.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68—70.






KD.2075
nr inw. 2793